

20. bis 22. Oktober 2008 in Nürnberg

2. BUNDESFACHKONGRESS

INTERKULTUR

Kulturelle Vielfalt und Teilhabe



Kongress- Dokumentation

www.bundesfachkongress-interkultur.de



2. BUNDESFACHKONGRESS

20. bis 22. Oktober 2008 in Nürnberg

INTERKULTUR



Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend



FORUM DER
KULTUREN
STUTTGART E. V.



Kulturpolitische Gesellschaft e. V.



- 3 Vorwort **Rolf Graser/Jürgen Markwirth**

Montag, 20. Oktober 2008

- 4 Begrüßung **Dr. Ulrich Maly**, Oberbürgermeister der Stadt Nürnberg
 6 Grußwort **Karin Reiser**, Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend
 8 Eröffnungsvortrag: Laute und lautere Multikultibinsen? **Ilija Trojanow**
 12 Vortrag: Diversity statt Integration – Kultur- und integrationspolitische Entwicklungen der letzten Jahre **Dr. Mark Terkessidis**
 16 Zitate aus dem Film „Perspektivwechsel“
 17 Podiumsdiskussion: Kulturelle Vielfalt und Teilhabe in Deutschland – Die Sicht der Politik

Dienstag, 21. Oktober 2008

- 21 Milieus und Lebenswelten von Migrantinnen und Migranten in Deutschland – Daten und Fakten **Meral Cerci**
 24 Podiumsgespräch Formen organisierten Handelns von Migrantinnen und Migranten – Wege zu gesellschaftlicher Teilhabe

28 Fachforum 1 Strategien interkultureller Kulturpolitik

- 28 Strategien interkultureller Kulturpolitik in Nordrhein-Westfalen **Ulla Harting**
 30 Podiumsgespräch Strategien interkultureller Kulturpolitik – Kommunen berichten
 34 Bilanzierung und Empfehlungen **Ana María Jurisch**

35 Fachforum 2 Partizipation in soziokulturellen Einrichtungen

- 35 Einführung **Ingrid Wagemann**
 38 Partizipation von Migrantinnen und Migranten in soziokulturellen Einrichtungen **Peter Hautmann**
 40 Weitere Inhalte des Fachforums in Stichworten **Thomas Müller**

41 Fachforum 3 Museen und Geschichtsprojekte

- 41 Der transkulturelle Blick – das Thema Migration im geplanten Stadtmuseum Stuttgart **Dr. Anja Dauschek**
 43 Das Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland e.V. DOMID **Aytaç Eryilmaz**
 44 Das Jugend Museum Schöneberg/Berlin **Petra Zwaka**

46 Fachforum 4 Partizipation durch Empowerment – Jugendliche mit Migrationshintergrund in der Jugendarbeit

- 46 Methode, Verlauf und Ergebnisse des Forums **Dr. Stephan Bundschuh, Michaela Hillmeier, Jakob Ruster**
 49 Empowerment und Strategien gegen Rassismus und Diskriminierung aus der People of Color-Perspektive – das Beispiel der Empowerment-Initiative HAKRA **Halil Can**
 51 Ehrenamtliche Jugendarbeit im interkulturellen Kontext – eine Seminarreihe zur Qualifizierung von jungen Multiplikatoren mit und ohne Migrationshintergrund **Margarita Bergen**
 52 Jugendliche mit Migrationshintergrund in der Jugendverbandsarbeit **Serdar Akin**
 53 Das Projekt Jugend-Kulturlotsen 2010 **Christoph Leucht**

54 Fachforum 5 Interkulturelle Bibliotheksarbeit

- 54 Einführung **Susanne Schneehorst**
 56 Praxisbeispiele aus der Stadtbücherei Stuttgart und der Stadtbücherei Lahr **Birgit Lange**
 59 Die Internationale Bibliothek in der Stadtteilbibliothek Gallus der Stadtbücherei Frankfurt am Main **Birgit Lotz**
 60 Interkulturelle Öffnung der Bibliothek und Einführung eines interkulturellen Bibliotheksmanagements **Sibel Ulucan**

61 Fachforum 6 (Inter-)Kulturelle Bildung

- 61 Einführung **Eva Krings**
 63 Hattingen hat KulturKinder – Hattingen hat Kinderkultur: Ein Projekt der Stadt Hattingen zur kulturellen Bildung im Elementarbereich **Erika Beverungen-Gojdka**
 64 Erfahrungen aus dem Bundesprojekt „Kunst-Code“ **Barbara Grupp/Dolores Smith**

68 Fachforum 7 Bürgerschaftliches Engagement von Migrantenorganisationen und -vereinen

- 68 Einführung: Integration durch freiwilliges Engagement **Benjamin Wösten**
 71 Vorstellung des Afrikanischen Elternvereins Aachen **Jean Bizimana**
 73 Die Gründung des Deutsch-Afghanischen Flüchtlingshilfvereins DAFK e.V. **Jama Maqsudi**
 74 Bürgerschaftliches Engagement von Migrantenvereinen **Florin Zaheu**

- 76 **Fachforum 8 Interkulturelle Bildung im ländlichen Raum und in Regionen mit niedrigem Migrantenanteil**
 76 Interkulturelle Bildung in Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern *Susanne Theilmann/Katja Worch*
- 78 **Fachforum 9 Interkulturelles Musikleben in Deutschland am Beispiel der Populären Musik**
 78 Zusammenfassung des Fachforums *Basti Hofmann*
 80 Beitrag *Mehmet Ergin*
- 82 **Fachforum 10 Interkulturelle Lernanstöße zwischen Fußball, Kultur und Bildung**
 82 Einführung *Prof. Dr. Dieter H. Jütting*
 85 Situation und Projekte im Berliner Fußball-Verband e.V. und bei Türkiyemspor Berlin e.V. *Mehmet Matur*
 87 Soziales Lernen, Konfliktmanagement und Gewaltprävention durch organisierten Straßenfußball: buntkickgut! – Die interkulturelle Straßenfußball-Liga in München *Rüdiger Heid*

Mittwoch, 22. Oktober 2008

- 90 Geschichte in der deutschen Einwanderungsgesellschaft *Prof. Dr. Viola B. Georgi*
 93 Miteinander statt übereinander – Auseinandersetzungen mit Geschichte in der Einwanderungsgesellschaft
Jutta Weduwen
 94 Pädagogische Angebote für multikulturelle Klassen in der Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz
Elke Gryglewski
- 95 Programmübersicht
 98 Referenten und Moderatoren
 107 Stuttgarter Impulse zur kulturellen Vielfalt
 109 Veranstalter/Organisation

Vorwort

Rolf Graser, Forum der Kulturen Stuttgart e.V./ Jürgen Markwirth, Amt für Kultur und Freizeit der Stadt Nürnberg

„PerspektivWechsel“ war der Titel des Films, den Nadja Rahal mit Johannes Roskam für den 2. Bundesfachkongress Interkultur gedreht hat: Verschiedene Künstler/innen und Kulturvermittler/innen mit Migrationshintergrund sprechen darin über ihre kultur- und gesellschaftspolitischen Einschätzungen, Wünsche und Perspektiven. Von einem „Perspektivenwechsel“ ist in letzter Zeit auch gerne die Rede, wenn es um den Umgang mit den Herausforderungen unserer Einwanderungsgesellschaft geht. Die Orientierung an Problemen und Defiziten der Zuwanderer/innen weicht zunehmend einer Sichtweise, die die Potentiale und Chancen der Bevölkerungsvielfalt in den Mittelpunkt stellt.

Die „Stuttgarter Impulse zur kulturellen Vielfalt“, die beim 1. Bundesfachkongress Interkultur im Oktober

2006 in Stuttgart erarbeitet worden waren und im Anhang nochmals dokumentiert werden, waren damals der allgemeinen Debatte voraus und haben sicherlich ihren Beitrag zum gedanklichen Perspektivenwechsel geleistet.

Der 2. Bundesfachkongress Interkultur vom 20. bis 22. Oktober 2008 in Nürnberg war nun Gelegenheit zu einer „Zwischenbilanz“ und Weiterführung der Diskussion über die Anforderungen an eine Politik und Praxis, die den begonnenen Perspektiv-Wechsel weiterdenkt und den Kongress-Titel „Kulturelle Vielfalt und Teilhabe“ in die Tat umsetzt. Das Bundesprogramm „VIELFALT TUT GUT“, in dessen Rahmen der Kongress stattfand, gibt mit seinem programmatischen Titel die Richtung vor. Rund 400 Teilnehmer/innen aus unterschiedlichsten Berufsgruppen

aus ganz Deutschland haben sich in Nürnberg zwei Tage lang mit unterschiedlichsten Facetten des Themas beschäftigt und sich mit Arbeitsansätzen in verschiedenen Handlungsfeldern auseinandergesetzt.

Die vorliegende Dokumentation lässt die Beiträge noch einmal Revue passieren und will damit auch über die Teilnehmer/innen des Kongresses hinaus ihren Beitrag zur Weiterentwicklung der Diskussion leisten.

Wie wir „anstelle von Integration mehr Diversity zum Ausgangs- und Zielpunkt unseres kultur- wie gesellschaftspolitischen Denken und Handelns machen können“ (Dr. Bernd Wagner), wird uns auch die nächsten Jahre intensiv weiter beschäftigen. Der 3. Bundesfachkongress Interkultur im Oktober 2010 in Nordrhein-Westfalen wird ein weiterer Meilenstein der Diskussion sein.



Empfang im Historischen Rathaussaal

Begrüßung

Dr. Ulrich Maly, Oberbürgermeister der Stadt Nürnberg

Wir diskutieren heute – endlich - vernünftiger über Interkulturalität als dies in den vergangenen Jahrzehnten in Deutschland der Fall war. Die Islamkonferenz, der Nationale Integrationsplan, da ist vieles vorangekommen. Gleichwohl leiden wir immer noch unter einem Rechtsrahmen, der ungenügend ist. Das Zuwanderungsgesetz löst mehrere hunderttausend Altfälle nicht und produziert damit individuelle Unsicherheit für Menschen, die eigentlich Sicherheit bräuchten, um sich in dieser Gesellschaft einzubringen.

Und was fast noch schwerer wiegt: Wir kommen aus einer Tradition eines nicht vorhandenen interkulturellen Diskurses oder eines missbrauchten interkulturellen Diskurses, die wir noch nicht ganz beiseite geschoben haben. Hier bei uns in Bayern, aber nicht nur hier, ist das Wort der Multikulturalität, „Multikulti“, ein politisches Schimpfwort geworden. Warum eigentlich? Es beschreibt ja letztlich nur eine empirische, eine demographische Tatsache. Wir Deutschen sind mit der Zuwanderung eigentlich immer etwas lässig umgegangen. In den ersten großen Wellen der Gastarbeiterzuwanderung hat man immer geglaubt „Die kommen jetzt und arbeiten und wenn sie mit dem Arbeiten fertig sind, dann gehen sie wieder“. Das erklärt auch, wie sich Zuständigkeiten entwickelt haben. Das sind vielfach noch Erblasten aus diesem nicht vorhandenen Diskurs, mit denen wir uns heute noch herum schlagen. Zuständig bei uns für die Gastarbeiter der ersten Stunde war das Kulturreferat. Warum? Sie sind ja zum Arbeiten gekommen und hatten per Definition keine sozialen Probleme. Und das Kulturreferat war bei uns irgendwie für alles zuständig, was fremd war. Das sind sie auch heute noch. Die Aussiedler, die Spätaussiedler ab Mitte der 1980er Jahre, stellen in Nürnberg in etwa eine genau so große Bevölkerungsgruppe dar wie die klassischen Ausländer – ich verwende die

Begriffe in „Gänsefüßchen“. Sie waren nach der Definition Deutsche im Sinne des Grundgesetzes. Also konnte es offiziell keinerlei kulturellen Probleme oder Brüche geben. Sie waren in der Zuständigkeit des Sozialreferats, denn es war allenfalls ein soziales Problem zu konstataren. Ein Stück weit haben wir diese Trennungen inzwischen hinter uns gelassen, aber auch die jetzige Diskussion ist noch davon geprägt. Die alten Diskussionsmuster zwischen dem „konservativen“ Teil der Politik und dem „fortschrittlichen“, dem „grünalternativen“, taugen auch nicht, um die Probleme zu lösen. Wir kommen weder mit der deutschen Leitkultur weiter – das ist, glaube ich, den meisten klar -, wir kommen aber auch nicht weiter mit einem fröhlich-freundlichen Harmoniebild nach dem Motto „Das ist ja so schön, wenn wir alle so kunterbunt sind“ und die, die Angst davor haben, haben es nur noch nicht gemerkt. Das gibt es am 1. Mai. Da wird dann gerufen „Hoch die internationale Solidarität“, und alle fühlen sich gut. Aber natürlich fühlen sich nur die gut, die das rufen, weil die anderen, die sich nicht gut fühlen, gar nicht dabei sind bei der Demonstration. Da müssen wir auch mit uns selbst kritischer sein und schauen, wo wir noch Diskussionen nachzuholen haben. Ein Kongress, der sich mit Interkulturalität, mit der Verschiedenheit der Kulturen befasst, darf sich nicht im allgemein Romanischen erschöpfen. Das würde der Lebenswirklichkeit in deutschen Großstädten, aber auch auf dem flachen Land nicht gerecht werden.

Nein, wir müssen mit unseren Bürgerinnen und Bürgern darüber reden, wie wir es gerne haben möchten. Wir müssen versuchen, Einigkeit darüber herzustellen, wie verschieden wir sein wollen. Denn die Verschiedenheit macht den Menschen immer noch Angst. Es bleibt die Herausforderung interkultureller Arbeit, diese Angst abzubauen. Sonst entstehen ethnische Kon-

flikte aus ganz läppischen Alltagskonflikten, die es natürlich auch zwischen Deutschen gibt. Das Zusammenleben von Menschen in einer Großstadt wie Nürnberg zu organisieren, ist kein Harmoniemodell und wird nie eines sein. Es ist immer ein Modell des Versuchs (und auch des Irrtums natürlich), wie wir vorhandene Konflikte thematisieren können, wie wir sie angehen können, wie wir sie lösen können. Das ist auch die Arbeit, die interkulturelle Arbeit zu leisten hat: dem Konflikt nicht davon zu laufen, ihn auch nicht zuzudecken mit harmonischen Begriffen, sondern ihn anzunehmen. Ich glaube, dass wir da einerseits in Deutschland ein ganzes Stück weitergekommen sind, befürchte aber andererseits, dass wir uns immer noch auf sehr dünnem Eis bewegen. Wer im Fernsehen gesehen oder in den Zeitungen gelesen hat, was die 25.000 oder 30.000 Menschen, die bei dem Begräbnis von Jörg Haider gewesen sind, am Rande geantwortet haben, wenn sie gefragt wurden, warum sie so ergriffen sind, warum sie so traurig sind, dann sind Begriffe gefallen wie „Er hat uns eine Kärntner Identität gegeben“, „Er hat uns Stärke gegeben“, „Er hat uns beschützt vor dem Fremden“. Das zeigt für mich, wie dünn das Eis ist. Es sind gut gemeinte, gutbürgerliche Antworten gewesen, keineswegs alle dem rechten Spektrum zuzuordnen – Antworten, die zeigen wie viel eigentlich noch zu arbeiten ist an der Organisation des Konflikts und an der Organisation des Zusammenlebens über die Kulturen hinweg. Im Diskurs über die Frage, wie verschieden wir sein wollen, liegt eine Stärke der kommunalen Arbeit. „Willst du Türke bleiben oder Deutscher werden?“ fragt die Bundesrepublik Deutschland, nicht die Stadt Nürnberg. Wir fragen „Willst Du hier bleiben?“ Ob er sich als Nürnberger Türke oder als türkischer Nürnberger fühlt, ist für uns zunächst egal. Wir können an einer lokalen Identität arbeiten und unter dieser



Oberbürgermeister Dr. Ulrich Maly im Gespräch mit Jürgen Markwirth und einem Kongressteilnehmer

lokalen Identität lässt es sich vielleicht leichter über Verschiedenheit und über Interkulturalität diskutieren.

Das heißt aber auch, dass wir weiter an uns arbeiten müssen. Die Stichworte sind uns allen bekannt. Wir brauchen die interkulturelle Öffnung und interkulturelle Kompetenzen in den Verwaltungen. Wir müssen das Instanzen-Denken aufgeben. Auch heute noch wechseln Menschen in einer Großstadt wie Nürnberg locker zehn Mal den für sie zuständigen öffentlichen Träger, wenn sie geboren werden, in den Kindergarten gehen, Kinderkrippe, Grundschule, weiterführende Schule, in der Freizeit Musikschulangebote wahrnehmen oder sonst etwas. Jeder dieser Träger ist in der Arbeitsteiligkeit auf einem hohen Standard angekommen, jeder dieser Träger optimiert sich selbst, aber keiner redet mit dem anderen – so kriegen wir die Probleme nicht in den Griff. Also müssen wir uns auch die Frage nach den richtigen Organisationsformen stellen: Wo stehen wir uns möglicherweise selbst ein bisschen im Weg bei den Fragen, die es zu lösen gilt?

Wir müssen ethnische Selbstorganisationen fördern, das galt lange Zeit als Tabu. Die Wohnungspolitik - ich würde behaupten, in nahezu allen Städten Deutschlands – richtet sich, ohne dass es vermutlich jemals einen Stadtratsbeschluss dazu gegeben hat, immer noch nach der „Cocktailshaker-Theorie“. Wenn Sie einen Sachbearbeiter eines Wohnungsamts fragen, wie viele ausländische Familien er in einem Achtfamilienhaus zulassen würde, dann wird er

Ihnen vermutlich sagen „Na ja, vielleicht zwei, das wäre bei uns hier die gesündeste Mischung“. Das ist keine gesunde Mischung, sondern letztendlich der Versuch, das Fremde so fein zu verteilen, dass es nicht mehr spürbar ist. Die Förderung der ethnischen Selbstorganisation lässt auch Rückschlüsse darauf zu, wie wir zum Beispiel umgehen mit der Zusammenballung bestimmter Nationalitäten in einzelnen Stadtteilen unserer Großstädte. Ist es immer nur ein Getto oder ist es auch die Chance heranzukommen an die Menschen? Wenn das Ganze nicht zum sozialen Getto wird, ist es ein legitimer und erlaubter Ansatz in der Integrationspolitik.

Wir müssen die ethnische Ökonomie fördern, auch und ganz bewusst deshalb, um bestimmte Ausländergruppen aus bestimmten Schubladen zu befreien. „Der Türke“ ist in der Wahrnehmung gerne entweder Gemüsehändler oder er verkauft Döner. Es gibt aber genauso türkische Ärzte, Wissenschaftler und vieles andere mehr, die kaum wahrgenommen werden. Indem wir die ethnische Ökonomie fördern, fördern wir nicht nur die Selbstverständlichkeit des Zusammenlebens in der Stadt, sondern wir leisten auch einen Beitrag dazu, diese Stereotypen ein Stück weit zu durchbrechen.

Wir müssen uns selbst und kritisch fragen, wie geht die öffentliche Verwaltung in ihren Angeboten mit der vorhandenen Interkulturalität in der Bevölkerung um. Da haben wir unser Amt für Kultur und Freizeit, das sind bei uns „die Helden der Interkulturalität“. Die machen alles richtig. Wie

ist es am Staatstheater? Kümmern die sich um dieses Thema? Wie ist es in den städtischen Museen? Es hilft uns nicht, wenn wir in der stadt-eigenen Organisation sozusagen einen zuständigen „Kümmerer“ haben, die Querschnittsaufgabe, die vorhandene Interkulturalität aufzugreifen, in den restlichen Angeboten aber dann großzügig übersehen werden kann nach dem Motto „Die werden es schon richten“. Daran muss man arbeiten: Ein wirklich interkultureller Ansatz erfordert, dass alle mitmachen.

Wir müssen natürlich auf allen Ebenen gesellschaftliche Integration fördern. Stichwort Bildung: Ich brauche es hier nicht zu erzählen, das ist allgemein „durchdekliniert“. Wir müssen auf Stadtteilebene versuchen, die Netzwerke der Menschen so zu organisieren, dass aus dem nicht geschlossenen Mülltonnendeckel kein ethnischer Konflikt wird, sondern dass es ein schlichter Nachbarschaftskonflikt bleibt. In diesem Kontext geht es darum, die vorhandenen sozialen Netzwerke zu stärken und die Organisationen der Zugewanderten zu animieren, sich an diesen Netzwerken zu beteiligen. Das zieht auch ganz konkrete Folgen nach sich. Soll eine ausländische Jugendorganisation von der Kommune gefördert werden, weil sie eine ausländische Organisation ist oder deshalb, weil sie eine Jugendorganisation ist? Unser Ansatz ist es, für die Mitgliedschaft im Kreisjugendring zu werben, ähnliches gilt für Sportvereine. Diese gesellschaftlichen Netzwerke, die in der Bundesrepublik zu einem großen Teil auch das ehrenamtliche Engagement tragen, werden in ihrer Integrationskraft und in ihren Integrationsmöglichkeiten noch nicht so genutzt wie es notwendig und sinnvoll wäre.

Der Kongress bietet in den nächsten zwei Tagen die Gelegenheit, auch diese Fragen zu vertiefen. Es bleibt bei allem Erreichten noch viel dafür zu tun, das Verständnis dafür zu wecken, dass eine Gesellschaft nur dann zukunftsfähig ist, wenn sie sich ein gewisses Ausmaß an „Diversity“, wie man das heute nennt, also an Verschiedenheit leistet. Arbeiten Sie bitte weiter daran – kritisch, aber auch selbstkritisch!

Grußwort

Karin Reiser, Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend

(auf dem Kongress in Vertretung gehalten von Andrea Balbach)

Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister Dr. Maly, meine sehr verehrten Damen und Herren, im Namen des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend heiße ich Sie zum „2. Bundesfachkongress Interkultur“ hier in Nürnberg herzlich willkommen. Ich freue mich, dass so viele Expertinnen und Experten, aber auch sonstige Interessierte an diesem Kongress teilnehmen, und bedanke mich bei den Organisatoren der insgesamt dreitägigen Veranstaltung, vor allem bei der Stadt Nürnberg – vertreten durch Herrn Oberbürgermeister Dr. Maly – und dem Forum der Kulturen Stuttgart, in deren Händen die Leitung der Gesamtorganisation dieser Fachtagung lag.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, derzeit leben ca. 15,3 Millionen Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland. Das sind mehr als 18% der Gesamtbevölkerung. Auch wenn Deutschland zwischen 1960 und 1995 einen steten Anstieg der ausländischen Bevölkerung zu verzeichnen hatte und europaweit das Land mit dem größten Ausländeranteil ist, hat es lange gedauert, bis sich die Bundesrepublik zum Einwanderungsland bekannte.

Damit stand zunächst ein Dialog der Kulturen nicht im Mittelpunkt sozial- oder gesellschaftspolitischer Debatten. Dass daraus Defizite erwachsen, die Auswirkungen auf gesamtgesellschaftliche Prozesse des heutigen Zusammenlebens haben, steht außer Frage. Integration kam lange Zeit nicht der Stellenwert zu, der ihr gebührt. Umso wichtiger ist es, die daraus entstandenen sozialstrukturellen Schwächen und Versäumnisse aufzuspüren, sie zu thematisieren und als besondere gesellschaftspolitische Aufgabe zu verstehen.

Was bedeutet das für uns? Wir, das Bundesministerium für Familie,

Senioren, Frauen und Jugend gehen diesen Weg, indem wir den Dialog zwischen den Kulturen fördern und damit voranbringen wollen.

Was verstehen wir dabei unter einem Dialog der Kulturen oder anders gesagt, kultureller Vielfalt und Teilhabe? Zuerst einmal ist für uns relevant, Kultur nicht allein auf nationale Herkunftskulturen zu reduzieren. Ein Dialog der Kulturen, den wir anstreben, bezieht sich auf einen Austausch zwischen Menschen verschiedener sozialer und kultureller Hintergründe. Dabei stärken wir das Bewusstsein dafür, dass in jedem Einzelnen von uns sich mehrere Identitäten vereinen. In diesem Zusammenhang ist uns wichtig, nicht nur über die Zielgruppen unserer Angebote und Maßnahmen zu debattieren, vielmehr wollen wir mit ihnen reden, sie also in kommunikative Entscheidungsprozesse mit einbeziehen. Nur so kann soziale und kulturelle Vielfalt in zukünftigen Entscheidungsprozessen zum Tragen kommen.

Diesen Prozess haben wir innerhalb der Bundesregierung schon mit dem Nationalen Integrationsplan und über 400 Selbstverpflichtungen auf einen guten Weg gebracht. Soziale und kulturelle Vielfalt ist ein Charakteristikum aller Lebensbereiche von Kindern, Jugendlichen und deren Familien. Aus diesem Grund wird in dem Nationalen Integrationsplan auch gezielt eine frühkindliche Förderung angestrebt. Kindertageseinrichtungen und Kindertagespflege sind für viele Kinder die ersten Orte, an denen sie Kindern und Erwachsenen aus anderen sozialen Milieus, aus anderen Kulturen, mit anderen Lernvoraussetzungen, mit anderem Geschlecht begegnen. Zu diesem Zeitpunkt wird das Fundament dafür gelegt, wie Menschen im späteren Zusammenleben ihr Miteinander gestalten. Gleichzeitig lernen die Kinder Offenheit und Neugier, dazu Konfliktfähigkeit, ein

angemessenes Selbstwertgefühl und Ausgeglichenheit. Mit dem nachhaltigen Ausbau der Kindertagesbetreuung sind wir auf einem guten Weg. Zugleich stärken wird die Sprachförderung in den Kitas. Im Auftrag und mit Fördermitteln des Bundesministeriums wird seit Februar 2006 mit Beteiligung von sechs Bundesländern das Projekt „Sprachliche Förderung in der Kita“ vom Deutschen Jugendinstitut durchgeführt. Dieses Projekt soll curriculares Fördermaterial entwickeln, das aufzeigt, wie eine anregungsreiche, ganzheitliche Bildungsarbeit Kinder in ihrem natürlichen Spracherwerb unterstützt. Diese Fördermaßnahmen zahlen sich insbesondere für Kinder aus, die Deutsch als Zweitsprache erwerben.

Jugendliche und Erwachsene erhalten in Integrationskursen die Möglichkeit, über die reine Sprachvermittlung hinaus sich mit den Sitten und Gebräuchen nicht nur der in Deutschland lebenden Einheimischen auseinander zu setzen. Vielmehr lernen sie auch die Vielfalt der anderen Kulturen kennen. Die sprachliche, soziale und kulturelle Bildung wird damit zum zentralen sowie integralen Schlüssel- und Erfolgsfaktor einer sozialen und beruflichen Integration. Für uns ist sie eine kinder-, jugend- und erwachsenenpolitische Aufgabe. Wichtig ist ein Dialog der Kulturen vor Ort. Kinder und Jugendliche werden so auf ein soziales und kulturelles Miteinander vorbereitet. Denn vor Ort vollzieht sich der gesellschaftliche und politische Alltag. Hier sind die Auswirkungen extremer Einstellungen besonders spürbar.

Die Handlungsbereitschaft und das Selbstverständnis vor allem der Kommunen sind entscheidend dafür, wie wirksam der Verbreitung und Verfestigung, z.B. rechtsextremistischer Einflüsse, entgegengewirkt wird. Das Bundesministerium für

Familie, Senioren, Frauen und Jugend steht seit 2007 mit zwei neuen Bundesprogrammen gegen Rechtsextremismus, Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus an der Seite der Kommunen. Die 24 Millionen Euro, die das Bundesministerium jährlich in die Programme

- „VIELFALT TUT GUT. Jugend für Vielfalt, Toleranz und Demokratie“ und
- „kompetent. für Demokratie – Beratungsnetzwerke gegen Rechtsextremismus“

investiert, sind gut angelegtes Geld. Mit VIELFALT TUT GUT unterstützt die Bundesregierung bundesweit insgesamt 90 Städte, Gemeinden und Kreise sowie darüber hinaus 94 Modellprojekte, die Kinder und Jugendliche für ein vielfältiges, tolerantes und demokratisches Miteinander begeistern sollen. Angesprochen werden sollen mit VIELFALT TUT GUT insbesondere Kinder und Jugendliche, rechtsextremistisch gefährdete junge Menschen, Migrantinnen und Migranten sowie Eltern, Erzieherinnen und Erzieher, Lehrkräfte und die lokalen Meinungsbildnerinnen und Meinungsbildner vor Ort. Im Vordergrund steht dabei grundsätzlich die Arbeit im präventiv-pädagogischen Bereich. Ergänzt wird VIELFALT TUT GUT durch das Interventionsprogramm des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend „kompetent. für Demokratie-Beratungsnetzwerke gegen Rechtsextremismus“. In diesem Programm unterstützt die Bundesregierung die Bildung von landesweiten Beratungsnetzwerken in den Bundesländern, an die sich Bürgerinnen und Bürger wenden können, wenn sie Rat und Unterstützung brauchen. Ob Hakenkreuzschmierereien in einer Jugendeinrichtung, rassistische Übergriffe im Fußballverein, das Verbreiten rechtsextremer Schülerzeitungen oder gewalttätige Angriffe auf Asylbewerber. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Beratungsnetzwerke stehen Ratsuchenden mit wertvollen Tipps zur Seite, wie Konflikte entschärft oder künftig vermieden werden können. Das Angebot ist häufig ein erster Schritt hin zu einer dauerhaften Lösung.

Darüber hinaus unterstützt die Bundesregierung mit der bundesweiten Initiative „Orte der Vielfalt“ das Engagement der demokratischen Kräfte in Kommunen und macht in der Öffentlichkeit sichtbar: Vielfalt wird vor Ort gelebt! Ziel der Initiative ist es, Städte, Gemeinden und Kreise in ganz Deutschland in ihrem Engagement für Vielfalt zu stärken. Unterstützt wird die Initiative durch die Länder, die kommunalen Spitzenverbände sowie Organisationen der Zivilgesellschaft und aus Wirtschaft und Gewerkschaft.

Am 23. September 2008 wurden die ersten 66 „Orte der Vielfalt“ für ihr Engagement gegen Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit in Berlin feierlich ausgezeichnet. Hinter diesen 66 Orten stehen insgesamt 936 Gemeinden, die zeigen, wie wertvoll ein friedliches und respektvolles Miteinander ist und die sich klar zu Vielfalt, Toleranz und Demokratie bekennen.

Unsere Ziele liegen dabei auf der Hand: Wir wollen die Integration durch den Austausch der Kulturen voranbringen und einen Erkenntnisgewinn für alle Beteiligten ermöglichen. Dazu braucht es nicht nur nationale Programme und Initiativen, sondern insbesondere bilaterale und multilaterale Jugendbegegnungsmaßnahmen. Es besteht eine große Übereinstimmung darüber, dass der internationale Jugendaustausch aus Sicht der Teilnehmenden, der Träger und Organisationen, der sozialen Einrichtungen und der Gesellschaft als Ganzes ein gewinnbringendes Format der informellen Bildung ist. Die Internationale Jugendarbeit arbeitet traditionell mit Methoden des interkulturellen Lernens. Diese interkulturellen Lernprozesse können in keiner Schule vermittelt werden. Die internationale Jugendarbeit ist besonders geeignet, zu einer interkulturellen Öffnung der Kinder- und Jugendhilfe beizutragen. Hier können Jugendliche mit und ohne Migrationshintergrund auf eine Art und Weise lernen, die ihre Kompetenzen und Ressourcen anspricht und nicht ihre Defizite und Entwicklungsbedarfe.

Aber warum partizipiert die große Gruppe der jungen Erwachsenen mit Migrationshintergrund bisher so unzureichend? In den letzten Jahren wurden – nicht zuletzt auf Initiative des Bundesministeriums – Projekte im Bereich Interkulturalität/Internationalität mit angestoßen. Das von IJAB und JUGEND für Europa entwickelte Projekt JiVE. Jugendarbeit International – „Vielfalt erleben“ reht sich ein in den Kanon verschiedenster Bildungskonzepte zur Verbesserung der Integration junger Menschen mit Migrationshintergrund. Praktisch setzt das Projekt JiVE in den drei Kernbereichen der internationalen Jugendarbeit an, den Jugendbegegnungen, den Fachkräftemaßnahmen und den internationalen Freiwilligendiensten. Ziel ist es, zwischen diesen drei Bereichen Synergieeffekte der internationalen Zusammenarbeit zu nutzen. Mit JiVE wollen wir mehr Jugendlichen mit Migrationshintergrund den Zugang zu den verschiedenen Formen internationaler Jugendarbeit ermöglichen. Andererseits werden Träger der Kinder- und Jugendhilfe dabei unterstützt, sich interkulturell zu öffnen. Unterstützung erhalten wir dabei auch durch die Europäische Union und das EU-Aktionsprogramm JUGEND IN AKTION. Jährlich nehmen hier rund 20.000 junge Leute aus Deutschland an den verschiedenen Maßnahmen teil. Eine der größten Herausforderungen für alle Beteiligten sehe ich darin, benachteiligte Jugendliche stärker für Maßnahmen der europäischen Jugendarbeit zu begeistern. Zurzeit prüfen wir beispielsweise diverse Konzepte, wie der Anteil von Jugendlichen mit Migrationshintergrund auch am Europäischen Freiwilligendienst erhöht werden kann.

Wir haben mit dem Nationalen Integrationsplan einen großen Schritt gemacht. Die „Stuttgarter Impulse“ greifen. Ziel unseres 2. Bundesfachkongresses ist es, diese Ergebnisse im Europäischen Jahr des interkulturellen Dialogs international zu ergänzen. Ich wünsche uns dazu in den kommenden drei Tagen gutes Gelingen!

Eröffnungsvortrag: Laute und lautere Multikultibinsen?

Ilija Trojanow, Schriftsteller, Wien

Wir alle, die wir heute hier versammelt sind, glauben an die Vielfalt. Es ist kein Glauben im Sinne einer irrationalen Annahme, sondern eine erfahrungsgenährte Überzeugung. Für eine Spezies, die so faszinierend vielfältig ist, in ihren kulinarischen Vorlieben und sexuellen Praktiken, in ihren religiösen Riten und sprachlichen Orientierungen, drängt es Menschen erstaunlich oft zu begrenzen, was als „normal“ zu gelten, einzuschränken, wie das Heimische auszusehen hat. Zum eigenen Schaden, denn das Gegenteil von Vielfalt lautet Einfach – keineswegs gesegnet im Sinne der *sancta simplicitas*, sondern eher bedrohlich wie die Schwarzweißmalerei des Teufels.

Jede Gesellschaft sanktioniert das eine und stößt das andere von sich, und im Rückblick betrachtet erscheinen diese Entscheidungen mal willkürlich, mal allein im Interesse einer Elite gefällt, und nicht selten sind sie schwer nachzuvollziehen. Das Heilige und das Perverse waren oft einen Federkielstrich voneinander entfernt, ebenso das Sanktionierte von dem Tabuisierten. Der Genosse von heute ist oft der Fremde von morgen – man denke nur an die feindselige Aufnahme der Aussiedler nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges. Obwohl seitdem in diesem Land manch eine Ausgrenzung weggefallen ist, entstehen vor unseren Augen neue. Und es werden neue Mauern gebaut, der Zugang geregelt über Türen, die man nur gebückt durchschreiten kann. Anstatt die Früchte der Vielfalt zu entdecken, zu ernten und zu genießen, schlagen wir uns herum mit Treueschwüren und Zugehörigkeitsdefinitionen, die allein schon daran kränkeln, dass wahre Treue – zum eigenen Kind etwa – nicht beschworen werden muss, und dass wahre Zugehörigkeit – zu der eigenen Familie etwa – nicht abstrakt definiert werden kann. Der gelebten Vielfalt, der wir alle anhängen, soll eine konstruierte Einheitlichkeit gegenübergestellt werden, die das Mannigfaltige einengen will, als könnte man Musik auf eine Oktave reduzieren, Sprache auf einen zählbaren Wortschatz, Farbe auf eine beschränkte Palette. Vielfalt und Fremde wird oftmals als etwas missverstanden, das es zu zähmen gilt, so wie das Nomadische keinen Platz im Sesshaften hat. Wehrhaft werden Bastionen in den bewölkten Himmel errichtet, die Schießscharten

dicht aneinander, aus denen eifrig entflammte Forderungen und Behauptungen abgefeuert werden, die das Umland und das Fernland, die Hasen und die Igel, selbst die Schlafenden und die Meditierenden in Alarmbereitschaft versetzen. Eine von ihnen lautet: Zuwanderung ist ein Problem. Dabei gehen die Schützen stets von dem Zuzug ausländischer Bürger nach Deutschland aus und übersehen geflissentlich, dass auch viele Deutsche auswandern, nach Australien, in die USA und neuerdings verstärkt in die Schweiz – laut einer Schweizer Umfrage vom März dieses Jahres könnten sich 43 Prozent der deutschen Berufstätigen grundsätzlich vorstellen, in der Schweiz zu leben. (Werden sie dann Schwytzerdütsch lernen oder werden sie darauf bestehen, ihre hannoveranische Flachlandsprache zu pflegen?) Auch die nicht unwesentliche Rückkehr von Auswanderern in ihr ursprüngliches Herkunftsland wird gerne übersehen. Gänzlich unerwähnt bleibt jedoch der entscheidende Aspekt von Menschen- und Völkerwanderung: die gewaltige kulturelle Befruchtung. Migranten haben grosso modo das stabile Gefüge von Gemeinwesen keineswegs bedroht, sondern deren wirtschaftliche und vor allem kulturelle Entwicklung befördert. Ohne dass Menschen in die Fremde ziehen, fänden Ideen, Erfindungen, Formen und Rituale weniger Verbreitung. Ohne Zuwanderung wäre die Menschheit unvorstellbar ärmer, in jeder Hinsicht. Die Geschichte der wandernden Menschen und wandelnden Formen vor dem Hintergrund homogenisierender Gewalten zu betrachten, bedarf eines flexiblen Blickes, der sich mit der jeweiligen Epoche treiben lässt, zu den jeweiligen Zusammenflüssen der Zeit. Verfolgt man die Verläufe kultureller Migration, muss man akzeptieren, dass Namen, die uns vertraut sind, einst etwas anderes bezeichneten. Nehmen wir zum Beispiel Barlaam und Josaphat. Die Helden einer im Mittelalter weit verbreiteten Romanze, einer christianisierten Version vom Leben Buddhas, aufgeschrieben im *Buddha-carita*-Manuskript, das in den ersten Jahrhunderten nach Christus in den Satteltaschen von Kaufleuten nach Edessa kam, dem Übersetzungszentrum im Osten der heutigen Türkei, von wo aus man einige mit Buddha in Verbin-



Ilija Trojanow

dung gebrachte Wunder im Lauf der Zeit Jesus Christus zuschrieb: der Gang übers Wasser, die Heilung Kranker, die Beruhigung des Sturms. Auch die Geschichten über die früheren Leben Buddhas, die Jatakas, durchquerten die Kontinentsgrenzen: Wenn wir in einer katholischen Kirche den heiligen Hubertus sehen, der gebannt auf einen Hirsch mit Kreuzifix im Geweih blickt, oder den heiligen Martin, der seinen reichverzierten Umhang teilt und einem Bettler schenkt, dann betrachten wir die christliche Interpretation von Themen, die zuerst in der buddhistischen Literatur in Afghanistan, Kaschmir und Nordindien auftauchten. Der Übersetzer von Barlaam und Josaphat war kein Geringerer als Johannes von Damaskus, eine bedeutende Gestalt im umayyadischen Christentum und orthodoxer Kirchenvater. Die Geschichten wurden in der Folgezeit so beliebt, dass Josaphat (eine gut belegte Verbalhornung von Bodhisattva) im 14. Jahrhundert kanonisiert und als Heiliger in der katholischen Kirche verehrt wurde, ebenso wie Barlaam. Es ist vielleicht ein tröstlicher Gedanke, dass ein Christ, der am 27. November, dem St.-Josaphat-Tag, zu dem Heiligen betet, gleichzeitig die Gnade Buddhas erbittet. Oder nehmen wir den Kaufmann und Mathematiker Leonardo Fibonacci, einen arabisierten Pisaner, der im Maghreb aufwuchs. Seine Abhandlung *Liber Abaci* verhalf dem arabischen Zahlensystem zum Durchbruch, das bald das römische verdrängen sollte. Heute ist er vor allem für die nach ihm benannte Fibonacci-Folge bekannt – darin ergibt jede Zahl außer den beiden ersten die Summe ihrer beiden Vor-

gänger (also 1, 1, 2, 3, 5, 8, 13, 21 ...), bis ins Unendliche. Die Folge kommt häufig in der Natur vor, etwa bei der Verzweigung von Bäumen, den Spiralen von Muscheln oder der Anordnung von Pinienzapfen. Fibonacci Überlegungen dazu leiten sich über arabische Quellen vom Werk der Sanskrit-Grammatiker ab, die sich mit quantitativer Prosodie beschäftigten und von *matra-meru* sprachen, dem „großen Berg des Metrums“ (Béla Bartók verwendete das Konzept übrigens in seiner „Musik für Saiteninstrumente, Schlagzeug und Celesta“). Doch zu Beginn des 13. Jahrhunderts dachte Fibonacci an andere Dinge als Muscheln, Pinienzapfen und Versmaße. In *Liber abaci* trat er überzeugend für die Verwendung der hindu-arabischen Zahlen ein, erklärte deren Vorteile beim Rechnen. Der Norden Europas entwickelte sich zu seiner Zeit in einem rasantem Tempo, und die Übernahme moderner Kenntnisse in der Mathematik und im Bankwesen waren notwendig, wenn die Kaufleute mit ihren erfahreneren Kollegen aus dem arabischen Raum, aus Persien, Indien und Äthiopien erfolgreich Handel treiben wollten. Fibonacci ist ein Beispiel für die kulturellen Wechselwirkungen auf der Grundlage pragmatischer Überlegungen: Sein Vorschlag, die indisch-arabischen Zahlen beim Rechnen zu verwenden, ähnelt der Art und Weise, wie die alten Griechen das phönizische Alphabet übernahmen. In beiden Fällen musste sich Europa veränderten Bedingungen anpassen. Hätte Europa nicht schnell gelernt, indem sie sich die Fremde zum Vorbild nahm, mit ihr kooperierte, ja sogar zu ihrer Komplizin wurde, hätte sie nicht mithalten können. Migration führt zu Kulturbegegnung und entfaltet dabei eine gewaltige kreative Energie. Die Folgen einer Auseinandersetzung mit der Fremde dringen nach Innen, ins Eigene, manchmal unwillentlich, gelegentlich selbst beim unversöhnlichen Kampf gegen das Andere, wenn auch gewiss verstärkt durch die Überzeugung, man könne und müsse das Eigene durch die Fremde anreichern. Wer die Entwicklungen von Religionen, Kulturen und Zivilisationen so betrachtet, wird bald zu der Erkenntnis gelangen, der Unterschied zwischen dem Eigenen und der Fremde sei nur eine momentane Differenz, eine Flüchtigkeit in der Geschichte. Jeder Migrant gemahnt mit seiner Lebensgeschichte und seiner Anwesenheit an diese Flüchtigkeit.

Wieviel Gemeinsamkeit braucht eine Gesellschaft?

Diese bevorzugt mit erhobenem Zeigefinger gestellte Frage privilegiert schon in ihrer Formulierung jene, die als erste da waren, denn sie unterstellt, angesichts eines inakzeptablen Mangels an festgelegter Ordnung, dass die Hausregeln zu gelten hätten. Auf diese hätten sich nun einmal die Alteingesessenen schon längst geeinigt, Pech gehabt, was mit der historischen Realität nicht einmal eine zufällige Ähnlichkeit hat, denn die Alteingesessenen waren sich untereinander so uneinig, daß sie sich meist die Köpfe einschlugen und die Frage, ob man Christ oder Atheist, Adliger oder Bürger, Protestant oder Katholik, Revolutionär oder Milizionär, Deutscher oder Jude, Wessi oder Ossi sei, oft mit Diskriminierung und nicht selten mit dem eigenen Leben beantwortet wurde. Die Alteingesessenen saßen meist im staubigen Straßenrand oder zwischen den Stühlen, trieben hin und trieben her, suchten nach dem vergessenen Verlorenen und brachen auf zu den versprochenen Verheißungen, und alle paar Jahrzehnte änderte sich ihre Ordnung und die neue Ordnung errichtete ein Gleichgewicht, das für viele eine himmelschreiende Ungerechtigkeit war. Wieviel Gemeinsamkeit braucht unsere Gemeinschaft klingt vor dieser Folie nach hochgezogenen Augenbrauen und einem kühlen Ton, wie etwa bei: Haben Sie eine Reservierung? Oder: Sind Sie denn Mitglied bei uns? Denn anhand von Hausregeln lässt sich fein säuberlich sortieren, wer Mitglied ist (bevorzugtes oder einfaches) und wer Gast ist (willkommener, geduldeter oder unerwünschter). Die Frage ergibt nur einen Sinn, wenn sie konkretisiert wird: Wieviel Gemeinsamkeit braucht eine Gesellschaft, um etwas Bestimmtes zu leisten, also etwa: Wieviel Gemeinsamkeit brauchen die Besucher eines Fußballspiels, um ihre Mannschaft anzufeuern? Generell gehalten ließe sich die Frage bezogen auf die Bundesrepublik Deutschland des Jahres 2008 schnell und einfach beantworten: eine Verfassung. Und da wir eine solche haben, und diese nicht die schlechteste ist, und sie zudem eifrig von dem Bundesverfassungsgericht gegen die Torheit und Machtbesessenheit der Politiker verteidigt wird, könnten wir eigentlich die Frage *ad acta* legen und uns sinnvollerer Aufgaben widmen, etwa wie wir unsere Kinder besser ausbilden können und wie wir verhindern, dass unser Planet zerstört wird. Wenn die Frage aber weiterhin beharrlich wiederholt wird, wird

sie unweigerlich mit Konventionen beantwortet oder gar mit dumpfen Parolen: wir müssen alle an das Gleiche glauben, wir sollten alle eine gewisse Bandbreite an Hautschattierungen aufweisen und dieselbe Sprache sprechen. An letzterer Forderung scheiden sich die Geister. Natürlich wäre es wünschenswert, dass wir uns alle verstünden, aber abgesehen davon, dass man Menschen aus einer gänzlich anderen Schicht und Region selbst in der eigenen Muttersprache kaum versteht, gab es immer wieder politische Einheiten, die mehrsprachig definiert waren, in denen trotz einer *lingua franca* nicht alle Einwohner eine gemeinsame Sprache hatten. (Fans US-amerikanischer Serien sind mit der zweisprachigen Realität in Miami oder Los Angeles wohl vertraut; Polizisten und Anwälte bedienen sich des Spanischen, sobald sie auf Unverständnis stoßen. Überhaupt die USA, ein Land, dessen Bevölkerung viel stärker in Gruppen zerfällt als bei uns, was gemeinhin damit erklärt wird, die USA seien ein Einwanderungsland, aber das kann nur eine Beschreibung sein und nicht ein grundsätzlicher Einwand.) Doch nehmen wir einmal an, wir würden definieren, dass die deutsche Gesellschaft die Gemeinschaft der deutschen Sprache benötigt, was wäre damit gewonnen? Hätten wir dann mehr Mittel, unterprivilegierte Jugendliche auszubilden, würde der Staat jedem Einwanderer jahrelang intensive Sprachkurse finanzieren und in welches Programm würde er jene Eingeborenen stecken, welche die eigene Muttersprache so mangelhaft beherrschen, dass sie auf dem heimischen Arbeitsmarkt keine Chancen haben und sich auch ansonsten gesellschaftlich kaum einbringen können. Eine Gretchenfrage, die sich übrigens auch bei den Einbürgerungstests stellt, die eine Art Gemeinschaftstauglichkeitsprüfung darstellen. Wenn die Gesellschaft eine solche Prüfung zu benötigen vermeint, müssten sich nicht alle ihre Mitglieder dieser stellen? Und wenn dem so wäre, wie würde man mit deutschen Staatsbürgern verfahren, die den Test nicht bestünden? Und was würde man tun, wenn sie trotz der Teilnahme an fortbildenden staatsbürgerlichen Kursen weiterhin durchfielen? Müssten sie dann nicht ausgebürgert werden? Die Antwort auf die Frage, wieviel Gemeinsamkeit unsere Gesellschaft benötige, müsste für alle verbindlich sein, so oder so. Doch das ist ohne Zwang nicht zu bewerkstelligen. Alles andere

ist fauler Zauber. Der Versuch, eine allgemeingültige Heimat zu definieren, ist der Beginn von Gewalt.

Multikulti ist am Ende, Integration ist Pflicht

Manchmal hilft es, wenn man die eigentliche Bedeutung eines Wortes nachschlägt. Besonders dann, wenn das Wort im öffentlichen Diskurs als Joker eingesetzt wird, sobald einem nichts mehr einfällt. So ein Wort ist Integration, und laut dem Großen Wörterbuch der deutschen Sprache, das in sechs Bänden versucht, die deutsche Sprache zu erfassen und trotzdem oft jene Bedeutungsvarianten nicht aufweist, nach denen ich suche, bedeutet es die „Wiederherstellung eines Ganzen“, und in Klammern steht (aus Differenziertem). Die andere Bedeutung lautet „Verbindung einer Vielheit von einzelnen Personen oder Gruppen zu einer gesellschaftlichen und kulturellen Einheit“. Allein die Bedeutung des Wortes desavouiert das politische Programm dahinter. Wo sollen wir dieses Ganze denn herholen? Wo finden, wenn nicht erfinden? Wie soll man einen festen Punkt bestimmen, wenn alles flimmert? Und wer will Einheit in einer Zivilisation, die sich den Pluralismus auf die Fahnen geschrieben hat? Und wenn diese Einheit wertneutral ist, wie integrieren sich die Allein-gesessenen darin? Wenn der Schleier nur ein Ausdruck der Unterdrückung durch das Patriarchat ist, was kommt in der massenhaften medialen Ausbeutung des weiblichen Körpers zum Ausdruck, oder in der vielerorts geduldeten Prostitution? Wenn das Schlagen und Einsperren der eigenen Kinder typisch für die eine Kultur sein soll, wie typisch ist der massenhafte Kindesmissbrauch für die andere? Und wenn 80 Prozent der Deutsch-Türken fließend deutsch können, wieso können nicht einmal 0,8 Prozent der Deutschen türkisch radebrechen? Diese Fragerei könnte endlos fortgesetzt werden, und sie würde nichts anderes aufzeigen als das Vipernest, das hinter der Forderung nach Integration lauert. Noch lächerlicher ist die Behauptung, Multikulti sei am Ende, die Multikulti-Lüge entlarvt, die Multikulti-Anhänger seien naiv, gefährliche Idioten und so weiter und so fort. Vorwürfe solcher Art überlässt die herrschende Meinung überwiegend Frauen mit Migrantenhintergrund, denn diese sind vermeintlich unangreifbar, so wie niemand sich traut, die holländische Somalierin Ali Hirsi Ayaan zu kritisieren, obwohl sie immer wieder nachweislich falsche Aussagen über den Islam von sich gibt. Die einzigen Orte,

wo Multikulti am Ende ist, sind die Friedhöfe und die Köpfe der Dogmatiker. Multikulti ist der Normalzustand kultureller Entwicklung, es ist wie die Luft zum Atem. Wer Multikulti totsagt, bewegt sich auf dem Niveau der Kreationisten, die darauf beharren, Erde und Menschheit seien vor 6000 Jahren ins sechs Tagen erschaffen worden, also solle Charles Darwin ein Glas kaltes Wasser trinken, was bulgarisch ist für „unter den Tisch kriechen und Ruhe geben“. Sie merken: Wo Einfalt herrscht, kann jeder Unsinn zum Blühen gebracht werden. Ohne Multikulti gebe es keine deutsche Kultur. Die Minnesänger waren Multikulti, Goethe war es, wie auch Franz Kafka und Paul Celan, ebenso wie Dürer und Baselitz oder Mozart und Roberto Blanco. Und wenn Multikulti unterbunden wurde, etwa nach 1492 in Spanien und nach 1933 im deutschen Reich, kam es zu kulturellen Genoziden, von denen sich die jeweiligen Länder nur schwer erholt haben. Es hat ja niemand behauptet, dass Multikulti harmonisch ablaufen muss. Im Gegenteil, Missverständnisse sind hilfreich, sie klären und schärfen und bringen in Bewegung. Das Fremde soll auch nicht mit offenen Armen aufgenommen werden. Sollen denn die Hip-Hopper aus Kreuzberg und dem 10. Bezirk Leitkultur deklinieren, leit-leit-leit-kultur, leit-leit-leit-kultur, und gelegentlich poetische Sentenzen aus dem Grundgesetz einstreuen? Wenn unterschiedliche Lebenswelten aufeinander treffen, kommt es unausweichlich zu Reibungen. Und das ist gut so. Es ist nützlich, sich zu vergegenwärtigen, dass Multikulti selbst in einem System institutionalisierter Gewalt funktioniert, wie das Beispiel der Black Music beweist. Aus den Niederungen der Gesellschaft, aus den Plantagen und den Ghettos haben Blues, Jazz, Rock, Reggae und Hip-Hop die weiße amerikanische Kultur und später auch die europäische erobert. Entstanden aus Sklaverei und Apartheid entwickelte sich die Musik der Unterdrückten zum wichtigsten kulturellen Beitrag Nordamerikas. Doch das stellt inzwischen keine Provokation mehr dar (viele in der Generation unserer Groß- und Urgroßeltern haben sich gegen die Negroisierung ihrer Kultur noch gewehrt), vielleicht auch deswegen nicht, weil diese Musik zu einem bedeutenden Handelsgut geworden ist, das weltweit erfolgreich vermarktet wird. Erfolg hat die merkwürdige Angewohnheit, kulturelle Differenzen in Luft aufzulösen.

Abendland und Morgenland – never the twain shall meet

Es mag erstaunen, wie oft unsinnige Aussagen legendäre Berühmtheit erreichen. So etwa Rudyard Kiplings Diktum, Abendland und Morgenland könnten niemals zusammenkommen. Wiederholung ist weniger die Mutter der Weisheit als der Motor der Dreistheit. Was oft genug gesagt wird, muss nachher nicht mehr bewiesen werden. Vor wenigen Minuten habe ich zwei Beispiele erzählt, die das Gegenteil beweisen. Und ich habe Goethe erwähnt, der nicht nur intensiv den persischen Dichter Hafez rezipierte, sondern sich ein Leben lang mit dem Islam beschäftigte. Des Geheimrats berühmter Vierzeiler aus dem West-Östlichen Diwan, basierend auf einer Ayah in der 2. Sure des Korans, hat Kipling schon im voraus den Wind aus den Segeln genommen:

Gottes ist der Orient!

Gottes ist der Occident!

Nord- und südliches Gelände

Ruht im Frieden seiner Hände.

Gewiss, dies sind nur disparate Beispiele, die man als Ausnahmen abtun könnte, wären sie nicht symptomatisch für eine fortwährende euro-asiatische Interaktion, die ideologiefrei betrachtet zu der Schlussfolgerung führen müsste, dass sowohl die Werte als auch die kulturellen Errungenschaften eines selbstbewussten Europas durch Quellen inspiriert wurden, die als „nichteuropäisch“ gelten. Die Grundlagen der europäischen Kultur wären ohne die durchlässige, wechselhafte und manchmal sogar symbiotische Qualität der Ränder nicht möglich gewesen. Wenn wir uns für die Zukunft wappnen wollen, sollten wir Grenzen als Zusammenflüsse begreifen, die uns in der Vergangenheit befruchtet haben, als Spielwiesen von Mischkulturen, die für die Entwicklung des Kontinents von entscheidender Bedeutung sind. Je genauer man die Herkunft der heiligen europäischen Familie betrachtet, desto mehr Bastarde werden sichtbar. Ist es also nicht angemessener und zudem erheblich pragmatischer, Europa als Teil von Asien zu betrachten? Die imperiale Arroganz, die den Mythos eines essentialistischen zivilisatorischen Genius Europas schuf, von Hellas über die Renaissance bis zur Aufklärung, ist in Zeiten wirtschaftlicher und geopolitischer Parität nicht mehr vermittelbar. Wer etwa, völlig ahistorisch, argumentiert, der Islam habe in Europa nichts verloren, wer also die Keule eines unüberbrückbaren Antagonismus schwingt – Abendland gegen das

Morgenland, Europa gegen Asien, Aufklärung gegen Aberglaube, Demokratie gegen Despotismus –, der lebt in einem historischen Vakuum.

Viele Jahrhunderte vor Goethe hat ein anderer Dichter deutscher Sprache diese Erkenntnis in einer großartigen, dramatischen Szene zur Sprache gebracht. Ein Ritter und ein Fremder treffen sich auf einer Lichtung und fordern sich sogleich zum Kampf heraus: „Beider Augen blitzten, als sie einander sahen, doch wenn jetzt ihre Herzen höher schlugen, so war die Trauer auch nicht weit. Jeder der treuen, aufrechten Männer trug nämlich das Herz des andern in der Brust; sie standen einander nahe, auch wenn sie sich beide fremd waren. Nur dadurch, dass sie einander feindlich gegenübertraten, kann ich den Heiden vom Christen unterscheiden. Möge ein göttliches Geschick den Kampf enden und dem Tod wehren.“

Der Kampf währt lange, und er endet mit der edlen Geste des Heiden, der sein Schwert senkt, als die Klinge des Ritters birst. Sie setzen sich auf den Rasen und geraten in ein höfliches Gespräch. Es stellt sich heraus, dass die Männer Halbbrüder sind, denn des Ritters Vater verbrachte viele Jahre im Orient, wo er mit einer Einheimischen einen Sohn zeugte, einen Erben namens Feirefiz. Und dieser verschollene Sohn, so lautet die Mär, soll aussehen wie beschriebenes Pergament, schwarz und weiß gefleckt. Daran erkennt der Ritter seinen unbekannteren Bruder, nachdem beide ihre Helme und Kettenhauben heruntergerissen haben. Der Ritter heißt Parzival und der Dichter, der diese Szene vor knapp tausend Jahren erdacht hat, ist der große Epiker mittelhochdeutscher Sprache Wolfram von Eschenbach.

Diese Szene weist weit über den historischen Kontext der Figuren und des Autors hinaus. Jeder der treuen, aufrechten Männer trug nämlich das Herz des andern in der Brust; sie standen einander nahe, auch wenn sie sich beide fremd waren, sagt der Dichter und löst damit mit leichter Hand den essentiellen Gehalt von Fremde auf. Fremde kann den Umständen, den Zufällen, den Vorurteilen verschuldet sein, doch sie wurzelt nicht per se in einer ontologischen Differenz und darf daher nicht als unüberwindbar gelten. Gewiss, die beiden Ritter kämpfen gegeneinander, um ihr Leben gar, doch kaum haben sie die Waffen gestreckt, erkennen sie Gemeinsamkeiten, die jeden Konflikt überragen. Mit dem nächsten Satz geht Eschenbach einen entscheidenden Schritt weiter: Nur

dadurch, dass sie einander feindlich gegenübertraten, könne man den Heiden von dem Christen unterscheiden. So wichtig ist ihm diese Aussage, dass der Dichter das Wort unmittelbar an den Leser richtet; er hebt die Fiktion der Handlung auf, um etwas kundzutun, dass zu allen Zeiten und in allen Ländern provokant klingen muss: Das Eigene und das Fremde lassen sich nur dann klar voneinander unterscheiden, wenn sie einander bekämpfen. Konflikt schärft Differenz, Identität ist die Frucht von Feindschaft. Mit anderen Worten, die antagonistische Haltung, basierend in diesem prototypischen Fall auf einer automatischen, dogmatischen Ablehnung des Heiden, des kanonischen Abweichlers, konstituiert den entscheidenden Unterschied. Denn dieser Fremde ist nicht nur wie beschriebenes Pergament, ein Hinweis auf die damals überlegene Bildung der Menschen des Orients, sondern auch schwarz und weiß gefleckt, was als Bild verstört und als Gleichnis überzeugt. Er ist ein Gemischter, und offensichtlich, seinem hehren Auftreten nach zu urteilen, hat er von beiden Welten das jeweils Beste angenommen und verinnerlicht. Mit einigen wenigen Sätzen hat Wolfram von Eschenbach, so scheint es mir, ein faszinierendes Ideal der Kulturbegegnung formuliert, getragen von der Erkenntnis, dass das Trennende eine Illusion ist, geschuldet der begrenzten Wahrnehmung des Menschen. Anders gesagt: das Gemeinsame lauert in jeder Lichtung. Folgerichtig repräsentieren unsere Kanons keineswegs kulturelle Systeme, die sich in einem reinen Zustand beim kulturellen Kampf gegen andere Konzepte und Formen durchgesetzt haben, sondern sie sind – auch schwarz und weiß gefleckt – Resultat von Vermischungen und Vereinnahmungen. Zwar neigen Zivilisationen dazu, das vermeintlich überwundene Konträre als häretisch zu verunglimpfen, aber es hinterlässt Spuren im Denken und Gestalten des vermeintlichen Siegers. Man könnte meinen, in der Kultur erweise sich jeder Sieg als ein Pyrrhussieg, doch dann müsste man den Pyrrhussieg als einen Segen begreifen. Das Zusammenfließen von Eigenem und Fremden basiert auch keineswegs auf gegenseitigem Verständnis. Viele Errungenschaften entstanden aus Irrtümern und Missverständnissen. Wenn man eine Charta der kulturellen Grundrechte erstellen würde, müsste das Recht auf Fehlinterpretation weit oben stehen. Die künstlerische Vorstellungskraft wird oft von fremden Formen angeregt, die aus dem Zusammenhang gerissen

einen neuen Sinn erhalten. Die westeuropäischen Maler und Bildhauer Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts entdeckten altägyptische Flachreliefs, Drucke aus Fernost und westafrikanische Statuen, sie waren begeistert von deren Ausdruckskraft, der Stilisierung von Körper und Raum. Doch selten kannten sie den spirituellen Zusammenhang dieser Kultobjekte. Sie nahmen den ästhetischen Gehalt auf und revolutionierten ihre eigene Kultur. Sie waren Schleuser und Schlepper: Gauguin und van Gogh schlichen durch Japan, Picasso, Braque und Kirchner tummelten sich in Westafrika und Ozeanien; Matisse, Klee und Macke trieben sich in Nordafrika und der Türkei herum, und Kandinsky, Mondrian und Malewitsch irrten durch die asiatische Spiritualität. Sie alle schmuggelten die Fremde so unauffällig offensichtlich ins Eigene hinein, dass die moderne europäische Kunst ohne diese Schmuggelware aus anderen Kulturen heute undenkbar wäre. So betrachtet ist die Sinnfigur europäischer Größe der Pirat. Der Zusammenfluss von Kulturen ist ergo von Mobilität und Märkten abhängig: von der Mobilität von Menschen, Ideen, Gütern und Dienstleistungen, die auf den Autobahnen des Austausches gehandelt und im Schatten von Unterführungen verschoben werden, ausgelegt in luxuriösen Vitrinen oder verstohlen angeboten auf den Basaren der Diebe, um den randläufigsten Treffpunkten der Hehler wenigstens sprachlich eine orientalische Verschönerung angedeihen zu lassen. Das Andere muss gegenwärtig sein, um zugänglich zu sein, es muss zugänglich sein, um wirkungsvoll zu sein, es muss wirkungsvoll sein, um zu verändern. Man muss von Unterschieden umgeben sein; man muss sie leben essen atmen können. Dann ersetzt grundlegende Neugierde und intellektuelle Toleranz jedes selbstgefällige Dogma von inhärenter Differenz, dann wird Interesse geweckt an dem, was anders, was verblüffend, was ungewohnt konditioniert ist. Es ist typisch menschlich, schreibt der Philosoph und Kardinal Nikolaus von Kues Mitte des 15. Jahrhunderts, dass man eine alte Gewohnheit, die einem in Fleisch und Blut übergegangen ist, für die Wahrheit hält und sie entsprechend verteidigt. Aber in der Lichtung, spricht, in einem offenen Raum, wo man sich gegenseitig sehen und erkennen kann, ergibt sich die Möglichkeit, die Gewohnheit zu hinterfragen. Dazu braucht es, immer wieder, den Fremden.

Diversity statt Integration – Kultur- und integrationspolitische Entwicklungen der letzten Jahre

Dr. Mark Terkessidis, Publizist, Köln/Berlin

Ich beschäftige mich mittlerweile seit rund 15 Jahren mit dem Thema Migration. Nun ist erst einmal festzuhalten, dass in den letzten Jahren substantiell mehr Fortschritte erzielt wurden als in den Jahrzehnten zuvor. Es haben sich eine neue Sensibilität und ein neues Bewusstsein herausgebildet, und es ist nicht nur geredet worden. Seit die Bundesrepublik 1998 anerkannt hat, ein Einwanderungsland zu sein, und seit es im Jahr 2000 einschneidende Änderungen im Staatsangehörigkeitsrecht gegeben hat, weht ein neuer Wind. Anschaulich machen kann man das auch vom Extremen her: Liest man etwa die derzeitigen Vorschläge der NPD zur Bildungspolitik, so wird deutlich, dass selbst diese Partei nicht mehr, wie noch vor zehn Jahren üblich, davon ausgeht, dass Kinder ausländischer Herkunft einfach wieder in ihre „Heimat“ zurückgeführt werden können. Vorgeschlagen wird heute eine Art Apartheid. Dies muss in gewisser Weise als Weiterentwicklung gesehen werden: Selbst die NPD erkennt mittlerweile an, dass Deutschland ein Einwanderungsland ist und dass man die „Ausländer“ nicht einfach wieder abschieben kann. Betrachten wir nun die verschiedenen Ebenen der politischen Gestaltung in der Bundesrepublik, so ist festzustellen, dass es für Bund, Länder und Kommunen kein einheitliches Konzept gibt, wobei wir es auf den unterschiedlichen Ebenen mit unterschiedlichen Prozessen zu tun haben. Mir scheint auf Bundesebene im Großen und Ganzen das Symbolische im Vordergrund zu stehen. Das heißt, es gibt viele Widersprüche zwischen weiterhin bestehender Migrationsabwehr, auch im Rahmen der Europäischen Union, und der Idee einer symbolischen Einbeziehung, wie sie in den durchgeführten „Gipfeln“ zum Tragen kam. Im nationalen Integrationsplan für Deutschland werden hauptsächlich vage Selbstverpflichtungen formuliert, in denen kaum konkrete Zusagen enthalten sind, die nachgeprüft werden könnten. Hierzu gibt es unterschiedliche Einschätzungen. Einerseits wird als positiv bewertet, dass überhaupt

Selbstverpflichtungen formuliert wurden, auf die man sich berufen kann; andererseits ist Papier geduldig. Erstaunlich finde ich, dass diese Gipfel von zwei konträren Sichtweisen begleitet werden: Die eine besagt, das Thema Migration sei über die Jahre verdrängt worden, die andere, „Multikulti“ sei gescheitert. Ich bin der Ansicht, das Thema Migration ist in den letzten Jahren nicht verdrängt worden, es gab immer Leute, die sich damit beschäftigt haben. Sie wurden nur häufig als blauäugige „Multikultis“ denunziert. Man braucht sich daher keinen Orden dafür anzuheften, dass man im Jahr 2008 zum ersten Mal mit und nicht nur über Migranten redet. Es gibt substantielle Fortschritte, aber man darf sie nicht auf Kosten der Leute aufwerten, die seit Jahren an dem Thema gearbeitet haben. Auf Länderebene ergibt sich in der Bundesrepublik ein unterschiedliches Bild. Positiv ist festzustellen, dass mittlerweile viele Länder Integrationskonzepte haben. Darin steht viel Richtiges, aber auch viel Falsches, auf dem Richtigen lässt sich aufbauen. Eine Gefahr sehe ich darin, dass in vielen Integrationskonzepten wie auch im nationalen Integrationsplan der Fokus fast immer auf den Migranten und deren Defiziten liegt. Hier geht es im Grunde darum, Menschen mit Migrationshintergrund anzupassen, und nicht um die Rahmenbedingungen einer Einwanderungsgesellschaft: ein gravierender Denkfehler mit Folgen. Auf kommunaler Ebene findet, anders als auf Bundes- oder Länderebene, ein neuer Diskurs statt, denn hier ist man den Problemen am nächsten. Es gibt viele Kommunen, die Anteile von Menschen mit Migrationshintergrund von einem Drittel und mehr haben, insgesamt wird sich die demografische Gewichtung noch weiter verschieben. Eine Kommune muss sich den Herausforderungen stellen, mit einer neu zusammengesetzten Bevölkerung in die Zukunft zu gehen. Wie geht man damit um, wenn 30 bis 40 Prozent der Wohnbevölkerung von der politischen Willensbildung ausgeschlossen sind, weil sie die

dafür erforderliche Staatsangehörigkeit nicht besitzen, wo bleibt da die demokratische Legitimation der Entscheidungen? Ich möchte ein Beispiel aus der Kulturförderung nennen. In vielen Städten in der Bundesrepublik gab und gibt es einen Bereich der „normalen“ Kulturförderung und einen weiteren Topf für interkulturelle Kunstprojekte. Letzterer steht dann gewöhnlich Leuten zur Verfügung, die einen „fremden“ Nachnamen haben. Aber warum sollte jemand türkischer Herkunft mit jemandem italienischer Herkunft per se irgendetwas zu tun oder auch nur gemein haben? Die Stadt München gibt ein Beispiel dafür, wie sich ein derartiger Prozess verändern lässt. In den dortigen „Förderrichtlinien für Kultur“ heißt es, dass Kultur Grenzüberschreitungen schaffen muss, Austausch und Begegnungen. Es gibt also generelle Qualitätskriterien, die für alle Anträge gelten, in denen aber Aspekte wie Chancengleichheit oder Gender Mainstreaming berücksichtigt werden müssen. Hier braucht es keinen Extratopf mehr für interkulturelle Kunstprojekte, weil der Bereich Interkultur – und das in einem weiten Sinne – in die allgemeinen Förderrichtlinien aufgenommen ist. Es bleibt die Frage, ob das, was auf dem Papier formuliert wird, der Realität entspricht. Dennoch halte ich es auf kommunaler Ebene für einen großen Fortschritt, die generellen Richtlinien für Kulturförderung so auszurichten, dass sie die Vielfalt der Gesellschaft im Allgemeinen berücksichtigen und dass alle Projekte dazu aufgerufen sind, in dieser Hinsicht sensibel zu reagieren. Ich erwähnte bereits die unterschiedlichen Konzepte bezüglich der Gestaltung der Einwanderungsgesellschaft. Selbst auf der Homepage der Integrationsbeauftragten der Bundesrepublik findet man verschiedene Ansätze nebeneinander. Es gibt dort traditionelle Integrationskonzepte neben einer „Charta der Vielfalt“, die sich eher an Diversity-Konzepten orientiert.

Integration

Ich halte die herrschende Bedeutung des Begriffes Integration für proble-

matisch. Betrachtet man, wie in den 1970er Jahren, als dieses Konzept aufkam, über Integration gesprochen wurde, und wie etwa seit dem Jahr 2000 über Integration gesprochen wird, lässt sich zunächst die gleiche Problemagenda beobachten.

Ergebnisse nicht: Bis zu 50 Prozent der Kinder galten in der ersten Runde als „durchgefallen“. Sinn dieses Tests war allerdings nicht, dass jemand durchfällt. Man wollte etwas über das Sprachvermögen der Kinder erfahren, doch der Test orientierte sich nur da-



Dr. Mark Terkessidis

Dauerthemen sind Sprachdefizite, patriarchale Familienstrukturen, „Ghetto-bildung“. Man fragt sich, was in der Zwischenzeit passiert ist, oder warum nichts passiert ist. Ich empfehle hier die Lektüre des Kühn-Memorandums. Heinz Kühn, ehemaliger Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen, war der erste Ausländerbeauftragte der Bundesrepublik und legte 1979 ein Konzept für Integration vor. Wenn auch nur die Hälfte von dem verwirklicht worden wäre, was in diesem Memorandum steht, wären wir heute deutlich weiter.

Wenn nun von Integration die Rede ist, geht es fast immer um die Defizite derer, die der Norm (noch) nicht entsprechen. Sicher gibt es gut ausformulierte Integrationskonzepte mit interessanten Ansätzen, aber gewöhnlich geht es um die Defizite von Personen mit Migrationshintergrund, und wie man sie ausgleichen kann. Diese Logik kann man etwa im Bereich Schule in Nordrhein-Westfalen beobachten. Hier wurde eine so genannte Sprachstandserhebung durchgeführt. Schon das Wort ist problematisch. Die Erhebung wurde mittels eines relativ schnell konstruierten Tests in Kindergärten durchgeführt, wobei der Test dem Personal dort erst etwa zwei Wochen vor Durchführung bekannt gemacht worden war. Als Psychologe weiß ich, dass man einen Test richtig üben muss. Insofern wundern die katastrophalen

Ergebnisse nicht: Bis zu 50 Prozent der Kinder galten in der ersten Runde als „durchgefallen“.

ran, wozu die Kinder in der deutschen Sprache fähig sind. Nun ist es so, dass Leute mit Migrationshintergrund ihren Kindern oft erst einmal ihre Muttersprache beibringen, weil sie – fälschlicherweise – davon ausgehen, dass das Deutsche in den Institutionen ohnehin noch gelernt wird. Jede moderne Pädagogik müsste also auch an den Potenzialen eines Kindes ansetzen. Ich kann nicht einfach testen, was ein Kind nicht kann, ich muss auch wissen und dann möglicherweise in der Muttersprache nachfragen, was ein solches Kind beherrscht, was seine Potenziale sind und wie ich es individuell fördern kann. Die Logik des Defizitären führt schließlich dazu, dass man Sondergruppen einrichtet, in denen diese Kinder unterrichtet werden. Zur Einschulung sollen sie dann auf demselben Niveau sein, wie das 1950er-Jahre-Normkind deutscher Herkunft, das offenbar schon immer alle Voraussetzungen mitgebracht hat, die bei Schulbeginn zu erfüllen sind.

Ich halte dies für eine falsche Logik, die uns in zehn Jahren die gleichen Probleme bescheren wird, die wir jetzt schon haben, denn die Reform zielt nicht auf die Schule, sondern auf die Schüler mit Migrationshintergrund. Ich glaube hingegen, dass es einer Reformierung der Schule in Bezug auf Vielfalt bedarf beziehungsweise diese Institution generell reformiert werden muss. Schaut man sich

britische Schulen an, auch hinsichtlich des Spracherwerbs, findet man diesen dort in den Regelunterricht integriert, und zwar in einem fünfjährigen Prozess. An diesen Schulen gibt es keine Probleme mit den in Deutschland diagnostizierten Sprachdefiziten. Dies alles lässt mich für eines plädieren: Es geht nicht darum, Sonderbereiche einzurichten, sondern darum, den gesamten Betrieb für das Thema Interkultur zu sensibilisieren.

Es gibt eine Menge politischer Gründe, an Integrationskonzepten der 1970er Jahre festzuhalten. Die Welt hat sich jedoch verändert, die Bevölkerung mit Migrationshintergrund hat sich verändert, und die Migration selbst ebenfalls. Es bleibt die Frage, in welche Gesellschaft man sich eigentlich integrieren soll und wie diese Gesellschaft aussieht. Haben wir eine gemeinsame Idee davon?

Das verbindliche Regelwerk hierfür ist die Verfassung. Leute, die der Migration negativ gegenüberstehen, versuchen allerdings in dem Moment, in dem bestimmte Maßstäbe für so etwas wie Integration erfüllt werden, weitere Hürden einzuführen und damit Eingliederung zu erschweren. Hierfür ist der Einbürgerungstest ein gutes Beispiel. Zudem fragt dieser Test nach einer zusätzlichen Dimension von Werten über das Grundgesetz hinaus, aber ich glaube nicht, dass die Diskussion über Werte in diesem Fall wirklich weiterführt. Werte sind etwas, das viele Leute unterschiedlich definieren. Dies wiederum kann nicht die Grundlage der Einwanderungsgesellschaft sein. Ich gehe davon aus, dass es sinnvoller und zeitgemäßer ist, das Individuum in den Mittelpunkt zu stellen. Hier setzt das Konzept Diversity an.

Interkultur, interkulturelle Öffnung und interkulturelle Bildung

In dem Bericht der Enquete-Kommission „Kultur in Deutschland“ des Deutschen Bundestages 2007 wurde das Thema Interkultur resp. Migrantenkultur erstmals auf dieser politischen Ebene aufgenommen. Dorothea Koland, Dieter Kramer und ich haben in den „Kulturpolitischen Mitteilungen“ (siehe Heft 120 bis 122) über die unterschiedlichen Bewertungen der Aussagen in diesem Bericht gestritten. Auf der einen Seite muss man positiv anerkennen, dass das Thema überhaupt enthalten ist, auf der anderen Seite sage ich: Es kann nicht sein, dass das Thema auf fünf von fünfhundert Seiten abgehandelt

wird! Natürlich wird der Charakter der Querschnittsaufgabe betont, aber nichtsdestotrotz wird dies in einem eigenen Kapitel untergebracht mit dem Titel „Migrantenkultur/Interkultur“. Zunächst ist „Migrantenkultur“, was auch immer das sein mag, nicht dasselbe wie „Interkultur“. Dieser Gleichsetzung liegt ein entscheidender Denkfehler zugrunde. Interkultur richtet sich immer auf das große Ganze. Entweder die Institutionen einer Gesellschaft öffnen sich interkulturell oder sie tun es nicht. Es gibt, wie gesagt, substantielle Fortschritte im Bereich interkulturelle Öffnung. Nur sehe ich angesichts der Prominenz des Themas Interkultur in vielen Programmen, Fördertöpfen usw. durchaus auch Gefahren. Eine Gefahr besteht beispielsweise darin, dass im Bereich Interkultur resp. interkulturelle Bildung der Bereich Kultur instrumentalisiert wird. Kulturförderung, auch wenn man selbst möglicherweise von einem erweiterten Kulturbegriff ausgeht, ist de facto zunächst einmal Förderung von Kunst. Und Kunst ist nicht dazu da, wie das in interkulturellen Ansätzen oft angedacht wird, den Zusammenhalt der Gesellschaft zu sichern. Kunst ist nicht dazu da, die Effekte von Arbeitslosigkeit zu mindern oder den Dialog zwischen den Kulturen anzuregen. Man kann bestimmte Themen und Sensibilitäten im Kulturbereich einfordern, aber man darf den Bereich von Kunst und Kultur nicht überfordern. Kunst ist eben zunächst einmal künstlerischer Ausdruck, gleichgültig, ob von Menschen mit oder ohne so genannten Migrationshintergrund. Der zweite Aspekt mit instrumentalisierender Wirkung, wie man ihn derzeit in interkulturellen Konzepten findet, scheint mir die momentan starke Konzentration auf das Publikum seitens der Institutionen. Mittlerweile hat man dort festgestellt, dass etwa bei den Unter-Fünfjährigen in den großen Städten der Anteil von Kindern mit Migrationshintergrund schon bei der Hälfte liegt und dass man diese Personen bislang als Publikum noch gar nicht auf dem Plan gehabt hat. So wird teilweise sehr hektisch versucht, dieses neue Publikum für die kulturellen Institutionen zu akquirieren, oft mit Ansätzen Kultureller Bildung. Es werden viele Projekte initiiert, und im Grunde möchte jeder am Ende „Rhythm is it“ drehen. Veränderungen im Hinblick auf Interkultur dürfen sich aber nicht nur auf die Zusammensetzung des Publikums rich-

ten. Es geht prinzipieller um Barrierefreiheit – für Menschen mit Behinderungen sowieso, aber auch für Menschen mit Migrationshintergrund, für andere, die nicht die üblichen Bildungsbürgerlichen Voraussetzungen mitbringen. Das bedeutet freilich, dass die ganze Institution sich verändern muss, dass das Ensemble sich verändern muss, dass die Leitungsstellen sich insofern verändern müssen, dass auch dort interkulturelle Öffnung stattfindet, dass die Agenda des Theaters sich verändern muss, dass neue Themen hineingetragen werden, dass auch inhaltlich etwas Neues geschieht. Im Grunde setzt solches Denken und Handeln einen ganzen Prozess von Umstrukturierungen in Gang, der sehr kreativ sein kann. In der britischen Kulturszene etwa, wo sehr großer Druck ausgeübt wurde, dass an den Theatern oder in den Kulturinstitutionen so etwas stattfindet wie „social inclusion“, wo man darauf gedrängt hat, dass alle Bereiche der Gesellschaft in diese Kulturinstitution hineinkommen, hat dies sehr kreative Effekte gezeitigt.

„Multikulti“

Die alten „Multikulti“-Konzepte beinhalteten unter anderem die Tendenz, eine Person mit Migrationshintergrund stets dazu aufzufordern, ihre eigene Tradition zu repräsentieren, etwa das muslimische Mädchen in der Schule, das immer den Islam erklären muss. Oder es werden Menschen auf Rollen festgelegt, die ihre „eigene Kultur“ repräsentieren, obwohl sie oft von ihrer angeblichen Kultur gar nichts wissen können. Ich war z. B. als Kind in der Schule bereits der Fachmann für Griechenland, obwohl ich wegen der dort damals herrschenden Junta noch nie dort gewesen war. Das ging sogar so weit, dass ich als vermeintlicher Fachmann für die griechische Antike galt. Nun sind Schüler in der Schule, um etwas zu lernen. Bei Kindern mit Migrationshintergrund aber wird oft gedacht, dass sie Wissen über ihre Herkunftskultur quasi genetisch erworben haben. Dies befördert das Gefühl, defizitär zu sein. In Bezug auf die deutsche Kultur wird das Wissen der Kinder mit Migrationshintergrund ohnehin als ungenügend eingestuft. Nun trifft das im Hinblick auf die „eigene“ Kultur auch noch zu. So wird in der Schule jene Situation richtiggehend produziert, die Wissenschaftler dann als typisch für Kinder mit Migrationshintergrund erklären: Angeblich

sitzen sie „zwischen zwei Stühlen“. Nun befürchte ich, dass ein gewisses naives Verständnis von Interkultur die gleichen Fehler wiederholt. Dabei geht es nicht nur um die Herkunftskultur. Jugendliche mit Migrationshintergrund, gerade wenn sie in schwierigen Vierteln wohnen, werden auch häufig auf ihr „eigenes Leben“ festgelegt. Der Transmissionsriemen ist gewöhnlich Hip-Hop. Bereits seit geraumer Zeit gehört der Rap-Workshop zur Ausstattung von vielen Jugendzentren. Dagegen ist zunächst einmal nichts einzuwenden. Doch fürchte ich, dass die Aufforderung, mit Hilfe von HipHop in erster Linie das „eigene Leben“ zu erzählen, diese Jugendlichen gleichzeitig überfordert und einengt. Unterdessen wissen Jugendliche sehr genau, was für Erwartungen an die Erzählungen von ihrem „eigenen Leben“ gestellt werden. Man will Geschichten hören von der Straße, von den schlagenden oder trinkenden Eltern, von der Arbeitslosigkeit, von der Kriminalität und den Drogen – der Problembereich ist abgesteckt. Und da es sich um Jugendliche handelt, die aufgrund ihrer Jugend oft gar nicht formulieren können, welche Probleme sie tatsächlich haben, werden diese Erwartungen gerne aufgegriffen. Und das Ausdrucksmittel Hip-Hop bietet dann auch noch US-amerikanische Vorbilder, die viel interessanter sind – „50 Cent“ hat einfach viel bessere Probleme, da wird nämlich wirklich geschossen. Und in diesem Sinne ist Bushido das Ergebnis aus Pädagogik und Phantasien – mit der Realität hat das überhaupt nichts zu tun. Nun haben die Kulturinstitutionen wie gesagt die Kinder und Jugendlichen mit Migrationshintergrund entdeckt, aber auch hier steht oftmals das „eigene Leben“ im Vordergrund. Werfen wir etwa einen Blick auf das Tanztheaterstück „Hell and Earth“ von Constanza Makras – sie hat dafür mit Teenagern aus Neukölln zusammengearbeitet. Das ist ein Beispiel für ein Stück, das ästhetisch sehr gut funktioniert, aber indem die Jugendlichen stets nichts weiter als ihr „eigenes Leben“ repräsentieren. Wo aber ist das Potenzial für die Weiterentwicklung? Wo soll die Reise der Jugendlichen hingehen? Wenn auch im Theater das „eigene Leben“ derart im Vordergrund steht, worum geht es dann eigentlich? Um Rohstoff für ein ermüdetes Theater? Und wem berichten die Jugendlichen über ihre Probleme? Einem bildungsbürgerlichen Publikum, das in ganz

anderen Vierteln und Zusammenhängen lebt und eben nicht dem eigenen Umfeld?

Projektkultur

Neben der beschriebenen Instrumentalisierung von Kunst und der Einengung von Jugendlichen durch naive Versionen von „Interkultur“ liegt eine weitere Gefahr in der Projektförmigkeit von Kulturförderung. Wenn es verschiedenen Gruppen von Leuten auch außerhalb der bestehenden Institutionen möglich ist, Projekte durchzuführen, so ist dies grundsätzlich erst einmal zu begrüßen. Doch die Förderprogramme unterliegen auch stark den herrschenden Modethemen. Dies wiederum führt zu fehlender Nachhaltigkeit. Am Grillo-Theater in Essen etwa ist mit Jugendlichen aus Essen-Katernberg das Projekt „Homestorys“ entstanden. Der Dramaturg hat mir erzählt, dass er mit diesem Projekt sehr gute Erfahrungen gemacht hat. Doch ihm war auch klar, dass die Zusammenarbeit Grenzen hat – die Grenzen des durch Drittmittel finanzierten Projektes eben. Wenn das Projekt zu Ende ist, dann gehen die jungen Leute zurück in ein Umfeld, in dem sie weiterhin keine Perspektive haben. Im besten Fall haben sie an einer Perspektive geschnuppert und es ist ihnen gelungen, irgendetwas für sich selbst zu entwickeln, was sie dazu bringt, künftig auch in diesem Bereich etwas unternehmen zu wollen. Aber bringen sie dafür die richtigen Bildungsvoraussetzungen mit? Ich glaube nicht, dass solche Projekte nachhaltig etwas ändern können.

Strukturelle Förderung bleibt weiterhin eine notwendige Forderung. Das Thema Interkultur wird aktuell immer noch gerne an die Freie Szene delegiert, die wiederum ihre Mittel häufig gar nicht aus den Kultur-, sondern aus Sozialtöpfen bezieht. In Mannheim z.B. führt die Dramaturgin Lisa Massetti in einem so genannten schwierigen Viertel Stücke von Schiller auf – hauptsächlich mit Jugendlichen mit Migrationshintergrund. Die Mittel hierfür kommen nicht aus der Kulturförderung, sondern aus dem Sozialetat. Das wird als selbstverständlich angesehen.

Lisa Massetti macht allerdings eine Arbeit, die in den Institutionen der Hochkultur in dieser Form nie geleistet worden ist. Massetti und ihre Arbeit wird zwar unterdessen von den Institutionen der Hochkultur adoptiert, doch gleichzeitig scheint das „Soziale“ an diesem Projekt den

künstlerischen Inhalt zu entwerten. So wird die „Creative Factory“ unterdessen regelmäßig zu den Schillertagen nach Mannheim eingeladen, doch zumindest die ersten Male hat sie dafür im Gegensatz zu allen anderen Kompanien, die dort aufgetreten sind, kein Honorar erhalten. Es reichte offenbar, den „armen“ Jugendlichen ein Forum geboten zu haben. Die Kulturinstitutionen brauchen ein nachhaltiges Programm der interkulturellen Öffnung, dass Jugendliche mit Migrationshintergrund einbezieht, durchaus mit pädagogischen Überlegungen, aber das diese Jugendlichen und ihre kulturellen Artikulationen auch wirklich anerkennt und nicht als soziale Maßnahme entwertet.

Diversity mit großem D

Nun geht es nicht nur um den Migrationshintergrund, wenn wir darüber nachdenken, wie sich die Strukturen verändern müssen, sondern es geht natürlich auch um Geschlecht, Alter, Sexualität – der Migrationshintergrund ist nur eines von vielen Kriterien. Das Prinzip Diversity hat zwei für die Strukturveränderung entscheidende Stoßrichtungen. Zum einen zielt das Konzept auf die Institutionen selbst, die verändert werden sollen, und nicht auf die Personen, die in diesen Institutionen nicht der Norm entsprechen. Zum anderen stehen nicht bestimmte Gruppen im Zentrum des Konzeptes, sondern das Individuum. Es geht eben nicht um die Türken, die Behinderten, die Leute über 65 oder andere. Im Zentrum steht das Individuum in dem Sinne, dass dieses sein Potenzial ausschöpfen möchte und auch soll, durchaus im Sinne des Nutzens für die Institution, etwa bei Unternehmen. Das Prinzip Diversity soll dafür sorgen, dass das Individuum seine Möglichkeiten auch tatsächlich ausschöpfen kann. Und dafür müssen Barrieren beiseite geräumt werden, damit alle die gleichen Chancen haben, ihr Potenzial zu nutzen. Und diese Barrieren sind strukturelle.

Hierin besteht der Unterschied zum Ansatz der Integration. Dieser geht weiterhin davon aus, dass es ein großes Ganzes gibt mit einer Normgruppe und abweichenden Gruppen. Das Ziel ist erreicht, wenn die abweichenden Gruppen in der Norm aufgehen und so ein idealer, aber letztlich nie da gewesener Ursprungszustand wiederhergestellt wird. Ich halte das nicht für einen Weg, den wir einschlagen sollten.

Es gibt eine schöne Geschichte, die ich dem Buch eines US-amerikanischen Unternehmens- und Organisationsberaters entnommen habe und die das Thema Diversity etwas plastischer veranschaulicht. Die Giraffe hat für sich ein sehr schönes Haus gebaut und dafür einen Preis erhalten als „Giraffenhaus des Jahres“. Irgendwann sieht sie auf der Straße einen Elefanten vorbeilaufen und denkt: „Ach, den Elefanten kenne ich vom Elternsprechtag, ich lade ihn mal zu mir ein, wollte ich immer schon mal machen.“ Der Elefant kommt. Dann gibt es das erste Problem: Der Elefant passt nicht durch die Tür, die natürlich für Giraffen gemacht wurde. Es gibt aber eine Flügeltür, die die Giraffe öffnet, und der Elefant kann eintreten. Als der Elefant im Giraffenhaus ist, findet eine Katastrophe nach der anderen statt. Er bricht in den Dielen ein, die Treppe zerbricht, er stößt das Porzellan um, also: Es will überhaupt nichts gelingen. Irgendwann verliert die Giraffe ihre Geduld, obwohl sie sich freut, dass der Elefant da ist, und sagt: „Pass mal auf, das klappt jetzt hier nicht so gut. Wenn du wiederkommen willst, dann musst du eine Abmagerungskur machen“, und sie empfiehlt ihm, zum Ballett zu gehen. Da meint der Elefant: „Das geht so nicht. Wenn ich mit dir in einem Haus zusammen sein soll, müssen wir das Haus auch baulich entsprechend verändern.“ Die Geschichte verdeutlicht den entscheidenden Gedanken: Es bedarf Umbaumaßnahmen am (gesellschaftlichen) Haus, und man kann nicht von den Individuen verlangen, dass sie ein Normmaß annehmen. Bei Diversity geht es um das Haus der Zukunft. In Deutschland wird die Nation bekanntlich gern als Schicksalsgemeinschaft konzipiert, als eine Gemeinschaft mit einer geteilten Vergangenheit. Nur trifft dies heute nicht mehr zu. Wenn in einer Stadt 40 Prozent der Wohnbevölkerung aus Menschen mit Migrationshintergrund besteht, dann können wir nicht mehr davon ausgehen, dass es eine gemeinsame Vergangenheit gibt; und falls doch, dann ist es eine junge Vergangenheit. Beim Diversity-Ansatz geht es um die Gemeinschaft der Zukunft. Wichtig ist, dass die Menschen, die heute zusammen in einer Gesellschaft in Deutschland leben, eine gemeinsame Zukunft haben und dass diese gestaltet werden muss.

Zitate aus dem Film „PerspektivWechsel“

„Es bewegt sich ja auch, wenn eine Kultur woanders hinkommt bzw. hier lange verweilt, dann verändert sich diese Kultur auch mit der deutschen Kultur und es findet eine Durchmischung statt und etwas anderes kommt heraus.“
Sun-Ju-Choi, Drehbuchautorin und künstlerische Leitung des „Asian Women’s Film Festival“

„Dass man sich überhaupt Gedanken darüber macht, dass alljene, nämlich ein Viertel der hiesigen Bevölkerung, auch stärker partizipieren sollten in der Kulturlandschaft, das ist zunächst einmal erfreulich. Inwieweit diese Debatten dann auch tatsächlich zu höherer Partizipation führen werden, ist abzuwarten.“
Philippa Ebéné, Künstlerische Leitung Werkstatt der Kulturen Berlin

„Ich möchte eigentlich, wenn ich Rollen angeboten bekomme - und das möchte jeder Schauspieler, das möchte jede Schauspielerin – erst einmal als Schauspieler wahrgenommen werden.“
Ernest Hausmann, Schauspieler (z.B. Rosa Roth „Im Namen des Vaters“ 2005)

„Was Kunst und Kultur tun können ist im Gegensatz zur Diplomatie, zur Politik und zur Ökonomie gegebenenfalls kompromisslos sein. Das heißt, sich Fragen zu stellen, die sich andere nicht zu stellen trauen und Perspektiven einzunehmen, die andere nicht einnehmen können.“
Shermin Langhoff, Künstlerische Leitung Ballhaus Naunynstraße Berlin

„Kunsteinrichtungen oder Kunst an sich hat ja das Positive, dass es sich nie für einen Zweck instrumentalisieren lässt. Man kann nicht über die Kunstinstitution versuchen, eine gescheiterte Ausländerpolitik oder Einwanderungspolitik mit lustigen Kunstprojekten wieder wettzumachen.“
Mehdi Moinzdeh, Theaterregisseur und Schauspieler (z.B. Tatort „Sternenkinder“ 2006)

„Ich denke, die Partizipation der Kulturen ist sehr unterschiedlich in jeder Stadt, in jedem Bezirk innerhalb von Berlin, innerhalb von Deutschland. Berlin als Vorzeigestadt ist für andere deutsche Städte bestimmt großartig, aber im Vergleich zu internationalen Großstädten ist das ein Minimum an Partizipation was stattfindet.“
Astrid North, Sängerin

„Von dieser ganzen Diskussion, die über Integration z.B. geführt ist, fühle ich mich gar nicht angesprochen. Ich bin letztendlich hier in Deutschland geboren und identifiziere mich als Deutscher und will auch so behandelt werden. Alles andere ist unrealistisch.“
Volkan T, Musiker und Produzent

„Förderlich ist, dass ich als Exote, als Chinesin, schauspielern kann, deutsch sprechen kann mit gewissem Akzent, sodass ich viele Einsätze bekomme zum Synchronsprechen oder für Filmproduktionen. Hinderlich ist, dass ich weiterhin als Chinesin, als bestimmter Typ, eingesetzt werde.“
Fang Yu, Schauspieler und Filmemacher (z. B. „Verliebt in Berlin“ 2006)

„Na ja, wir sind Erzähler. Nach der alten Shakespeare-Tradition haben eben Kunst-/Kulturschaffende diese Aufgabe. Wir haben die Aufgabe, unsere Andersartigkeit mit unseren Möglichkeiten zu vermitteln.“
Biröl Ünel, Schauspieler und Schauspielcoach (z.B. „Gegen die Wand“ 2004)

Die Zitate stammen aus dem Film „PerspektivWechsel“, den Nadja Rahal (Produktion und Regie) mit Johannes Roskamm (Kamera und Schnitt) für den 2. Bundesfachkongress Interkultur gedreht hat. Die Künstler/innen und Kulturvermittler antworteten auf Fragen wie „Welchen Eindruck haben Sie vom Stand der Diskussion um Teilhabe von Minoritäten in Deutschland?“, „Welche Rolle kann Kunst und Kultur beim Thema Teilhabe spielen?“, „Sehen Sie in den letzten Jahren neue positive/negative Entwicklungen?“ oder „Genießt die Vielfalt der Kulturen in Deutschland in der Kulturpolitik und öffentlich geförderten Kulturarbeit genug Wertschätzung und Aufmerksamkeit?“. Der Film kann ausgeliehen werden bei Nadja Rahal, Dipl.Journ., buero@nadjarahal.com

Auswahl der Zitate: Dr. Bernd Wagner. Erstmals abgedruckt in „Kulturpolitische Mitteilungen – Zeitschrift für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft“ Nr. 123 mit dem Schwerpunktthema „PerspektivWechsel: Integration – Interkultur – Diversity“

Podiumsdiskussion: Kulturelle Vielfalt und Teilhabe in Deutschland – Die Sicht der Politik



Teilnehmer/innen (von links nach rechts):

Dr. Dorothea Kolland,
Leiterin des Kulturamts Berlin-Neukölln, Initiative Ratschlag Kulturelle Vielfalt
Jörg Stüdemann,
Beigeordneter für Kultur, Sport, Freizeit der Stadt Dortmund

Christine M. Merkel
Deutsche UNESCO Kommission (Moderation)
Dr. Helga Trüpel, MdEP,
Stellvertretende Vorsitzende des Ausschusses für Kultur und Bildung des Europäischen Parlaments

Prof. Dr. Karin von Welck,
Senatorin für Kultur, Sport und Medien der Freien und Hansestadt Hamburg
Mit Einspielung von Statements verschiedener Künstler/innen aus dem Film „PerspektivWechsel“ von Nadja Rahal

Merkel: Wir wollen einsteigen mit einer Kommentarrunde zu den eben eingespielten Künstler-Statements. „Kulturelle Vielfalt und Teilhabe in Deutschland – Die Sicht der Politik“: Was fiel Ihnen bei den Beiträgen am meisten auf? Was würden Sie gerne kommentieren?

Trüpel: Mich hat am meisten das klare Diktum beeindruckt, dass Kulturpolitik nicht all das lösen kann, was eine gescheiterte Einwanderungspolitik zu verantworten hat. Daran laborieren wir aus meiner Sicht in Deutschland immer noch, aber nicht nur in Deutschland, sondern auch in anderen europäischen Staaten wie Frankreich oder im United Kingdom, auch wenn es dabei natürlich Unterschiede gibt. Zweite wichtige Beobachtung an diesem Film: Alle haben zu uns hier im Publikum Deutsch gesprochen. Also die zentrale Frage: In welcher Sprache verständigen wir uns

eigentlich? Diese Künstler und Schauspieler und Autoren können alle noch viele andere Sprachen, wahrscheinlich fließend. Es gibt aus meiner Sicht das Erfordernis, dass man in einem Land eine gemeinsame Sprache braucht, um sich verständigen zu können. Drittens hat mir besonders gut gefallen, dass Birol Ünel gesagt hat, wir sind Erzähler. Ich glaube, dass das gegenseitige Erzählen einer der zentralen Bestandteile von Einwanderungsgesellschaften sein muss, wenn man sich denn neu finden und neu erfinden will. Was sind die großen Aufgaben von Einwanderung? Wie bewältigen wir das? Woran scheitern wir? Was können wir aus den Erfahrungen, die wir jetzt und in den Debatten der letzten 20, 30 Jahre gemacht haben, lernen?

von Welck: Ein bisschen erstaunlich fand ich den Beitrag einer

Künstlerin, dass sie erst mal auf die Angebote von der Politikseite warte. Das finde ich schade und ich erlebe das auch ganz anders in Hamburg. Da gibt es ganz viele Initiativen, die aus der großen Community der sogenannten Menschen mit Migrationshintergrund kommen, die wir dann versuchen aufzugreifen oder mit den Vertretern zusammen weiter zu entwickeln. Die Erwartung, Geld muss her und dann funktioniert alles, finde ich auch ein bisschen kurz gegriffen. Wenn am Anfang gesagt wurde, die gescheiterte Politik kann man nicht durch Kunst heilen, bin ich offen gestanden ein glühender Verfechter der These, dass man eben mit Kultur und Kunst doch eine ganze Menge verändern kann in einer Gesellschaft.

Kolland: Ich fand die heftigen Fragen nach dem „cash flow“ merkwürdig. Aber daran sind wir

gewohnt, das ist immer das erste. Aber da sind Künstler und Kulturleute mit Migrationshintergrund nicht anders als die ohne Migrationshintergrund. Das Geld reicht nie aus. Die Differenz zwischen den Summen, die man möchte, und denen, die real zur Verfügung stehen, ist enorm, gerade natürlich im Bereich der „Freien Szene“. Mich hat eine Aussage von Shermin Langhoff sehr beeindruckt, mit der ich voll übereinstimme. Sie hat die besondere Funktion der Kunst und Kultur beschrieben, die mir im Lauf den Nachmittags davor sehr unscharf geblieben ist. Sie hat sehr präzise formuliert, dass die Kunst Verschiedenheit und Differenz zur Sprache bringen kann. Sie kann Themen, die man vielleicht sonst so kaum formulieren kann, mit einem anderen Blickwinkel, mit einer anderen Ausdrucksweise zur Sprache bringen. Diese Chance ist unglaublich wichtig für das Voranbringen unserer Gesellschaft und ich glaube, dass darin genau die große Bedeutung von Diversity-Konzepten liegt. Diversity wird im Deutschen meist mit Vielfalt übersetzt, aber Diversity bedeutet auch Differenz. Dieses Deutlichmachen der Differenz, das Reiben an der Differenz, das Erkennen der Unterschiede, ist mir auch in meiner alltäglichen Arbeit ungeheuer wichtig. Auch dadurch, dass es „kracht und knallt“, können produktive Prozesse entstehen. Da hat Kunst und Kultur eine ganz wichtige Funktion. Auf der anderen Seite haben wir als Vertreter, Leiter von Kulturinstitutionen, Kulturämtern, Kulturbehörden auch noch eine ganz andere Rolle, die mir genauso wichtig ist wie dieses Ermöglichen der Diversity, nämlich das Ermöglichen von Teilhabe. Deshalb finde ich den Titel dieses Kongresses sehr richtig. Es wird auch manchmal Differenzen geben zwischen der Position, die Diversity fordert, und der, die Teilhabe fördert oder fordert. Ich glaube, dass auch unterschiedliche Positionen notwendig sind im Voranbringen dieses Konzeptes und ich sehe die Funktion unseres Zusammenkommens auch darin, dass wir versuchen, diese beiden Seiten so eng wie möglich zusammen zu kriegen.

Stüdemann: Auf die Gefahr hin, dass ich ein bisschen als kulturpolitischer Grobian dastehe, habe ich sehr viel Verständnis dafür, wenn jemand sagt: gebt uns Geld, gebt uns Räume, gebt uns Anerkennung. Die wesentliche Botschaft ist doch, dass jemand sagt „Ich habe genügend Einfälle, um Euch die nächsten Jahre glücklich zu machen, und Ihr müsst Euch mit mir auseinandersetzen“ – sonst braucht man ja gar kein Geld. Stichwort: Räume: Die ganze Geschichte der Kultur ist eine Geschichte der Okkupation von Räumen, die symbolträchtige Besetzung von Orten in der Stadt. Das gilt jetzt für dieses Thema genauso. Geld, Räume, Anerkennung ist die Botschaft: Wenn wir es als Kulturpolitiker schaffen, diesen Wünschen zu entsprechen, dann haben wir eine Menge geschafft.

Merkel: Wir wollen nicht die komplette Integrationsdebatte aufrollen. Es war bereits deutlich im ersten Gespräch des Nachmittags zu spüren, dass sich etwas bewegt hat. Vieles ist im Umbau, die Vielfältigkeit wird langsam als Chance gesehen. Wo stehen wir denn genau? Und meine zweite Frage an Sie als Kulturpolitiker: Wie bewerten Sie diese Gemengelage im Moment? Was hat Sie im letzten Jahr besonders gefreut oder auch geärgert?

Trüpel: Mir ist in der Rede von Frau Balbach eine interessante Passage aufgefallen. Sie hat gesagt: „Seit 1998 haben wir verstanden, dass wir eine Einwanderungsgesellschaft sind.“ Aus meiner Sicht ist das das Ergebnis einer langen machtpolitischen Auseinandersetzung. Dass sie jetzt aus Sicht der CDU benutzt wird, ist bemerkenswert. Wenn Deutschland ein Einwanderungsland ist, dann müssen auch die entsprechenden Politiken folgen, was die Staatsangehörigkeits-, die Bildungs- und Sozialpolitik angeht. Als ich 1991 in Bremen Kultursenatorin war, durfte der Titel nicht „Senatorin für Kultur und Interkultur“ heißen, sondern auf Drängen der SPD „Senatorin für Kultur und Ausländerintegration“ – also genau die Debatte: Werden Minderheiten in eine mainstream-Gesellschaft integriert oder ist es genau umge-

kehrt. Die Frage, „wie wir das Giraffenhaus umbauen müssen“ war damals noch lange nicht aktuell, da sind wir jetzt ein Stück weiter. Ich bin mit Frau von Welck einverstanden, dass Kulturpolitik eine große Rolle in der Annäherung und beim Austragen von Konflikten spielen kann: Welche Formen der Anerkennung gibt es, wie baut man Kulturinstitutionen um, wie öffnet man öffentliche Institutionen? Das sehe ich alles, sonst hätte ich mich nicht in diesem Feld getummelt. Aber wenn man sich die Pisa-Studie anschaut und sieht, dass es Migranten besonders schwer haben, sind Bildungs- und Sozialpolitik eher gefragt. Das kann man nicht nur mit Kunst und kulturpolitischen Mitteln lösen, so wichtig sie auch sind. Zur Frage Geld, Räume, Anerkennung. Welche Räume braucht man: extra Räume, Spielwiesen am Rande der Stadt oder braucht man nicht gerade die zentralen Räume in der Stadt? Bei der Frage der Teilhabe geht es zentral auch um machtpolitische Fragen.

von Welck: Wir sollten es uns heute leisten, Vielfalt und Teilhabe nicht in den Kästchen der Parteipolitik zu diskutieren. Als Kultursenatorin muss man sich durchsetzen gegen die Finanzleute, das ist die bittere Erfahrung. Eine andere Frage ist: Wo wollen wir eigentlich die Migranten haben? In Nürnberg z.B. haben 1/3 der Bevölkerung Migrationshintergrund, in Hamburg sind es 25% mit wachsender Tendenz, bei Kindern und Jugendlichen sind es schon 50%. In Berlin ist es wahrscheinlich ähnlich. Die Debatte drängt nun auch schon aufgrund der nackten Zahlen. Ich habe mit Verblüffung festgestellt, dass die großen Volksparteien zum ersten Mal in ihren Programmen anerkannt haben, dass Deutschland ein Einwanderungsland ist: Das ist ein gesellschaftlicher Bewusstseinsprozess. In Hamburg haben wir schon 1986 in der Kulturbehörde ein Referat für interkulturelle Fragen angesiedelt, darauf sind wir stolz. Oberbürgermeister Maly sagte richtig, dass es eine Querschnittsaufgabe für eine Stadt ist. Zu Herrn Stüdemann noch eine Bemerkung: Ich habe nichts dage-

gen Geld zu geben, finde es aber etwas einseitig. Ich versuche immer klar zu machen, dass es noch eine ganz Menge anderer Dinge gibt, die auch wichtig sind.

Kolland: Ich möchte aus meiner Perspektive und aus der des Ratschlages Interkultur sagen, dass man wahrnehmen kann, dass sich etwas verändert hat in unserem Land. Sehr interessant ist, was gerade an interkulturellen Konzepten in Deutschland entwickelt wird. Viele Städte entwickeln interkulturelle Konzepte. Ein wichtiges Anliegen des Ratschlages ist es, Kollegen zu unterstützen und zu beraten. Es geht beim interkulturellen Ansatz darum, es als Denkprinzip immer mit zu denken. Wenn es um institutionelle Förderung geht, wird es am schmerzhaftesten. Wir gehen davon aus, dass der Kulturretat nur minimal wächst. Eine Kulturarbeit mit Diversity-Konzept ist nur dann möglich, wenn sich die Institutionen öffnen und wenn man aus den Institutionen rausgeht. Das bedeutet aber auch, dass das Geld nicht nur wie bisher an traditionelle Institutionen gehen kann, sondern die Verteilung neu strukturiert werden muss.

Stüdemann: Wenn Künstler mit Migrationshintergrund im soziokulturellen Zentrum spielen, hat niemand etwas dagegen. Aber wenn das russische Symphonieorchester aus Dortmund ins Opernhaus will, gibt es riesige Probleme. Gnädigerweise lässt man sie einmal im Jahr ein Konzert mit echten Stars spielen. Es müssen sich alle diese öffentlichen Institutionen öffnen. Wir müssen als Kulturpolitiker für bestimmte Verortungen sorgen, und wir müssen in der Bildungspolitik für gute Beispiele sorgen, damit Kinder gute Vorbilder haben. Außerdem müssen wir uns gute Verfahren überlegen, wie man interkulturelle Erziehung im Elementarbereich, aber auch im außerschulischen Bereich einsetzen kann.

Kolland: Wenn man darüber spricht, wie man Migranten in unsere traditionellen Kulturinstitutionen hinein bekommt, stellt sich mir auch die Frage: Ist es denn überhaupt ver-

nünftig, dass man das macht? Die Engländer haben sich sehr große Mühe gegeben, auch Institutionen vollkommen umzugestalten, um z.B. Pakistani ins Theater zu bekommen. Es wurden wirklich Häuser geschlossen, völlig neues Personal eingestellt. Es hat nicht geklappt, es ist wieder rückgängig gemacht worden. Es ist also alles nicht so einfach.

Stüdemann: Ich gebe Dorothea Kolland vollkommen recht. Wir werden keine großen Ausweitungen der Budgets in den nächsten Jahren haben, das steht zu befürchten. Dann bleibt nur eines: die Gelder anders verteilen. Man wird über Quotierung und Budgets reden müssen und wie sie zustande kommen. Und es wird bestimmte Kultur- und Kunstformen geben, für die sind die bürgerlich etablierten Kunst-institute und Kulturzentren, die wir kennen, der richtige Ort. Und es wird für andere Äußerungen auch andere Orte geben müssen, die vielleicht neu in ihrer Konstruktion sind. Die sind genauso legitim und müssen natürlich auch gute Orte in der Stadt finden. Beides gibt es.

Von Welck: Wir haben uns vor einiger Zeit vorgenommen, Hamburg zur Modellregion für Kinder- und Jugendkultur zu machen. Da gab es schon viele schöne Ansätze. Aber dadurch, dass wir das einfach so „gesetzt“ haben, wagt sich keiner, der Geld haben will, mehr in mein Amtszimmer ohne zu sagen, dass er im Übrigen auch noch ein ganz tolles Kinder- und Jugendprojekt hat, das er schon immer mal machen wollte. So kann man auch das Thema interkulturelle Teilhabe setzen, weil es eben so wichtig ist. Wir müssen es in die Ziel- und Leistungsvereinbarungen, die wir mit den Institutionen haben, die von uns Geld bekommen, hinein schreiben, dass sie in diesem Bereich besondere Programme entwickeln müssen. Bezüglich der Räume finde ich es wichtig, auch die richtig guten Räume zur Verfügung zu stellen, auch wenn es mancher zunächst sehr irritierend findet, wenn z.B. plötzlich im Deutschen Schauspielhaus in Hamburg ein riesengroßes Projekt interkultureller

Jugendarbeit stattfindet und dort eine große Bühne hat. Aber es war ein riesiger Erfolg und das Haus war brechend voll, weil nicht nur die Jugendlichen gekommen sind, sondern auch die Eltern dieser Jugendlichen.

Trüpel: Ich würde gerne noch von einem sehr positiven Beispiel berichten, weil es in der Kulturpolitik natürlich auch immer um best practice geht. Für die Bewerbung als Kulturhauptstadt 2010 gab es in Bremen das Projekt Stadtmigrantenorchester, eine Gruppe von Bremer Musikern aus vielen verschiedenen Ländern, die die ganze Bandbreite der Einwanderer-Community abgebildet hat. Das führte dazu, dass im altherwürdigen Orchesterraum der „Glocke“, in dem in der Regel das Philharmonische Staatsorchester spielt und Herrschaften ab 60 aufwärts hingehen, das Publikum aus den ganzen verschiedenen Einwanderer-Communities bestand, die sonst eher in soziokulturellen Zentren oder im Jugendfreizeitheim anzutreffen sind. Es war für mich eine ungeheure Freude, wie die Musiker zusammen musiziert haben, aber noch viel interessanter war für mich das Publikum. Ich habe diesen Konzertsaal noch nie so gesehen. Was da los war an Stimmung, an Publikum, war für mich ein gutes Beispiel dafür, was es heißt Räume zu öffnen und zur Verfügung zu stellen.

Merkel: Eine letzte Frage, bevor wir uns noch eine Filmsequenz ansehen: Auf welches Ergebnis Ihrer Arbeit sind Sie besonders stolz und was ist aus Ihrer Sicht die größte Herausforderung, wenn man den Blick nach vorne richtet?

Kolland: Eine absolute Notwendigkeit ist die interkulturelle Öffnung im Personalbereich. Wir hatten ein wunderbares großes Jugendprojekt, bei dem wir an die Kinder und Jugendlichen nur herangekommen sind, in dem wir junge Leute, hochqualifizierte junge Leute, hochqualifizierte junge Leute, mit migrantischem Hintergrund als Mittler eingesetzt haben. Das war für uns ein Beleg, dass das der einzig richtige Schritt ist,

um auch andere ethnisch geprägte kulturelle Gruppen in einer Stadt wie Berlin, in einem Gemeinwesen wie Neukölln, zu erreichen. Ich möchte an dieser Stelle noch einmal ganz offensiv eine sehr wichtige Forderung einbringen, die insbesondere von jungen Künstlern und jungen Kuratoren vorgebracht wird: Dass wir endlich aufhören müssen, alle wichtigen Positionen mit „Aborigines“ zu besetzen. Wir müssen den jungen Künstlern und Kuratoren mit diverser kultureller Erfahrung Gelegenheit geben, ihre Ideen und dadurch auch ganz neue Kunst- und Kulturperspektiven und Möglichkeiten auszuprobieren. Insbesondere im Öffentlichen Dienst rennen wir dabei natürlich ständig an unendliche Barrieren, weil die Einstellungsbedingungen, mit denen wir es tagtäglich zu tun haben, vieles nicht erlauben. Wir können die Kolleginnen und Kollegen dann oft nur mit Zeit- und Werkverträgen u.a. beschäftigen und das ist oft recht unbefriedigend.

Stüdemann: Ich würde mir sehr wünschen, wenn eine ähnliche Dynamik einsetzen würde wie bei der Kulturellen Bildung. Stolz bin ich auf das Keuning-Haus in Dortmund, weil dort seit über 20 Jahren Kulturarbeit mit Menschen verschiedener Herkunft gemacht wird. Und ich bin stolz darauf, weil wir endlich in einen Prozess eintreten, in dem die verschiedenen Communities verstärkt für ihre Forderungen eintreten.

Trüpel: Die europäische Politik-Ebene hat relativ wenig Kulturkompetenzen, da die hauptsächlich bei den Mitgliedsstaaten liegen. Trotzdem ist es uns im Europäischen Parlament gelungen, dass für Kulturpolitik, für den Austausch von Künstlern usw. in den nächsten Jahren etwas mehr Geld zur Verfügung gestellt wird. Ein wesentlicher Punkt ist der Diskurs über das Zusammenwachsen Europas. Es gab neulich eine sehr interessante Konferenz, bei der der niederländische Soziologe Paul Scheffer davon gesprochen hat, dass wir einen ganz neuen Gesellschaftsvertrag im Umgang mit den verschiedenen Religionen brauchen: „Ich garantiere Dir, dass du jede Religion aus-

üben kannst, die Du willst, und Du garantierst mir im Umkehrschluss, dass ich sie kritisieren darf“. Ein solches Verständnis von Toleranz ist vielleicht eine neue Grundlage unseres Zusammenlebens.

von Welck: Ich glaube, man muss best practice-Projekte sammeln und vorstellen. Es macht Mut, kollegiale Beratung ist sehr wichtig. In Hamburg haben wir auch nicht das Rad neu erfunden. Eine Sache, die mir sehr gut gefallen hat, möchte ich erwähnen. Wir haben beim Kongress „Kinder zum Olymp“ über den deutschen Tellerrand geschaut. Dabei ist mir gleich das Projekt „Bookstart“ in Großbritannien aufgefallen, bei dem Kinder in den ersten Lebensjahren mit Bilderbüchern versorgt werden. Ähnliches haben wir jetzt auch in Hamburg realisiert. Kinder bekommen bei der U6 von den Kinderärzten ein Bilderbuchpäckchen. In Stadtteilen mit hohen Migrantenanteilen bieten wir Gruppen an, die wir „Gedichte für Wichte“ nennen. Junge Mütter aus verschiedenen Ethnien kommen miteinander ins Gespräch, Freundschaften ergeben sich. Noch etwas: Es muss versucht werden, unter den Vertretern verschiedener Ethnien Vernetzungen herzustellen. So können sie gestärkt werden.

Einspielung von Sequenzen aus dem Film „PerspektivWechsel“

Merkel: Was möchten Sie abschließend der Arbeit des Kongresses noch mit auf den Weg geben?

Stüdemann: Ich glaube, dass wir jenseits der Diskussion um Teilhabe und Teilhabemöglichkeiten noch etwas anderes benötigen: nämlich eine Vision von einem gelungenen Zusammenleben. Wir wären sehr viel stärker und wir wären sehr viel weniger problemorientiert, wenn wir wüssten, welchen Traum wir verfolgen und was wir gerne haben wollen. Es gab eine Phase, die wird heute nur noch als „Multikulti“ kariert. Sie war von einem glücklichen, eher grünorientierten Optimismus getragen. Ein vergleichbares Bild für die nächsten zehn Jahre fehlt uns noch in der gesam-

ten Diskussion. Alle, die Mehrheitsgesellschaft und die verschiedenen Communities, sind aufgerufen, dieses Bild mit zu formulieren.

Kolland: Was ich dem Kongress gerne mit auf den Weg geben würde und auch morgen mit in die Arbeitsgruppe, die ich moderieren werde, mitnehmen werde, ist der Gedankengang des interkulturellen Querdenkens in unseren jeweiligen Aufgabengebieten, sei das jetzt eine Kommune, eine Institution oder ein Verband.

von Welck: Interkulturelles Querdenken gefällt mir auch sehr gut. Man müsste vielleicht noch das generationsübergreifende Querdenken im interkulturellen Prozess mit einbeziehen. Was auch nicht vernachlässigt werden darf, ist die Frage der Ausbildung. Zum Beispiel bezogen auf die Erzieherinnen, die so vieles richten sollen. Damit sie mit den Aufgaben, die auf sie zukommen, zurande kommen können, muss man ihnen helfen, die Kompetenz dafür zu erwerben. Auch unter dem Eindruck dieses großartigen Dokumentationszentrums am Reichsparteitagsgelände hier in Nürnberg halte ich das Thema „Geschichtsaneignung in der deutschen Einwanderungsgesellschaft“, das am Mittwoch diskutiert werden soll, für ein weiteres Schlüsselthema.

Trüpel: Mir gefällt das, was Jörg Stüdemann zu Visionen von einem gelungenen Zusammenleben gesagt hat, sehr gut. Dass man einerseits allen gleiche Teilhabe und Gerechtigkeit und Chancen zugestehen will und trotzdem aber auch Formen finden muss, wie man mit Differenzen umgeht. Es geht darum, Differenz so zu leben, dass sie nicht beschädigend, nicht verletzend für andere ist. Die Künstlerinnen und Künstler wollen zu Recht nicht auf ihren Migrationshintergrund reduziert werden. Gleichzeitig geht es natürlich schon darum, mit dem je spezifischen Hintergrund einen eigenen Ort in der Gesellschaft zu finden. Es ist wichtig, dass man selbst entscheiden kann, wie man damit umgeht.

Milieus und Lebenswelten von Migrantinnen und Migranten in Deutschland – Daten und Fakten

Meral Cerci, Landesamt für Datenverarbeitung und Statistik Nordrhein-Westfalen

Kulturelle Vielfalt: erforschen, erleben, verstehen: Ergebnisse einer repräsentativen Pilotstudie

Welche kulturellen Präferenzen und Gewohnheiten haben Zugewanderte? Welche Medien und Informationswege werden genutzt, um sich über kulturelle Angebote zu informieren? Wie können kommunale Kulturanbieter Menschen mit Migrationshintergrund als Zielpublikum erfolgreich ansprechen?

Diese Fragen wurden aufgeworfen im Rahmen des Projekts „Kommunales Handlungskonzept Interkultur“ in Nordrhein-Westfalen. Im Projektverlauf wurde deutlich, dass auf kommunaler Ebene bei Kulturanbietern und Verwaltung sowie Stadtentwicklern kaum Wissen vorhanden ist über Menschen mit Migrationshintergrund, d. h. grundlegende Daten zur Soziodemografie, aber auch zu kulturellen Präferenzen und Gewohnheiten fehlen. Wirft man einen Blick auf die amtliche Statistik, wird die Relevanz des Themas deutlich: Laut Mikrozensus 2005 haben 23 Prozent der Menschen in NRW einen Migrationshintergrund. Dies bedeutet, dass die freien und institutionellen Kulturanbieter sowie die Kulturverwaltungen über rund ein Viertel der Bevölkerung, für die sie Dienstleistungen entwickeln sollen, kaum Informationen haben. Auch über die Wege, diese Zielgruppen erfolgreich anzusprechen, ist bisher wenig Wissen verfügbar. So wundert es nicht, dass Migrantinnen und Migranten nur in Ausnahmefällen als Zielgruppen für Kulturangebote oder als Produzierende von Kunst und Kultur berücksichtigt, explizit angesprochen oder unterstützt werden. Kreative und innovative Potenziale der Gesellschaft sowie ein gewichtiger Teil des Publikums werden nicht ausreichend berücksichtigt.



Meral Cerci

Wenige Fakten und hoher weiterer Forschungsbedarf

Um diesem Informationsdefizit zu begegnen, wurde das Landesamt für Datenverarbeitung und Statistik Nordrhein-Westfalen (LDS NRW) von der Kulturabteilung des Ministerpräsidenten des Landes mit dem Datenforschungsprojekt Interkultur beauftragt. Grundlagen für sämtliche Forschungsaktivitäten ist zum einen die Nutzung einer erweiterten Definition von Migrationshintergrund. So werden neben Menschen mit ausländischer Staatsangehörigkeit auch Personen mit einer deutschen Staatsangehörigkeit, die selber zugewandert sind (z.B. Eingebürgerte), oder Personen, deren Eltern eine Zuwanderungsgeschichte haben, berücksichtigt. Zum anderen werden Migration und kulturelle Vielfalt als Bereicherung und Chance für die Gesellschaft in Deutschland betrachtet. Diese „Potenzial-Betrach-

tung“ bildet den Ausgangspunkt für die Entwicklung des jeweiligen Forschungs-Designs. Zum Start der Interkultur-Forschung wurde im Jahr 2006 eine systematische Bestandsaufnahme von Daten und Fakten zum Thema Interkultur durchgeführt. Als Ergebnis ließ sich damals festhalten, dass die „Datenlandschaft Interkultur“ noch erhebliche weiße Flecken aufwies. Quantitative Aussagen über kulturelle Präferenzen und Gewohnheiten von Menschen mit Migrationshintergrund nach der erweiterten Definition konnten weder für NRW noch für einzelne Kommunen gemacht werden, d. h. es bestand noch ein hoher weiterer Forschungsbedarf.

Repräsentative Pilotstudie in Dortmund

Im Anschluss an die Bestandsaufnahme wurde im Jahr 2007

eine Pilot-Untersuchung zum Thema „Kulturelle Vielfalt“ in Dortmund angestoßen. Im Rahmen dieser repräsentativen Studie wurden 1.023 Dortmunderinnen und Dortmunder mit und ohne Migrationshintergrund zu ihren kulturellen Präferenzen und Gewohnheiten befragt. Die Stichprobenziehung für die Studie erfolgte auf Basis des Mikrozensus NRW, einer repräsentativen Befragung der Gesamtbevölkerung in NRW. Insgesamt haben 27,5 Prozent der Menschen in Dortmund einen Migrationshintergrund. Dabei stellen die Menschen mit osteuropäischem Migrationshintergrund mit 10 Prozent die größte Gruppe, gefolgt von Personen mit türkischem Migrationshintergrund. Personen ab 16 Jahren wurden über ihre kulturellen Interessen und Gewohnheiten interviewt und darüber hinaus auch die kulturellen Aktivitäten der Kinder im Haushalt erfasst. Platz 1 der künstlerischen Hobbys der Kinder belegt „ein Musikinstrument spielen“. 42 Prozent der Kinder ohne Migrationshintergrund spielen regelmäßig ein Instrument. Bei den Kindern mit Migrationshintergrund beträgt der Anteil allerdings nur 18 Prozent. Im Ranking der künstlerischen Hobbys liegt Tanzen bei den Kindern eher im Mittelfeld, allerdings zeigen Kinder mit Migrationshintergrund hierbei leicht überdurchschnittliche Aktivitäten. Die Schule ist für Kinder mit Migrationshintergrund ein wichtiger Ort der kulturellen Bildung (für Musikunterricht, Tanz etc.). Das Interesse für Kulturveranstaltungen liegt bei vielen Genres bei Menschen mit Migrationshintergrund auf vergleichbarem Niveau wie das der Menschen ohne Migrationshintergrund. Etwas geringeres Interesse zeigt sich für Rock-Pop, klassische Musik, Kabarett/Comedy, Musical und Oper, leicht höheres Interesse hingegen für Weltmusik, elektronische Musik/HipHop sowie Kino/Film. Sehr starkes Interesse

besteht bei Konzerten mit Musik aus der Herkunftsregion. Obwohl Interesse besteht, besuchen Menschen mit Migrationshintergrund weniger häufig Kulturveranstaltungen als Menschen ohne Migrationshintergrund. Geringere Nutzung wird erkennbar bei: klassischer Musik, religiöser Musik, Rock/Pop, Kabarett/Comedy sowie Schauspiel/Theater. Eine Nutzung auf gleichem Niveau zeigt sich bei elektronischer Musik, Weltmusik, Kino/Film und Literaturveranstaltungen. Der Vergleich „Interesse vs. Nutzung“ lässt für viele Genres eine erhebliche Diskrepanz erkennen. Beispielsweise haben 33 Prozent der Migrantinnen und Migranten Interesse an Weltmusik-Konzerten, aber nur 5 Prozent haben in letzter Zeit tatsächlich ein Konzert besucht. Hier liegt Potenzial, um die Besucherzahl der Einrichtungen zu steigern.

Insgesamt ist die Mehrheit der Dortmunder(innen) ohne Migrationshintergrund mit dem Kulturangebot in der Stadt sehr zufrieden bzw. zufrieden (70%). Allerdings ist die Zufriedenheit bei den Migranten mit 50 Prozent deutlich niedriger. Von den Befragten werden folgende Verbesserungsvorschläge zum Kulturangebot in der Stadt gemacht: Preisermäßigungen, mehr und bessere Werbung bzw. Presse- und Öffentlichkeitsarbeit, bessere Erreichbarkeit mit ÖPNV und dem Auto, mehr Angebote mit Bezug zur Herkunftskultur und -sprache (Künstlerinnen und Künstler, Programm und Werbematerial) sowie mehr Angebote für Familien, Kinder und Jugendliche.

Lebenswelten und Milieus von Menschen mit Migrationshintergrund

Ergänzend zur Pilotstudie in Dortmund beteiligte sich das LDS NRW im Jahr 2007 an der Studie „Lebenswelten und Milieus von Menschen mit Migrationshinter-

grund in Deutschland“ der Sinus Sociovision GmbH. Zum ersten Mal wurden die Lebenswelten und Lebensstile von Menschen mit unterschiedlichem Migrationshintergrund, so wie sie sich durch das Leben in Deutschland entwickelt haben, mit dem gesellschaftswissenschaftlichen Ansatz der Sinus-Milieus untersucht. Ziel war ein unverfälschtes Kennenlernen und Verstehen der Alltagswelt von Migranten, ihrer Wertorientierungen, Lebensziele, Wünsche und Zukunftserwartungen. Die vorliegenden Ergebnisse zeigen ein facettenreiches Bild: Die Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland sind keine soziokulturell homogene Gruppe. Vielmehr zeigt sich eine vielfältige und differenzierte Milieulandschaft. Insgesamt acht Migranten-Milieus mit jeweils ganz unterschiedlichen Lebensauffassungen und Lebensweisen konnten identifiziert werden.

Die Migranten-Milieus unterscheiden sich weniger nach ethnischer Herkunft und sozialer Lage als nach ihren Wertvorstellungen, Lebensstilen und ästhetischen Vorlieben. Dabei finden sich gemeinsame lebensweltliche Muster bei Migranten aus unterschiedlichen Herkunftskulturen. Faktoren wie ethnische Zugehörigkeit, Religion und Zuwanderungsgeschichte beeinflussen die Alltagskultur, sind letzten Endes aber nicht milieuprägend und identitätsstiftend. Der Einfluss religiöser Traditionen wird oft überschätzt. Die meisten Milieus verstehen sich als Angehörige der multikulturellen deutschen Gesellschaft. Die große Mehrheit der Befragten will sich in die Aufnahmegesellschaft einfügen – ohne ihre kulturellen Wurzeln zu vergessen. Viele, vor allem jüngere Befragte der zweiten und dritten Generation, haben ein biculturelles Selbstbewusstsein und sehen Migrationshintergrund und Mehr-

sprachigkeit als Bereicherung – für sich selbst und für die Gesellschaft. Integrationsbarrieren lassen sich lediglich bei drei der acht Migrant-Milieus (religiös-verwurzeltes Milieu, entwurzeltes Milieu, hedonistisch-subkulturelles Milieu) erkennen.

Gerade im hedonistisch-subkulturellen Milieu zeigt sich aber auch ein eigenständiger Selbstbehauptungswille, und es gibt Ansätze zur Herausbildung neuer multi-kultureller Lebensmuster.

Hinweise für das Entstehen einer neuen Elite finden sich im intellektuell-kosmopolitischen Milieu, das sich an Werten wie Aufklärung, Toleranz und Nachhaltigkeit orientiert. Teile dieses Milieus haben das Potential, zu Leitgruppen in der Gesellschaft des 21. Jahrhunderts zu werden.

Der sich in der deutschen Gesellschaft ausbreitende Trend zur „neuen Bürgerlichkeit“ wird durch das adaptive Integrationsmilieu, die konventionelle moderne Mitte der Migrantpopulation, mitgetragen und verstärkt. Die Bereitschaft zu Leistung und Anpassung ist nicht nur in diesem Milieu und im multikulturellen Performermilieu sehr ausgeprägt, sondern bei den Menschen mit Migrationshintergrund insgesamt stärker als in der Gesamtbevölkerung in Deutschland. Im Auftrag der Kulturabteilung des Ministerpräsidenten des Landes Nordrhein-Westfalen wurde ein „Kultur-Special“ in die Untersuchung integriert und es konnten über alle Milieus folgende Ergebnisse ermittelt werden: Das Thema kulturelle Bildung – insbesondere für Kinder – hat in fast allen Milieus einen besonders hohen Stellenwert (Ausnahme: entwurzeltes Milieu). Kunst- und Musikunterricht an den Schulen wird befürwortet. Die Kulturnutzung ist nicht abhängig von der Herkunftskultur, sondern von Bildung, Einstellungen, sozialer Lage und Herkunftsraum (Großstadt vs. länd-

liche Region). Ethnische kulturelle Zentren werden von sechs Milieus genutzt (religiös-verwurzeltes Milieu, traditionelles Gastarbeitermilieu, statusorientiertes Milieu, entwurzeltes Milieu, intellektuell-kosmopolitisches Milieu, adaptives Integrationsmilieu).

Die kulturellen Präferenzen und Gewohnheiten sind differenziert in den verschiedenen Milieus:

- **Religiös verwurzeltes Milieu:**
Motive: kulturelle Identität bewahren und Pflege der Heimatkultur
- **Traditionelles Gastarbeitermilieu:**
Kulturkonsum folgt dem Streben nach Harmonie und Geborgenheit; Orientierung an der Kultur des Heimatlandes
- **Statusorientiertes Milieu:**
Konsumeinstellung gegenüber Kunst und Kultur; Motive: Unterhaltung und Entspannung, Kontakte zur Herkunftskultur
- **Entwurzeltes Milieu:**
Großes Interesse an Unterhaltung aus dem Bereich der Populärkultur
- **Intellektuell-kosmopolitisches Milieu:**
Vielfältige kulturelle Interessen, Kunst und Kultur im Alltagsleben wie im Selbstverständnis wichtig, viele ehrenamtlich als Kulturagenten tätig
- **Adaptives Integrationsmilieu:**
Aufgeschlossene Einstellung zu Kunst und Kultur, Vorliebe für harmonische, positiv stimmende Produktionen (Bedürfnis nach Romantik, Escape, „Making Magic“)
- **Multikulturelles Performermilieu:**
ohne intellektuelle Ambitionen, konsumiert alles nach dem Lustprinzip von Klassik bis Pop; folgt Trends
- **Hedonistisch-subkulturelles Milieu:**
Hohes Interesse an Kunst und Kultur- soweit es sich dem Bildungsanspruch der etablierten Kulturbetriebe entzieht (attraktiv: Pop- und Jugendkultur); manche Milieugehörige sind auch selbst kreativ (z.B. schreiben Rap-Texte)

Fazit und Ausblick

Die im Rahmen der Interkultur-Forschung gewonnenen Erkenntnisse sowie Daten und Fakten bilden eine erste Grundlage, um auf der (kultur-)politischen Ebene die Konsequenzen für öffentlich geförderte Kultureinrichtungen zu diskutieren, neue Ziele im Kulturauftrag zu definieren und ihre Überprüfbarkeit zu gewährleisten.

Als nächster Forschungsschritt ist eine Quantifizierung des Sinus-Modells geplant, um die Milieus auf Basis repräsentativer Daten zu validieren und ihre Größe und Struktur zu bestimmen. Erste Ergebnisse der Quantifizierung werden Ende 2008 veröffentlicht.

Um den Wissenstransfer der Interkultur-Forschung auch landesweit zu sichern, werden die Studienergebnisse eingebunden in interkultur.pro, eine seit 2008 laufende Professionalisierungsmaßnahme für interkulturelles Kunst- und Kulturmanagement in Nordrhein-Westfalen. Ziel des Programms, das von der Kulturabteilung des Ministerpräsidenten des Landes Nordrhein-Westfalen gefördert wird, ist es, durch Seminare, Workshops und Beratung vor Ort die interkulturelle Kunst- und Kulturarbeit in Nordrhein-Westfalen nachhaltig zu verankern. Darüber hinaus ist von interkultur.pro der Ausbau der Interkultur-Forschung und die Erweiterung des Theorie-Praxis-Diskurses in Kooperation mit dem Institut für Kultur und Medien der Universität Düsseldorf geplant.

Informationen dazu und weitere Studien zum Thema Interkultur werden veröffentlicht von interkultur.pro.

Ein ausführlicher Ergebnisbericht steht zum Download bereit unter www.interkultur.pro

Podiumsgespräch: Formen organisierten Handelns von Migrantinnen und Migranten – Wege zu gesellschaftlicher Teilhabe

Podiumsteilnehmer/innen:

Ergun Can,
Netzwerk türkeistämmiger
Mandatsträger/innen, Stuttgart
Dr. Karamba Diaby,
Bundesausländerbeirat Halle/Saale

Dejan Perc,
Serbischer Kulturverein Heiliger Sava,
Forum der Kulturen Stuttgart e.V.
Mitra Sharifi-Neystanak,
Arbeitsgemeinschaft der Ausländer-
beiräte Bayerns

Marcela Zuñiga,
Verband binationaler Familien und
Partnerschaften iaf Leipzig e.V.
Einführung und Moderation:
Prof. Dr. Karin Weiss,
Integrationsbeauftragte Brandenburg

Weiss: Es geht um Migrantenorganisationen, um Formen organisierten Handelns und schon mit den Begrifflichkeiten gibt es so seine Schwierigkeiten. Es hat sich inzwischen in der Forschung, aber auch in der Fachliteratur der Begriff Migrantenselbstorganisationen sehr eingepreßt. Ich habe ihn selber auch lange so verwandt, aber inzwischen kommen mir so meine Zweifel... Ich darf daran erinnern, dass in den 70er Jahren bei den großen Wohlfahrtsorganisationen, die ja für die Betreuung der - wie es damals so schön hieß - „Gastarbeiter“ zuständig waren, die Selbstorganisation am Anfang nicht wirklich willkommen war. Ich weiß nicht, ob sich inzwischen sehr viel geändert hat. Auf der einen Seite sind Organisationen von Migranten inzwischen anerkannt, auf der anderen Seite gibt es nach wie vor, gerade auch in der breiten Öffentlichkeit, durchaus ein gewisses Misstrauen, der Verdacht der Parallelgesellschaft taucht da immer wieder mit auf. ... Auf der anderen Seite sind Migrantenorganisationen derzeit auch so etwas wie eine Wunderwaffe geworden, wenn man sich den Nationalen Integrationsplan anschaut. Die Migrantenorganisationen sind diejenigen, die es richten sollen: Ob es um Spracherziehung, um Elternarbeit geht, sind es Migrantenorganisationen, die eingeschaltet werden sollen. Wenn es um Ausbildungsplätze für Jugendliche mit Migrationshintergrund geht,

sind es die ausländischen Betriebe, die Ausbildungsplätze schaffen sollen. Wenn das partnerschaftlich passiert, ist es schön - aber nicht immer ist es so. Ich denke wir haben ein Stück weit eine Überforderung von Migrantenorganisationen im Anspruch der Mehrheitsgesellschaft bezüglich dessen, was sie derzeit alles leisten sollen. ... Zu bedenken ist, dass es sehr unterschiedliche Formen organisierten Handelns von Migrantinnen und Migranten geht. Es gibt kleine und große Organisationen, es gibt bundesweite Dachorganisationen, es gibt genauso kleine informelle nicht als Verein eingetragene Organisationen vor Ort, die dennoch eine sehr wichtige Arbeit machen. Differenzierte Wahrnehmung ist also auch gegenüber den Migrantenorganisationen angebracht. ... Wir hören auf der einen Seite nach wie vor sehr häufig den Vorwurf, die Migranten nähmen nicht teil, sie wollten sich nicht organisieren. Bürgerschaftliches Engagement sei etwas, das wir erst fördern müssen, das aber so noch nicht vorhanden wäre. Auf der anderen Seite gibt es aber doch auch eine ganze Reihe von Studien, die zeigen, dass genau das sehr wohl vorhanden ist ... Eine Untersuchung ergab 71 % Beteiligung der Mehrheitsgesellschaft an Bürgerschaftlichem Engagement gegenüber 61 % der Migranten – kein so großer Unterschied, wie man ihn erwartet hatte. Es gab

einige Unterschiede in Formen des Engagements und in den Bereichen. Die Migranten haben sich z.B. eher weniger in dem Bereich Sport engagiert, aber deutlich mehr in religiösen Belangen, u.a. aber auch stärker im Bereich Schule und Bildung. Auch das ist etwas was man nicht wirklich erwartet hatte.

Frage an das Podium: Wir hören viel von außen über Migrantenorganisationen. Wie sehen sich Migrantenorganisationen selber? Wie ist die Selbstwahrnehmung? Und wen vertreten Sie in den Organisationen, in denen Sie tätig sind?

Perc: Die Bezeichnung Migrantenselbstorganisation deckt sich sicherlich nicht mit der Eigenwahrnehmung ... Die erste Generation ist leider häufig wenig interessiert, auch mit deutschen Organisationen oder anderen kulturellen Organisationen zusammen etwas auf die Beine zu stellen. Man ist sehr in der eigenen Community verhaftet. Die zweite und die dritte Generation ist dazu sehr viel eher bereit und sieht es auch als notwendig an, sich zu öffnen. Die Ausrichtung der Arbeit hängt natürlich auch von den Förderrichtlinien ab. Und da muss man feststellen – dabei kann ich natürlich nur für den Bereich Stuttgart sprechen –, dass die Förderrichtlinien lange Zeit so ausgelegt waren, dass sie

die „Community-Arbeit“ unterstützt und finanziert haben, also z. B. Feiern, die als Hauptzielpublikum die eigene Ethnie haben. Wenig bis gar nicht waren Veranstaltungen vorgesehen, die den kulturellen Dialog vorsehen, die auch stärker auf das Interkulturelle abzielen und dementsprechend war natürlich auch das Angebot. Wir müssen wegkommen von der bloßen Kulturpflege, aber natürlich bleibt sie dennoch wichtig. Auch die Älteren der zweiten Generation, die ihre Kinder zu uns in den Verein bringen, wollen, dass ihre Kinder die serbische Sprache kennenlernen und auch die Kultur pflegen.

Weiss: Herr Dr. Diaby, in den neuen Bundesländern waren die Vereine, die sich gegründet haben, kurz nach der Wende vor allem Vereine der Selbstverteidigung. Es ging darum die Interessen handfest zu vertreten, für ein Bleiberecht zu kämpfen und teilweise wirklich einen Selbstschutz zu organisieren angesichts einer vielfach gewalttätigen Fremdenfeindlichkeit. Die kulturelle Heimatorientierung kam eigentlich erst in den letzten vier, fünf Jahren bei den Vereinen in den neuen Bundesländern auf. Wie sehen Sie die Entwicklung der Migrantenorganisationen gerade in den neuen Bundesländern?

Diaby: Im Vergleich zu den alten Bundesländern ist der Bevölkerungsanteil und die Zusammensetzung der Bevölkerung sehr unterschiedlich. Wir haben eine sehr heterogene Struktur bezüglich der Herkunftsländer. In den letzten Jahren haben sich sehr viele kleine Organisationen gegründet. In Halle beispielsweise, wo ich herkomme, haben wir 18 Migrantenorganisationen. Da es oftmals nur wenige Menschen aus einem Herkunftsland gab, gab es von vornherein in den neuen Bundesländern eher multiethnische Organisationen.

Weiss: Herr Can, sieht man sich die Mandatsträger in Deutschland

an, so sind Migranten nach wie vor in politischen Gremien weit unterrepräsentiert. Sie vertreten das Netzwerk türkeistämmiger Mandatsträger. Bräuchten wir nicht eher einen Verein der politischen Mandatsträger mit Migrationshintergrund? Warum nur die türkischstämmigen?

Can: Das Netzwerk der türkeistämmigen Mandatsträger ist das Ergebnis einer Recherche der Körberstiftung. Wir sind alle Kolleginnen und Kollegen aus unterschiedlichen Parteien. Parteiübergreifend. Von der CSU bis zur Linkspartei gibt es türkeistämmige Mandatsträgerinnen und Mandatsträger, auf europäischer, Bundes-, Landes- und kommunaler Ebene. Wir haben das erste Mal 2004 getagt. Unser Ansatz ist es, politische Diskussionen zu führen, den politischen Dialog mitzugestalten. Es ist uns relativ schnell gelungen, dass wir unsere Parteibücher außen vor lassen. Es ist unser Anliegen, dass sich mehr Menschen in den Parteien engagieren und wir versuchen auch die Parteien entsprechend zu sensibilisieren. Ich denke, dass natürlich auch die Migrantenselbstorganisationen sehr wichtige Ansprechpartner sind, auch für die Politik, Vermittler vielleicht auch bei gewissen Projekten usw. Aber es muss selbstverständlich sein, dass man irgendwann hier auch in der Gesellschaft ankommen muss und ankommen darf vor allem. Und das „darf“ unterstreiche ich noch mal. Nur wenn wir gemeinsam an gemeinsamen Werten, einer gemeinsamen Orientierung in diesem Lande arbeiten, nur dann können wir auch in diesem Prozess weiterkommen. Ich denke nicht, dass Deutschland bisher diese Willkommenskultur vermittelt.

Weiss: Frau Sharifi, Frau Cerci hat vorhin gesagt, die ethnische Zugehörigkeit und die Religion sind nicht Milieu und Identität stiftend. Das hieße ja eigentlich, dass die Organisation entlang des Migra-

tionshintergrunds der falsche Weg ist. Über Ausländerbeiräte gab und gibt es viele Diskussionen: Wie sollen sie sich gestalten, welche Mitspracherechte haben sie wirklich? Was können sie tatsächlich zur Öffnung der Gesellschaft, für die Integration tun?

Sharifi: Ich möchte noch einmal auf die Frage eingehen, ob Migrantenvereine eigentlich Selbstorganisationen sind. Selbstorganisationen sind sie auf jeden Fall. Ob sie Selbstvertretungsorgane sind, ob sie diesen Vertretungsanspruch haben, ist eine andere Frage. Ich denke auch, dass wir da relativieren müssen: Die Selbstorganisation in Form von Vereinen spielt bezüglich der Minderheitenkulturen eine wichtige Rolle, zumal die Gesellschaft da noch einiges nachzuholen hat, wenn es um die Aufnahme dieser kulturellen Angebote auch in den Kanon der öffentlichen Angebote geht. Was die politische Vertretung der Migranten angeht, haben wir mit den Ausländerbeiräten ein Modell, das versucht hat, über ethnische Grenzen, über kulturelle Grenzen hinweg, zum Teil auch über Statusgrenzen hinweg, eine Vertretung der Migranten herzustellen, die über Wahlen zustande kommt. Ich bin immer noch der Meinung, dass wir Beiräte brauchen und sie neu erfinden müssten, wenn wir sie nicht schon hätten: Weil sie einfach eine wichtige Ethnien übergreifende, vor allem politische Vertretung der Migranten sind. Ich will auf keinen Fall sagen, dass wir die einzigen Vertreter sind. Ich denke alle Migrantenorganisationen mischen mit. Man muss sich das auch so vorstellen, dass sich die Ausländerbeiräte zum Teil aus reinen „Gastarbeiter“-Vertretungen zu Gremien entwickelt haben, die zunehmend versuchen, auch die kleineren Minderheiten unter den Migranten zu vertreten. Wir werden zunehmend gebraucht als Ansprechpartner für Politik und Verwaltung

und wir sind diejenigen, die letztendlich auch die Kontakte in die Netzwerke der Migranten haben. Ich sehe als wichtige Aufgabe die Lobbyaufgabe, spezifische Interessen der Migranten zu vertreten. Das bedeutet nicht, dass man nicht auch in den Parteien, in den Institutionen, in den Gremien der Mehrheitsgesellschaft mitwirken sollte.

Weiss: Frau Zuniga, Sie sind als Verband binationaler Familien und Partnerschaften ganz klar auch eine Interessenvertretung. Wie können Sie diese Interessen vertreten? Sehen Sie es als sinnvoll an, dass sich einzelne kleinere Vereine in einer Dachorganisation zusammenschließen, um ihre Interessen schlagkräftiger vertreten zu können? Was brauchen Interessenorganisationen, um zihre Interessen wirklich effektiv vertreten zu können?

Zuniga: Wir stellen in unserer Arbeit fest, dass die Migrantenorganisationen hauptsächlich dann auch finanziell unterstützt werden, wenn sie kulturelle Veranstaltungen anbieten. Aber unsere Bedürfnisse gehen weit darüber hinaus, wenn wir uns professionalisieren wollen und auch gerne selbst Beratungen anbieten wollen. Vieles ist bisher von Verbänden und anderen Beratungsstellen der Mehrheitsgesellschaft abgedeckt. Jetzt wollen Migrantenorganisationen selbst z.B. die Bedürfnisse und Interessen der Eltern wahrnehmen und an der Gesellschaft teilhaben. Wir haben es aber schwer, an Fördermittel oder finanzielle Unterstützung heranzukommen. Man muss sich als Migrantenorganisation ständig legitimieren, dass man auch professionell arbeitet. Das ist gerade bei uns im Osten ein Strukturkonflikt, bei dem etwas geschehen muss. Für die Migrantenorganisationen ist das sehr wichtig. Allein auf ehrenamtlicher Basis kann man keine professionelle und kontinuierliche

Arbeit leisten. Die nicht gewährte Förderung hat sicher etwas damit zu tun, Macht abzugeben und es hat mit der Angst vor Parallelgesellschaften zu tun.

Weiss: Ist das mit der mangelnden Unterstützung nur ein Problem in den neuen Bundesländern, Herr Perc?

Perc: Nein sicherlich nicht. Ich bin Ihnen auch dankbar, dass Sie den Aspekt der Öffnung der Mehrheitsgesellschaft angesprochen haben. Wir haben uns ja im Wesentlichen damit beschäftigt, wie wir aus Sicht der Migrantenselbstorganisationen nach außen wirken. Schauen wir uns doch einmal an, wie es z.B. bei rund 40% Migrantenanteil in Stuttgart mit dem Anteil an Beschäftigten in der Stadtverwaltung aussieht. Da haben wir weit unterproportional Beschäftigte mit Migrationshintergrund und wenn man sich das noch genauer anschaut, dann sind es eben nicht Abteilungsleiter, Stabsstellenleiter usw., sondern es sind überwiegend die eher etwas geringer qualifizierten Beschäftigungsverhältnisse. Das gleiche gilt für die politische Teilhabe. Man kritisiert, dass die Migranten sich nicht so engagieren würden in Parteien. Das stimmt wohl, aber man sollte sich die Gründe anschauen. Wir haben eine Vielzahl von Parteien und die meisten haben auch das Integrations-thema als bedeutendes Thema erkannt. Aber wenn es darum geht, auch aussichtsreiche Plätze an Migranten zu vergeben, dann sieht es ganz schnell ganz anders aus. Man hat dann ein, zwei, drei Migranten auf Listenplatz 60, 70 oder 80, aber eben nicht vorne. Die Mehrheitsgesellschaft muss sich die Frage stellen, wie weit sie bereit ist, auch eigene Positionen aufzugeben. Man kann nicht auf der einen Seite fordern, dass sich die Menschen engagieren sollen und wenn sie es dann tun, sie nicht aufzustellen. Ich bin Mitglied

des Internationalen Ausschusses, das ist ein Ausschuss mit beratender Funktion. Häufig haben wir solche Strukturen, die eher beratend vorgelagert, nebengelagert sind, aber keine Sitze in den eigentlich bestimmenden Ausschüssen, im Gemeinderat, den Landesparlamenten oder im Bundestag.

Weiss: Nicht zu vergessen, dass wir immer noch kein kommunales Wahlrecht für alle haben. Interkulturelle Öffnung heißt in der Tat auch, dass bestimmte noch bestehende Privilegien, Besitztümer, Status oder was auch immer abgegeben werden müssten. Von daher wird interkulturelle Öffnung auch nicht nur mir moralischen Argumenten durchsetzbar sein. Dazu braucht es mehr politischen Druck. Bleibt die Frage, wie man den herstellen kann. Herr Can, was könnte man tun, um die politische Durchsetzungsfähigkeit von Migranten, von Migrantenorganisationen, zu stärken? Das kommunale Wahlrecht wird bei den derzeitigen politischen Mehrheiten nicht kommen.

Can: Genau das ist der Punkt. Das kommunale Wahlrecht wäre zumindest der erste Einstieg für viele Menschen, die hier jahrzehntelang leben und keinerlei politische Teilhabe haben. Ich war auch beim Integrationsgipfel und habe in Kommissionen mitgearbeitet. Die Parteien haben sich bisher keine Selbstverpflichtungen auferlegt, aber ich denke, es wird einen Wandel geben. Mehr und mehr Migranten werden durch das neue Zuwanderungsgesetz zur attraktiven Zielgruppe der Wähler und Wählerinnen werden. Nur Parteien, die sich öffnen, werden aus diesem neuen Wählerpotential schöpfen können. Darum arbeiten wir als Netzwerk daran, in allen Parteien Sensibilisierungen zu schaffen, gerade auch in den Parteivorständen. Wir führen Gespräche mit den Bundesgeschäftsführern und Generalsekretären der im Bundes-

tag vertretenen Parteien, um das Thema mehr und mehr in den Fokus zu bringen. Ich erlebe es immer öfter, dass sich Migrantenselbstorganisationen vernetzen. Nur über diese Bündelungen kommen wir gesellschaftlich weiter, auch beim Versuch, Mittel für die Vereinsarbeit zu beschaffen. Man kann eine professionelle Vereinsarbeit in größerer Art und Weise nur dann machen, wenn man zumindest Teilzeitkräfte dafür beschäftigen kann. Ohne Fördermittel kann das nicht funktionieren.

Diaby: Migrantenorganisationen, auch wir als Bundesausländerbeirat zum Beispiel, haben selbstverständlich die Verpflichtung, selber etwas in Bewegung zu setzen und nicht nur zu fordern. Der Bundesausländerbeirat hat sofort auf den Appell der Bundesregierung in Bezug auf den Nationalen Integrationsplan reagiert. Wir haben ein 11-Punkte-Programm mit Selbstverpflichtungen aufgestellt. Ich möchte gerne festhalten, dass sich nach meiner Beobachtung in den letzten zehn Jahren vieles in positiver Richtung entwickelt hat. Dass das Thema heute auf der Tagesordnung steht, auch hier auf dieser Tagung, ist ein gutes Zeichen dafür. Letztes Wochenende erst gab es in Potsdam ebenfalls eine Tagung zum Thema Migrantenselbstorganisationen. Aber es ist noch nicht alles getan. Einen Grundsatz müssen wir uns dabei stets vergegenwärtigen: Wenn appelliert wird, sich zu beteiligen, dann muss man auch als Voraussetzung der Beteiligung Chancengleichheit schaffen. Damit Migrantenselbstorganisationen Zugang zu Fördermitteln bekommen können, müssen die Zugangsbedingungen geändert werden. Dabei sollte z.B. anerkannt werden, dass es in Migrantenselbstorganisationen oft ehrenamtliche „Quereinsteiger“ der Sozialarbeit gibt, die nicht die fachliche Ausbildung haben und dennoch eine professionelle Arbeit machen.

Sharifi: Es ist sicher wichtig, dass Migrantengruppen über ethnische usw. Grenzen hinweg kooperieren. Allerdings sollten wir uns nichts vormachen: Migranten sind, wie wir auch vorhin gehört haben, soziologisch gesehen auch eine sehr unterschiedliche Gruppe. Wir sind keine monolithische Gruppe, wir haben nicht in allen Punkten gemeinsame Interessen. Es liegt in der Natur der Sache, dass man sich auf Grund von inhaltlichen Themen zusammenschließt und nicht nur entlang der ethnischen Grenzen oder auch gegenüber anderen Ethnien. Deshalb muss man gemeinsame Plattformen suchen, aber auch Unterschiede zulassen. Wir leben in einer Gesellschaft mit hochspezialisierten Kommunikationsstrukturen und das ist oft unser Problem. Wie verschaffen wir uns Gehör, wenn wir zum großen Teil unter sehr schwierigen Arbeitsbedingungen und unter benachteiligten Strukturen arbeiten? Das kann man wirklich fast über alle Migrantenselbstorganisationen sagen, wenn man sie mit den Organisationen der Mehrheitsgesellschaft vergleicht. Selbst der Bundesausländerbeirat hat noch keine Geschäftsstelle, weil der politische Wille dazu nicht da ist. Man muss es einfach so benennen. Wir in Bayern haben immer noch keine finanzierte Geschäftsstelle, kein hauptamtliches Personal. Wir werden nicht entsprechend Gehör finden in einer Gesellschaft, wenn wir nicht die entsprechenden Ressourcen haben. In einem gemeinsamen Projekt mit dem Landesnetzwerk für bürgerschaftliches Engagement versuchen wir gerade herauszufinden, wo und wie wir gerade auch in Zusammenarbeit mit einer Organisation der Mehrheitsgesellschaft die Arbeitsbedingungen und damit Selbstvertretungsbedingungen der Migrantenselbstorganisationen verbessern können. Welche Fortbildungen braucht man für die Professionalisierung der Arbeit? Welche andere Strukturen werden benötigt? Wir müssen uns dabei auch vergegen-

wärtigen, dass es auf Grund der Geschichte der Migranten in diesem Land, aber auch auf Grund der Bildungspolitik, die hier betrieben wurde, unter der Migrantenbevölkerung noch immer eine große Gruppe von Menschen mit sehr niedrigen Qualifikationen und unterprivilegierten Arbeitssituationen gibt.

Weiss: Eines ist hier noch einmal deutlich geworden: Es geht um Machtverteilung, um Ressourcen, um Geld. Um mehr Einfluss zu bekommen, ist es sicher notwendig, Interessen zu bündeln und ein bisschen lauter Rechte einzufordern. Aber die Ängste der Aufnahmegesellschaft darf man dabei natürlich auch nicht ignorieren. Zwei Dinge will ich zum Schluss noch ansprechen: Wir haben an der Milieustudie sehr schön gesehen, dass es durchaus ein sehr erfolgreiches, integriertes Milieu gibt. Das sind Leute, die man nicht in den Migrantenselbstorganisationen findet: Ein Lukas Podolski ist nicht Mitglied in einer Migrantenselbstorganisation. Wenn man den hätte, wären vielleicht auch manche finanziellen Fragen über Mitgliedschaftsbeiträge erreichbar. Mir sind bei unserem letzten Einbürgerungsfest aber auch ein Arzt, der aus dem Gazastreifen stammt, eine Lufthansa-Softwareentwicklerin aus der Ukraine und etliche andere „erfolgreiche“ Migranten aufgefallen. Alle diese Personen sind normalerweise nicht in Migrantenselbstorganisationen engagiert. Wie kann man solche Leute stärker einbinden, um auch mehr Einfluss zu gewinnen? Auf der anderen Seite habe ich bei der Gründung eines afrikanischen Frauenvereins die Erfahrung gemacht, dass ihm unter Bezug auf das AGG die Anerkennung als gemeinnützig verweigert wurde, weil nur schwarze Frauen Mitglied werden können. Hier ist also die Interessenvertretung mit dem Hinweis auf das AGG erst mal gescheitert. Wie gehen wir mit so etwas um?

Fachforum 1: Strategien interkultureller Kulturpolitik

Wie können Chancen und Potentiale im Bereich von Kunst und Kultur für den interkulturellen Dialog und das transkulturelle Zusammenleben in der Einwanderungsgesellschaft gefördert und genutzt werden? Welche unterschiedlichen Ansätze in der interkulturellen Kunst- und Kulturpolitik gibt es? Welche Handlungsempfehlungen können aus den Erfahrungen in verschiedenen Städten gewonnen werden?

Einführung:

Ulla Harting,

Kulturabteilung der Staatskanzlei
Nordrhein-Westfalen

Moderation:

Ana María Jurisch,

Büro für interkulturelle
Kommunikation, Aachen

Beiträge:

Tayfun Demir,

Referat für Integration der Stadt
Duisburg

Tina Jerman,

EXILE Kulturkoordination e.V., Essen

Elena Marburg, Bezirksamt

Marzahn-Hellersdorf, Berlin

Jürgen Markwirth,

Amt für Kultur und Freizeit der
Stadt Nürnberg

Sabine Schirra,

Kulturamt der Stadt Mannheim

Jörg Stüdemann,

Dezernat für Kultur, Sport und
Freizeit der Stadt Dortmund

Strategien interkultureller Kulturpolitik in Nordrhein-Westfalen

Ulla Harting, Kulturabteilung der Staatskanzlei Nordrhein-Westfalen

(Text der Power Point Präsentation
auf dem Bundesfachkongress)

*"Ich bin dafür, den verhältnismäßig
kleinen Preis für die Erhaltung der
Vielfalt zu zahlen statt den großen
für deren Verlust". Wim Wenders*

Interkulturelle Handlungskonzepte in Kunst und Kultur

5 Kontinente in einem Bundesland
- Kulturelle Vielfalt als Chance und
Bereicherung für NRW!

Die Kernkompetenz einer Gesellschaft und die wichtigste Qualifikation der in ihr lebenden Individuen wird in Zukunft die interkulturelle Kompetenz, die Dialogfähigkeit, die Begeisterung für das Eigene, aber auch für das Fremde sein. Die Freude an der Bereicherung ist deshalb das Leitmotiv der Interkulturellen Kulturpolitik in Nordrhein-Westfalen.

Hintergrund

- 23 % der Menschen in Nordrhein-Westfalen haben einen Migrationshintergrund. Viele von ihnen sind nicht oder nur unzureichend am Kulturleben beteiligt.
- Wir sind davon überzeugt, dass

die Künste dazu beitragen können, den Dialog zwischen den Ethnien zu beleben und zu bereichern. Dies zu fördern, ist Ziel der Landeskulturpolitik.

- Mit den Mitteln der Kunst kann der Dialog zwischen den hier lebenden Kulturgruppen positiv unterstützt werden. Dies dient der Integration, die nicht als Einbahnstrasse verstanden wird. Die Kulturszenen müssen sich gegenseitig öffnen.
- Bisher waren Migration und Integration eher Themen der Arbeits- und Sozialpolitik.
- Indem sie auch in der Landeskulturpolitik und der kommunalen Kunst- und Kulturförderung verankert werden, reagieren wir auf die kulturelle Vielfalt und Verschiedenheit moderner Stadtgesellschaften.

NRW Initiativen

2008: Einbürgerungskampagne
„100% zuhause“

2005: Integrationsministerium

2002: Referat Interkulturelle Kunst-
und Kulturarbeit

2001: Integrationsinitiative des
Landes

Positive Rahmenbedingungen – Nationale und internationale Entwicklungen

- 2005 – UNESCO-Generalkonferenz verabschiedet „Übereinkommen zum Schutz und zur Förderung der Vielfalt kultureller Ausdrucksformen“. Deutschland als einer der stärksten Befürworter ratifiziert 2007 die Konvention.
- Cultural Diversity hat als einer der Schwerpunkte der Bewerbung von Ruhr.2010 für die Kulturhauptstadt Europa maßgeblich zur positiven Bewertung beigetragen.
- Im Nationalen Integrationsplan der Deutschen Bundesregierung werden die Interkultur-Strategie und -Maßnahmen aus Nordrhein-Westfalen wegen ihres Pilotcharakters gewürdigt und als Best Practice für die anderen Bundesländer empfohlen.



Das methodische Fundament

- Förderung Kultureller Vielfalt in Nordrhein-Westfalen
- Partizipation – Netzwerke – Transparenz
2002-2003: Konzept Grenzüberschreitung
- Fördergrundsätze für interkulturelle Kunst- und Kulturprojekte
Seit 2004: Kommunales Handlungskonzept Interkultur
- 6 Pilotstädte: Dortmund, Essen, Hagen, Hamm, Arnsberg, Castrop-Rauxel

Ergebnisse:

Kommunales Handlungskonzept Interkultur, Ratsbeschlüsse und Handlungsempfehlungen, eindeutige Zuständigkeiten, interkulturelle Ausrichtungen in der Angebotsplanung von kommunalen Kultureinrichtungen, Runde Tische, Vernetzungen und Jour Fixes Interkultur

- Zur Zeit arbeiten weitere 18 Kommunen an der Umsetzung eines Handlungskonzeptes Interkultur

Seit 2008

- Bedarfsorientierte Unterstützung von interkulturell ausgerichteten Kunst- und Kulturprojekten
- Plattformen und Netzwerke für Austausch und gegenseitige Unterstützung
- Orientierung an Daten, Fakten und Lebenswelten
- Perspektivenwechsel: Cultural Diversity
- Sensibilisierung der Entscheidungsträger

Zielgruppen interkultur.pro

Das Professionalisierungsprojekt richtet sich an verschiedene Zielgruppen:

Künstlerinnen und Künstler sowie Projektmanager von ausgewählten interkulturell ausgerichteten Kunst- und Kulturprojekten (Kulturhauptstadt u.a.), Mitarbeiter(innen) aus kommunalen und freien Kulturinstitutionen, Mitarbeiter(innen) aus Kulturverwaltungen, Kommunalpolitiker(innen), Unternehmensvertreter(innen), Journalist(innen), Mitarbeiter(innen) kommunaler Statistikämter/ Stadtentwickler(innen)

Module (nähere Information unter www.interkulturpro.de)

1. Grundlagen: Theorie, Daten und Fakten
2. Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
3. Finanzmanagement
4. Flying Workshops zur Intervention in interkulturellen Kunst- und Kulturprojekten



Erfolgsfaktor: kontinuierliche begleitende Forschung

- Bestandsaufnahme kommunale Kulturpolitik
- Bestandsaufnahme Daten und Fakten Interkultur
- Piloterhebung „Kulturelle Vielfalt in Dortmund“
- Beteiligung an der Studie „Milieus der Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland“ mit dem Special „Kunst und Kultur“

Gewährleistung von Wissenstransfer durch ...

- Bereitstellung der Ergebnisse für Projektpartner
- Kommunikation auf Tagungen
- Einbindung in die Professionalisierungsmaßnahme

Kulturelle Vielfalt

- Verstehen, erleben, gestalten
- Strukturen bildende Projekte
- Forschung Kunstprojekte
- Transparenz – Netzbildung
- Das Gesamtkonzept
- Partizipation

In Zukunft

- 2010 Bundesfachkongress Interkultur in Nordrhein-Westfalen
- Systematische Professionalisierung und Institutionalisierung
- Kommunale und regionale Orientierung
- Ausbau der Forschung
- Kontinuierlicher Wissenstransfer
- Öffentlichkeitswirksames Marketing
- Neue Orientierung im Kunstförderbereich
- Zukunft der Kultureinrichtungen in der Einwanderungsgesellschaft
- Ausbau der Netzwerke zu Interkultur-Akteuren

Ein wichtiger Erfolgsfaktor:
engagierte Projektpartner!!!!

Podiumsgespräch: Strategien Interkultureller Kulturpolitik – Kommunen berichten

Block I: Strukturelle Verankerung der Interkulturellen Kulturarbeit – Kommunen im Vergleich*

| | Berlin-Marzahn | Mannheim |
|--|--|--|
| Die Stadt und die Migration | <ul style="list-style-type: none"> • 250000 Einwohner • Vorwiegend neue Migration seit 1990, Ausländeranteil ca. 4% mit 128 Nationalitäten + ca. 15 % Menschen mit Migrationsbiographie, vorwiegend Spätaussiedler und Familien • Interkulturelles Konzept seit 2003, integriert in die bezirkliche Gesamtstrategie zur Entwicklung des Gemeinwesens • Ab 2008 Zentralsteuerung der Umsetzung durch die politische Ebene | <ul style="list-style-type: none"> • Rund 325000 Einwohner, ca. 30% Migrationshintergrund • Handlungskonzept Interkulturelle Kulturarbeit verabschiedet durch Gemeinderat im Oktober 2007, Vorläufer des Kommunalen Integrationskonzeptes, Beauftragung des Integrationsbeauftragten November 2007 durch Gemeinderat |
| Budgets für Interkultur | Fehlanzeige angesichts der Finanzlage von Berlin und Bezirk | Kulturamt: rd. 50000 Euro (= 15% des frei verfügbaren Etats), 1 Vollzeitstelle (= 4 Personen) |
| Mainstreaming in Kommunalen Kultureinrichtungen | noch zu entwickeln | theoretisch ja |
| Qualifizierung Kulturpersonal und Künstler | noch zu entwickeln | Ehrenamtliche, Netzwerk Interkultur (+ Kooperationspartner + Politik) durch gezielte Fortbildungsmaßnahmen |
| Öffentlichkeitsarbeit Interkultur | Durch Integrationsbeauftragte | nein |
| Repräsentationspolitik in der Kommune | Einbeziehung bei Kultour à la Carte, bezirkliche Feste, Quartiersförderung „Soziale Stadt“ | hat sich deutlich und sichtbar verändert |

| Nürnberg | Dortmund | Duisburg |
|---|--|--|
| <ul style="list-style-type: none"> • rund 500.000 Einwohner, ca. 1/3 mit Migrationshintergrund (90.000 Ausländer + 40.000 Aussiedler + Eingebürgerte) • Interkulturelle Kulturarbeit Teil des Integrationsprogramms • Breite politische Verankerung, Querschnittsaufgabe • Verwaltungsinterne Koordinierungsgruppe Integration (Geschäftsführung Bürgermeisteramt und Amt für Kultur und Freizeit) – Umsetzung in den jeweiligen Institutionen/ Dienststellen | <ul style="list-style-type: none"> • historisch geprägt von Zuwanderung in die Kohle- und Schwerindustrie • Rd. 13 % Ausländer, große Gruppe deutschstämmige Zuwanderer aus den ehemaligen GUS Staaten 22,5 % Einwohner mit Migrationshintergrund • Einige Stadtbezirke besonders stark von Zuwanderung geprägt • Seit 2006 „Handlungskonzept Interkultur“ für den Kulturbereich vom Rat beschlossen, als Daueraufgabe in der Umsetzung (Entwicklung und Federführung: Kulturbetriebe Dortmund in Abstimmung mit Kulturdezernat und in Koop. mit Staatskanzlei NRW) • Kurz danach: Start der Entwicklung des umfassenden „Masterplan Integration“ (Verantwortlich: Integrationsbeauftragter/Integrationsbüro), Ergebnisse des „Handlungskonzepts Interkultur“ fließen in die Planung des Masterplans ein und umgekehrt. | <ul style="list-style-type: none"> • Rd. 500.000 Einwohner, davon ca. 169.000 mit Zuwanderungsgeschichte • Interkulturelle Ausrichtung der Verwaltung wurde vom Verwaltungsvorstand als Ziel verabschiedet • Referat für Integration im Dezernat des Oberbürgermeisters angesiedelt • interkulturelle Kulturarbeit ist eine Querschnittsaufgabe • Moderation, Steuerung und Begleitung des gesamten städtischen Integrationsprozesses, auch der interkulturellen Kulturarbeit |
| <p>Finanzierung interkultureller Aktivitäten aus den laufenden Mitteln der Einrichtungen; rd. 60.000 € Zuschussmittel für Migrantenvereine; Inter-Kultur-Büro: 3,5 Stellen</p> | <ul style="list-style-type: none"> • kein zusätzliches Budget für Handlungskonzept Interkultur • gleichberechtigte Beteiligung von Zuwanderern in allen Veranstaltungs- und Förderbudgets der Stadt angestrebt; Förderung erfolgt im Kulturbüro z. B. bereits in vielen Bereichen | |
| <p>als Anspruch formuliert, Umsetzung noch verbesserungswürdig</p> | <p>wird im Rahmen des Masterplans überprüft, Handlungsstrategien sind in Arbeit. Noch stark verbesserungswürdig</p> | |
| <p>bislang keine gezielte Qualifizierung von Künstlern; interkulturelle Qualifizierung für Mitarbeiter in der Verwaltung; Qualifizierungsangebote für Migrantenvereine</p> | <p>Qualifizierungsbedarf im Masterplan benannt, 2008 erste gesamtstädtische Maßnahme, allerdings nicht auf Kulturbereich beschränkt Qualifizierungsangebote für Migrantenselbstorganisationen. Weitere Qualifizierungsmaßnahmen in Vorbereitung</p> | <p>Beginn 2009</p> |
| <p>2-monatliche Programmzeitung „Kultur ohne Grenzen“, „Kultura“ (russisch), „Kültür“ (türkisch) Internetforum www.nuernberg-interkultur.de mit verschiedenen Datenbanken (Vereine/Institutionen/ Künstler), verschiedene Newsletter und Verteiler, Pressearbeit</p> | <p>durch Integrationsbeauftragten/Integrationsbüro, projektbezogen über Kulturbetriebe/Dezernat. Internetplattform zur Präsentation von Vereinen/Aktivitäten der Zuwanderer. Umfassender Verteiler aus Künstlern, Kulturschaffenden, Journalisten etc. mit Migrationshintergrund. Begleitende Pressearbeit für interkulturelle Projekte und Handlungsvorhaben.</p> | <p>ja</p> |
| <p>Einbeziehung von Migrantenorganisationen und Künstlern mit Migrationshintergrund bei vielen städtischen Veranstaltungen, Reihe „Migrantenvereine und Stadtverwaltung im Gespräch“ u.a.</p> | <p>Auf die Einladung von Vertretern/innen der Migrantenorganisationen bei städtischen Empfängen, Events und Veranstaltungen wird zunehmend geachtet. Dies gilt für alle Arten von Veranstaltungen.</p> | <p>wird verbessert</p> |

* Die Angaben wurden den Präsentationen im Fachforum entnommen und für die Tabellenwiedergabe überarbeitet.

Block II: Teilhabe, Vernetzung, Projekte – Kommunen im Vergleich*

| | Berlin-Marzahn | Mannheim |
|--|---|--|
| Partizipationsformen | <ul style="list-style-type: none"> • Vielfältig auf Stadtteilebene, Beteiligung an bezirklichen Events, Kooperationsprojekte • Träger und Initiativen, Einzelpersonen • AG Interkultur des Beirates • Vernetzung von Initiativen von Künstlern mit Migrationsbiographie | <ul style="list-style-type: none"> • Institutions- und projektabhängig • Netzwerk Interkultur als neue Struktur |
| Verantwortung für Organisation und Nachhaltigkeit | Fachbereiche des Bezirksamtes und Integrationsbeauftragte, Nachhaltigkeit durch Weiterentwicklung der Netze | die Leitungsebene der Kultureinrichtungen bzw. Stadtspitze |
| Einbindung und Partizipation der großen Kulturinstitute | Gegenwärtig nur sporadisch, noch zu entwickeln | zum Teil gelungen: Kunsthalle, rem, Landesmuseum für Technik und Arbeit, schnawwl |
| Neuartige Projekte durch Partizipation | z. B. „Kultour à la Carte“, Berliner Tschechow-Theater, Galerie „Klin“, Literaturwerkstatt | <ul style="list-style-type: none"> • Neues interkulturelles Musikprojekt „Heimatklänge“ • eigene Projekte werden anders geplant: „evet – ja, ich will“ |

| Nürnberg | Dortmund | Duisburg |
|---|---|---|
| <ul style="list-style-type: none"> • Projekt- und institutionsabhängig Kultureinrichtungen, Migrantenorganisationen und/oder Künstler/innen mit Migrationshintergrund • Neue Strukturen: verschiedene Netzwerk-/Arbeitskreisstrukturen • Ausländerbeirat, Aussiedlerbeirat • Intensive Einbeziehung der Migrantenorganisationen (Hearings, Reihe „Migrantenvereine und Verwaltung im Gespräch“) | <ul style="list-style-type: none"> • Dezernatsübergreifender Arbeitskreis der Stadtverwaltung • Workshops mit Migrantenvereinen und Künstlern/Kulturschaffenden • Interkulturbörse durchgeführt • Diskussion mit Dortmunder Medien über Repräsentanz von Migranten in Medien • Repräsentative Pilotstudie des Landesamtes für Statistik und Datenverarbeitung NRW zu kulturellen Interessen der Zuwanderer in Dortmund • Ehrenamtliche Interkultur-Beauftragte in allen 12 Stadtbezirken Dortmunds • Gezielte Ansprache von Einrichtungen der „freien Kultur“, interkulturelle Fragen stärker in ihr Programm aufzunehmen • Impulsfonds für interkulturelle Projekte in den Stadtbezirken (12.000 Euro) | <ul style="list-style-type: none"> • Projekt- und institutionsabhängig Kultur- und Bildungseinrichtungen, Migrantenorganisationen, Künstler/innen • verschiedene Netzwerk-/Arbeitskreisstrukturen |
| Federführung für interkulturelle Kulturarbeit beim Amt für Kultur und Freizeit | <ul style="list-style-type: none"> • Teil der Arbeit des Kulturdezernates und der Kulturbetriebe • Dezernat des Integrationsbeauftragten | Federführung für interkulturelle Kulturarbeit beim Referat für Integration |
| teilweise/in unterschiedlichem Maß gelungen – Bestandsaufnahme für Integrationsprogramm erstellt; gemeinsames Projekt mehrerer Kulturdienststellen „da sein. Nürnbergs Wandel durch Migration“ | Erste Projekt- Erfahrungen beispielsweise im Bereich der Museen, des Kinder- und Jugendtheaters und des Konzerthauses liegen vor, sind aber noch ausbaufähig. | teilweise/in unterschiedlichem Maß gelungen |
| <ul style="list-style-type: none"> • Neues Projekt „da sein. Nürnbergs Wandel durch Migration“ mit breit gefächelter Partizipation • verschiedene Projekte in Kooperation Stadt und Migrantenvereine („Leuchtturm“ Filmfestival Türkei/Deutschland) | <ul style="list-style-type: none"> • eine Reihe neuer Kooperationen zwischen professionellen Künstlern mit Migrationshintergrund und freien Kultureinrichtungen (z.B. neues Theaterfestival „Auf zu neuen Ufern) • Förderung der deutsch-türkischen Buchmesse Ruhr • deutsch-türkische Museums-Ausstellung „Evet – Ja ich will!“ über Hochzeitsbräuche und Kleidung • Neue Stadtteilaktivitäten: stärkere Einbindung von Zuwanderervereinen und Künstlern/innen u.a. | Handlungsempfehlungen der Integrationskonferenzen 2005 und 2006 wurden zu einem Integrationsprogramm entwickelt. 2008/2009: insgesamt 62 Projektvorhaben |

* Die Angaben wurden den Präsentationen im Fachforum entnommen und für die Tabellenwiedergabe überarbeitet.

Bilanzierung und Empfehlungen

Ana Maria Jurisch, Büro für interkulturelle Kommunikation (Aachen)

1. Länder und Kommunen

Außer in Nordrhein-Westfalen hat noch kein anderes Bundesland einen strukturellen Aufbau des Bereiches Interkultur/Cultural Diversity in Kunst und Kultur in Angriff genommen. Es hat sich jedoch herausgestellt, dass dies eine wichtige und notwendige Voraussetzung für die Implementierung interkultureller Kulturpolitik in den Kommunen ist. Empfehlung: Auch in den anderen Bundesländern sollte dafür gesorgt werden, dass interkulturelle Kulturpolitik landesweit strukturell aufgebaut wird.

2. Strukturelle Verankerung von Handlungskonzepten

Es hat sich gezeigt, dass eine strukturelle Verankerung von interkultureller Kulturarbeit Voraussetzung dafür ist, dass die Förderung der von Vielfalt geprägten Kunst und Kultur nicht dem Zufall überlassen bleibt. Es ist notwendig, dass es klare Zuständigkeiten gibt, Budgets definiert werden und ein nachhaltiger Zugang zur kulturellen Bildung, sowie aktiver und passiver Teilhabe an Kultur aller Menschen gewährleistet wird. Empfehlung: Kommunen sollen durch „gute Beispiele“ ermuntert werden, kommunale Handlungskonzepte umzusetzen.

3. Intercultural Mainstreaming

Ein „Intercultural Mainstreaming“ gibt es in dem Sinne wie bei „Gender Mainstreaming“ noch nicht. Ziel ist es jedoch, in allen kulturrelevanten Bereichen kulturelle Vielfalt als selbstverständlich zu berücksichtigender Bestandteil aller Kulturangebote, Personalentscheidungen und Budgetierungen zu verankern. Empfehlung: Intercultural Mainstreaming als „Top-Down-Strategie“ perspektivisch zu implementieren.

4. Budgets

Die Budgets in der interkulturellen Kulturpolitik sind sehr unterschied-

lich. Oftmals wird mit den „leeren Kassen“ argumentiert und für interkulturelle Kulturarbeit nur geringe Mittel zur Verfügung gestellt. Empfehlung: Alle Mittel der Kultur müssen auf die Herausforderungen einer durch Vielfalt geprägten Gesellschaft, neuer Zielgruppen und adäquater Angebote überprüft werden. Entsprechend müssen überprüfbare Kriterien für die Vergabe von Mitteln in Kunst und Kultur entwickelt werden.

5. Einbindung der „großen“ Kulturinstitutionen

Die Einbindung der „großen“ Kulturinstitutionen gelingt nur langsam. Hier fließen jedoch die meisten Mittel hin und auch hier besteht der klare Auftrag Kunst und Kultur für alle anzubieten. Empfehlung: Eine Öffnung der Einrichtungen für neue Zielgruppen, neue Angebote und eine interkulturell fördernde Personalpolitik muss gefordert, gefördert und unterstützt werden.

6. Entstehung neuer Projekte und Kooperationen

Partizipative und auf den interkulturellen Dialog ausgerichtete Prozesse und Projekte haben neue Kunst- und Kulturformen hervorgebracht, die eine Bereicherung für die Kunst- und Kultur selbst und auch für die Menschen sind, die sich auf diesen Weg einlassen und an ihr teilhaben. Empfehlung: Es sollen Projekte auf hohem künstlerischen Niveau gefördert werden, die den dialogischen Aspekt in den Mittelpunkt stellen.

7. Partizipation – Vernetzung - Nachhaltigkeit

Partizipation und Vernetzung sind wie die Handlungskonzepte eine wichtige Voraussetzung für die Nachhaltigkeit der interkulturellen Kunst und Kulturarbeit. Es entstehen neue Kooperationsformen und Projektideen, es kann ein Wissens- und Erfahrungstransfer organisiert

werden und neue Zielgruppen in Kunst- und Kulturproduktionen und -angebote integriert werden. Empfehlung: Partizipative und vernetzungsorientierte Strukturen sollen Bestandteil interkultureller Kulturkonzepte sein und verbindlich organisiert, gefördert und gepflegt werden.

8. Qualifizierung

Der Bedarf an Qualifizierung des Kunst- und Kulturmanagements sowie von Künstlerinnen und Künstlern ist vorhanden, wird aber noch nicht flächendeckend angeboten. Empfehlung: Qualifikationsangebote sollen im Sinne einer Professionalisierung angeboten werden, da nicht davon auszugehen ist, dass die erforderlichen Kompetenzen in diesem Feld selbstverständlich vorhanden sind.

9. Daten – Fakten – Lebenswelten

Wie verschiedene Forschungsansätze (Dortmunder Studie, Sinus Milieustudie u.a.) ergeben haben, steht die Forschung in diesem Feld noch ganz am Anfang, ist aber Voraussetzung für fundierte zielgruppenorientierte Kulturarbeit. Empfehlung: Forschung insgesamt, aber auch kleinräumige Forschung in den Kommunen muss viel stärker als bisher eingebunden und gefördert werden.

10. Anerkennungskultur – Repräsentationspolitik

Eine Kultur der Anerkennung von Leistungen und eine Einladungskultur zu offiziellen Anlässen von aktiven AkteurInnen mit Migrationshintergrund ist immer noch nicht selbstverständlich. Empfehlung: Menschen mit Migrationshintergrund als Organisationen oder Einzelne, sollen zu allen offiziellen Anlässen der Länder oder Kommunen eingeladen und ihre Leistungen gewürdigt werden.

Fachforum 2: Partizipation in soziokulturellen Einrichtungen

Was bedeutet interkulturelle Öffnung für die Praxis soziokultureller Einrichtungen? Welche notwendigen Voraussetzungen und Erfolgskriterien lassen sich aus erfolgreichen Beteiligungsformen ableiten? Wie könnte ein eigenständiges Profil interkultureller Arbeit mit aktiver Beteiligung von Migrantinnen und Migranten in der Soziokultur aussehen?

Einführung:

Ingrid Wagemann,
Landesarbeitsgemeinschaft
Soziokultur Niedersachsen, Hannover

Moderation:

Torsten Groß, Institut für soziale
und kulturelle Arbeit, Nürnberg

Peter Hautmann, Amt für Kultur
und Freizeit der Stadt Nürnberg
Dörte Redmann, SPOKUSA e.V.,
Hannover

Beiträge:

Gülay Aybar-Emonds und

Hans-Joachim Ruile, Kulturhaus
Kresslesmühle, Augsburg

Einführung

**Ingrid Wagemann, Landesarbeitsgemeinschaft Soziokultur
Niedersachsen, Hannover**



Ingrid Wagemann

In der Soziologie bedeutet Partizipation die Einbindung von Individuen und Organisationen in Entscheidungs- und Willensbildungsprozesse. Was schlicht klingt, ist im echten Leben durchaus schwieriger. Schließlich geht es darum, mit Entscheidung und Willensbildung in Partizipation auch eigene Gestaltungs- und Entwicklungsmöglichkeiten zu Gunsten anderer einzuschränken. Und es geht darum, dass die Beteiligten sehr unterschiedliche Voraussetzungen und Möglichkeiten für diesen gemeinsamen Prozess mitbringen. Aber Partizipation ist wichtig. Denn Beteiligung an Entscheidungs- und

Willensbildungsprozessen ist auch Beteiligung an Verantwortung und Verbindlichkeit – und sie ist eine Grundvoraussetzung für eine demokratische Gesellschaft.

Partizipation setzt Integration und gesellschaftliche Teilhabe voraus. Das ist nicht nur ein Problem für Migrantinnen und Migranten – oder: Migration ist nicht das Problem an sich. Ein Migrationshintergrund kann Integration und Teilhabe erschweren, muss es aber nicht. Aktuell wächst die Gruppe von Deutschen und Migranten, die sich auf Grund ihrer persönlichen Lebenssituationen aus der Gesellschaft verabschieden. Auch in der Soziokultur gibt es unterschiedliche Voraussetzungen für Partizipation: Eine soziokulturelle Einrichtung mit hauptamtlichem Personal mitten in der Stadt hat andere Möglichkeiten und Ressourcen als eine ehrenamtlich aktive Gruppe, die mitten auf dem platten Land eine alte Mühle mit kulturellem Leben füllt. Nichtsdestotrotz stehen soziokulturelle Einrichtungen aller Art für Integration und Beteiligung und damit auch für Partizipation. Die Leistungsfähigkeit der Soziokultur ist nicht nur in Bezug auf kulturelle Bildung und interkulturelle Profilierung, sondern gerade in

Bezug auf Integration und Beteiligung noch lange nicht ausgereizt. Wie gut gelingt es nun in der Soziokultur, Migrantinnen und Migranten, Menschen mit Migrationshintergrund, Migrantenselbstorganisationen, Kulturschaffende mit Migrationshintergrund einzubeziehen, zu beteiligen, zu aktivieren? Und weiter: Wie gelingt die Zusammenarbeit, wie funktioniert Mitbestimmung und Mitverantwortung?

Letztlich: Wie interkulturell ist die Soziokultur?

Die besonderen Qualitäten soziokultureller Arbeit: Teilhabe ermöglichen und die eigene Arbeit in einen Kontext stellen

Soziokulturelle Einrichtungen sind als Kultureinrichtungen einzigartig. Sie sind in besonderer Weise geeignet, ihr kulturelles Angebot, ihre soziokulturelle Arbeit auf die Menschen auszurichten. Hier können sich unterschiedlichste Individuen und Gruppen kulturell neu beheimaten.

Soziokulturelle Einrichtungen ermöglichen vielfältige und abgestufte Formen der Teilhabe

In der Soziokultur können Menschen einfach nur Gast sein, andere treffen, einen Kaffee trin-

ken und vielleicht Schach spielen oder Zeitung lesen, in manchen Einrichtungen auch ein günstiges Mittagessen bekommen. Sie können Besucher und Besucherin sein von unzähligen Veranstaltungen sämtlicher Kunstsparten. Soziokulturelle Kulturveranstaltungen sind gerne weltoffen und voller Weltmusik. Sie sind aber auch erste Bühne für die Jugendband und die Tanzgruppe der Mädchen aus dem Pontischen Club. Hier wird ausgestellt und Flohmarkt veranstaltet, informiert und diskutiert auf den unterschiedlichsten Ebenen. Jede und jeder kann sich in der Soziokultur aktiv beteiligen an diversen Kursen und workshops über die gesamte Palette kultureller und künstlerischer Aktivitäten, kann sich beteiligen an Angeboten der Jugend- und Erwachsenenbildung, an politischen Diskussionen, an gesellschaftspolitischen Arbeitskreisen und so fort.

In der Soziokultur werden für die Teilnahme an diversen Aktivitäten und Projekten Menschen und Gruppen angesprochen, die in der Einrichtung schon bekannt sind – und weitere Gruppen, die in der Umgebung zum Ort oder zum Thema aktiv sind – und Gruppen, die nun was ganz anderes machen, aber gerade deswegen etwas spannendes beitragen können. Soziokulturelle Einrichtungen stellen Räume und Zeiten zur Verfügung für Gruppen, Vereine, Verbände, Organisationen und natürlich auch für eine Vielzahl von „Migranten-selbstorganisationen“. Von der Festnutzergruppe mit selbst gestaltetem und eingerichteten eigenen Raum bis zum einmaligen Treffen in einem Gruppenraum ist alles dabei. Genauso ist es möglich, eigene Veranstaltungen durchzuführen. Soziokulturelle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter beraten und unterstützen gerne. In der Soziokultur ist Mitbestimmung Programm: in Gremien, Arbeitskreisen, Beiräten, in Vereinsstrukturen. Vor diesem Hintergrund ist es erfreulich und leicht nachvollziehbar, dass bei einer Befragung der Kulturpolitischen Gesellschaft aus 2005 zu „Kulturorten als Lernorte(n) interkultureller Kompetenz“ nach den Volkshochschulen, den Büchereien und den eigenen Kulturvereinen die soziokulturellen Einrichtungen diejenigen mit der höchsten Priorität für die migrantische Bevölkerung sind.

Soziokulturelle Einrichtungen stellen sich in einen Kontext

Orte von Soziokultur entstehen in einem gesellschaftlichen Kontext direkt vor Ort und verstehen sich auch so. Es sind Kommunikations- und Kulturorte, die in unterschiedlichster Größe und Ausrichtung ein kulturelles und künstlerisches spartenübergreifendes Angebot machen. Weiter sind sie Orte der alltäglichen Kommunikation und der gemeinsamen Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Wirklichkeiten. Es ist ein fundamentales Selbstverständnis der Soziokultur, die eigene Arbeit in den Kontext beteiligter Menschengruppen und örtlicher Zusammenhänge zu stellen. Kooperationen, Netzwerke, Arbeitskreise: Was heute vielerorts nachvollzogen und mühsam eingeklagt wird, war in der Soziokultur bereits vor 30 Jahren selbstverständlich, wird weiter entwickelt und umgesetzt.

Darum sind soziokulturelle Einrichtungen die Orte für Interkulturelle Kommunikation und Partizipation

Soziokulturelle Einrichtungen aktivieren, integrieren, ermöglichen Teilhabe und Partizipation auf den unterschiedlichsten Ebenen mit großem Erfolg. Für die interkulturelle Arbeit stehen soziokulturelle Einrichtungen im Kontext mit Menschen und gesellschaftlichen Gruppen der Migrantinnen und Migranten, mit den Migranten-selbstorganisationen. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sehen ihre Arbeit vor dem Hintergrund kulturpolitischen Handelns und lokaler Integrationspläne.

Es ist wichtig, möglichst viel zu wissen über vielfältige Menschengruppen, deren Kulturen und Besonderheiten. Und es ist wichtig, das eigene Selbstverständnis in diesen Kontext zu setzen. Deshalb ist auch die konzeptionelle Verankerung interkultureller Arbeit in der Soziokultur selbstverständlich und unaufgeregt. In Satzungen, Konzepten oder Leitbildern finden sich seit je Formulierungen, die Akzeptanz und Toleranz, die Begegnung und Austausch zwischen unterschiedlichen Kulturen, internationale Arbeit, antirassistische Arbeit und Völkerverständigung zum Ziel ihrer Arbeit setzen.

Kooperationen mit „Migranten-selbstorganisationen“ und die

Arbeit in interkulturellen Netzwerken gehören ebenso zur Normalität in der Soziokultur wie die steigende Anzahl von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern mit Migrationshintergrund. So haben nach einer Umfrage in Niedersachsen in 2007 von etwa 150 hauptamtlich Beschäftigten in der Soziokultur 18 Personen einen Migrationshintergrund. Das sind 12 % (nicht gerechnet die 89 Beschäftigten auf Basis von Honorarverträgen und Minijobs). Ein Vergleich: in der hannoverschen Stadtverwaltung beläuft sich dieser Anteil auf 3 %.

Wir befinden uns in einem Lernprozess

Wer Soziokulturarbeit insgesamt interkulturell gestalten will, muss einiges neu denken und lernen: Ist es gut, einen türkischen Kollegen für den Schwerpunkt interkultureller Arbeit einzusetzen oder reduziert sich das Wirkungsfeld dann eben auf türkischstämmige Gruppen und was ist mit den anderen? Wie können wir uns mit Männern aus patriarchal geprägten Kulturen auseinandersetzen und gleichzeitig unsere Emanzipation als Frauen voranbringen und wo ist eine geschlechtsspezifische Differenzierung in unseren Angeboten sinnvoll? Was machen wir, wenn wir feststellen, dass Kolleginnen oder Kollegen aus anderen Kulturkreisen andere Kommunikations-, andere Arbeitsformen und andere Zeitstrukturierungen haben, die so gar nicht zu unseren Vorstellungen passen? Kennen wir unsere Ängste und Vorbehalte und die der anderen und können wir darüber sprechen, streiten, lachen ...? Wie können wir erfolgreich zusammen arbeiten?

Fragen, die in der Soziokulturellen Praxis helfen können

- Wie sind die personellen Strukturen in unserer Einrichtung? Welche Bedeutung und Funktion haben MigrantInnen in soziokulturellen Arbeits- und Entscheidungsstrukturen, in Teams und Gremien? Gibt es zielgerichtete Anstrengungen, die Beteiligungsmöglichkeiten zu verbessern?
- Wie findet interkulturelle Arbeit in der Soziokultur statt? Gibt es Leitbilder, Zielformulierungen für eine interkulturelle Arbeit bei soziokulturellen Trägern, in unserer Arbeit?

Welche Erfahrungen machen wir in der Praxis interkultureller Zusammenarbeit

- Wie funktioniert Kooperation? Welche Rolle spielen Migrantenkulturvereine in den soziokulturellen Vereinen? Was wären Voraussetzungen für gleichberechtigte Partnerschaften?

„Migrantenselbstorganisationen“ ...

Grundlage interkulturellen Zusammenlebens ist die Akzeptanz der kulturellen Eigenständigkeiten und Identitäten der jeweils anderen. Die Arbeit von Migrantenselbstorganisationen, deren künstlerische und kulturelle Aktivitäten gehören zum gesellschaftlichen Alltag und Engagement. Sie sind eine wichtige Grundlage für interkulturelle Kommunikation und Kooperation. Entsprechend ist ihre Arbeit aus soziokultureller Sicht bei Bedarf zu unterstützen und eigentlich auch genauso förderungswürdig wie vergleichbare Kunst- und Kulturveranstaltungen der Alteingesessenen. „Migrantenselbstorganisationen“ arbeiten fast ausschließlich rein

ehrenamtlich und entsprechend wenig professionell. Die interkulturelle Öffnung ist zwar Bestandteil ihrer Aktivitäten, sie sind aber auch Lobby und Ort für kulturelle Identität und Eigenständigkeit ihrer Gruppe. Das sind viele und manchmal zu viele Erwartungen von allen Seiten. Aktivitäten der „Migrantenselbstorganisationen“ sind Bestandteile von Soziokultur: In vielen soziokulturellen Einrichtungen nutzen diverse Gruppen hier Räume, Beratung und Kontakte.

Ziel soziokultureller Arbeit ist, die Begegnung und den Austausch zwischen den Akteuren verschiedener Kulturen selbstverständlich zu befördern und sich gemeinsam auf den Weg zu machen, aus der Vielfalt mehr zu schaffen als die Addition der Unterschiede.

... und die Förderpraxis soziokultureller Arbeit in Stadt, Land und Bund

Um eigenständig und angemessen an Fördermöglichkeiten und Ressourcen zu partizipieren, sind Akteure der „Migrantenselbstorganisationen“ häufig nicht ausreichend

qualifiziert und vernetzt. Die deutsche Sprache, der fehlende Zugriff auf Informationen und die bürokratischen Kompliziertheiten von Antragstellung und Abrechnung stellen so große Probleme dar, dass viele Gruppierungen diese Hürde gar nicht erst nehmen. Bisher wurden in der Soziokultur gern interkulturelle Projekte gefördert. Für nicht-interkulturelle Kulturprojekte aus der Migrantenszene ist eine Kultur- oder Kunstförderung nicht vorgesehen. Diese Praxis gilt es zu überprüfen wie auch die Frage, ob eine zusätzliche Förderpraxis für Kleinprojekte bei geringem Bürokratieaufwand den Zugang von „Migrantenselbstorganisationen“ erleichtern könnte. In Niedersachsen werden Gruppen und Einzelpersonen der Migrantenszene selbstverständlich durch den Landesverband beraten, qualifiziert, bei Antragstellungen unterstützt. Vereinzelt sind sie Mitglieder der LAG. Auf der Ebene der Vorstände und Entscheidungsgremien um die Verteilung von Geldern sind sie noch nicht angekommen.



Partizipation von Migrantinnen und Migranten in soziokulturellen Einrichtungen

Peter Hautmann, Amt für Kultur und Freizeit der Stadt Nürnberg

Ist das Konzept Soziokultur in besonderem Maß geeignet, die Beteiligung von Migrantinnen und Migranten zu gewährleisten? Aus meiner Sicht ist diese Frage zu bejahen, auch oder gerade wenn die Begrenztheit einer Beteiligung im Kultursektor dabei zu beachten ist. Denn Beteiligung bei Rezeption, Organisation und eigener Produktion von Kultur ersetzt selbstverständlich nicht gesellschaftliche Teilhabe und hier insbesondere das Recht auf Beteiligung an Wahlen! Gleichwohl trägt eine Beteiligung im Kulturbereich sicherlich zu einer emanzipierten Rolle am gesellschaftlichen Leben bei und befördert sie. Dass hierbei Soziokultur eine herausragende Bedeutung einnehmen kann, gilt es im Folgenden aufzuzeigen. Dazu sind vorab und im weiteren Verlauf folgende Erläuterungen zu machen:

- Was ist und was will Soziokultur?
- Welche Rolle nimmt Soziokultur im Kulturbereich ein?
- Über welche Angebotsbausteine verfügt Soziokultur – speziell in diesem Kontext?

Diese und weitere Fragen könnten seitenweise Aufsätze und Bücher füllen. Deshalb und aus pragmatischen Gründen beziehe ich mich im Folgenden auf die soziokulturellen Angebote in Nürnberg und insbesondere im Amt für Kultur und Freizeit. Aber auch dabei ist es im vorgegebenen Rahmen notwendig, sich auf wesentliche Aspekte zu beschränken.

1. Zielgruppendefinition

Die Zielgruppe, um deren Beteiligung es in diesem Zusammenhang geht, wird im Titel und im Text als „Migrantinnen und Migranten“ bezeichnet. Treffender, aber sperriger wäre die Bezeichnung „Menschen mit Migrationshintergrund“: Dazu zählen sowohl sog. „Pass-Ausländer“ und deren Kinder bis

zur 3. Generation als auch Deutsche mit Migrationshintergrund, also z.B. ehemalige Migranten mit nunmehr deutscher Staatsangehörigkeit und insbesondere die große Gruppe der Spätaussiedler. In Nürnberg leben 19 % Nicht-Deutsche, aber über 30 % Menschen mit Migrationshintergrund.

2. Das Prinzip Soziokultur

Eine umfassende Beschreibung des „Prinzips Soziokultur“, wie sie im Forum ansatzweise vorgenommen wurde, kann hier nicht erfolgen. Aber in Kürze soll wenigstens auf einige charakteristische Äußerungen wichtiger kulturpolitischer Protagonisten verwiesen werden und ein Hinweis auf weiterführende Quellen erfolgen. Sehr schön umschreiben folgende Zitate das Prinzip Soziokultur:

Der frühere Nürnberger Kulturreferent Prof. Dr. Hermann Glaser, einer der „Väter“ der Soziokultur in den 1970-er Jahren, wird in den Kulturpädagogischen Mitteilungen II/2008 mit den Worten zitiert: „Kultur ist Soziokultur – oder nicht.“ Darin steckt die Aussage, wie Kultur zu sein hat, wenn sie den Anspruch eines gesamt-gesellschaftlich relevanten Politikfeldes einlösen will. Im selben Heft schreibt Thomas Röbke „Kultur ist kein Verhübschungsangebot, sondern Lebensprojekt wie Sisyphos' Stein“. Das Konzept Soziokultur, entstanden aus solchen Positionen und dem Anspruch „Kultur für Alle“ (Hilmar Hofmann), ist mittlerweile ein allgemein anerkannter Ansatz der Kultur, der in fast allen Feldern Einzug gehalten hat. Zentrales Ziel der Soziokultur ist es, Kultur nicht nur als Rezeption zu begreifen, sondern aktive Teilhabe für möglichst breite Bevölkerungsteile zu ermöglichen und Bedingungen herzustellen, die kulturelle Pro-



Peter Hautmann

duktion umfassender definiert, als sie in den früher despektierlich genannten „Musentempeln“ der Hochkultur angeboten wird. In einem so verstandenen Sinn wird das Prinzip Soziokultur mittlerweile nicht mehr „nur“ in den damals entstandenen, vielfach auf Stadtteilebene eingerichteten soziokulturellen Zentren realisiert und praktiziert. Sie findet auch z. B. in Form von Theater- oder Museumspädagogik, niedrigschwelligen Teilnahmeangeboten oder pädagogisch intendierten Projekten der kulturellen Bildung übergreifend statt, oder liefert wenigstens den „konzeptionellen Unterbau“ bzw. historischen Bezugsrahmen.

3. Soziokulturelle Stadtteilarbeit in Nürnberg

In Nürnberg gibt es im Gegensatz zu vielen anderen Städten sowohl eine städtische wie eine nichtstädtische Ausprägung von soziokulturellen Stadtteileinrichtungen (Kulturläden). Aus Bezugsgründen ist hier überwiegend von den kommunalen Einrichtungen die Rede, obwohl sich natürlich eine große Überschneidungsmenge definieren lässt. Die Kernbereiche der elf städtischen Einrichtungen beste-

hen aus Veranstaltungsarbeit, Zielgruppenangeboten, Gruppen, Kursen oder Workshops sowie Stadtteilarbeit. Hier spiegelt sich also eher eine Einteilung nach Angebotsformaten. Die (städtischen) Kulturläden sind organisiert im Amt für Kultur und Freizeit, das gleichzeitig eine Gliederung nach Schwerpunktthemen aufweist: Kulturelle Bildung, Interkultur und soziokulturelle Stadtteilarbeit; also eine Einteilung nach Inhalten. Neben einer hierarchischen Gliederung gibt es deshalb in unserem Amt parallel eine thematische Struktur. Denn natürlich können einzelne Einrichtungen mit verschiedenen (Angebots-)Formaten sowohl interkulturelle/ Integrations-Angebote, als auch kulturelle Bildung und/ oder Bausteine der Gemeinwesen- oder Stadtteilarbeit aufweisen. Eine Fachabteilung (Inter-Kultur-Büro) gewährleistet innerhalb dieser „Querschnittstrukturen“ den Austausch zwischen Einrichtungen (eingebettet in die hierarchischen Strukturen) und dem Fachbereich. Alle „Themen“ werden gleichzeitig in der „Hierarchie“ wie im „Querschnitt“ gespielt und abgebildet. In der Dienststelle sind also zusammen, nebeneinander und verflochten unter anderem folgende interkulturell bzw. integrationspolitisch bedeutsame Aufgaben gebündelt:

- eigene Angebote und Veranstaltungen, Zuschussvergabe im Interkulturbereich, die Zuständigkeit für die Koordinierungsgruppe Integration (Einflussnahme auf Verwaltungshandeln) und Angebote in den Stadtteilen (dort agieren wo die Menschen leben und wohnen). Eine so verzahnte Organisation der (inter-)kulturellen Bildung und der Stadtteilarbeit ermöglicht eine sehr nutzerorientierte Ausgestaltung der Inhalte und Themen, der kulturellen Rezeption und Produktion. Dass dies gekoppelt ist mit bedarfsgerechten Angeboten einer (kulturellen) Bildungsarbeit, mit Integrationskursen wie auch z. B. Projektarbeit, macht die Stärke dieses Arbeitsansatzes deutlich.

4. Merkmale gelingender Beteiligung

Eine solche Organisation und Präsentation der Angebote und Themen schafft eine positive Grundlage um Beteiligung herstellen zu können. Darüber hinaus gibt es eine Vielzahl von kleinteilig wirksamen Maßnahmen und Regeln, wie sie gerade soziokulturell strukturierte Angebotsbausteine in besonderem Maß berücksichtigen können. Aus der Vielzahl dieser Aspekte sollen hier einige beispielhaft Erwähnung finden.

- Trotz intensiver Bemühungen um die Sprachkompetenz der Migrantinnen und Migranten ist es nach wie vor notwendig, Teile der Öffentlichkeitsarbeit muttersprachlich zu organisieren und zu präsentieren. Die Veröffentlichung der beiden türkisch – bzw. russischsprachigen Programmzeitungen „Kültür“ und „Kultura“ ist dabei auch eine vertrauensbildende Maßnahme und Anerkennung des Wertes der Muttersprache. www.kuf-kultur.de/interkultur.html
- Als Scharnier in die Verwaltung wie auch als Berater für eigenständig organisierte Veranstaltungen der Migranten nimmt das Amt sowohl Dienstleistungsfunktionen wie auch Vermittlungstätigkeiten wahr.
- Im Kontakt zu Migrantenselbsthilfeorganisationen werden vom Amt verschiedenen Rollen gleichbedeutend „gespielt“: es regelt die Zuschussvergabe, organisiert Fortbildungen, unterstützt bei Veranstaltungen, vermittelt Kontakte, ist Raum- und Ressourcengeber und bindet die Vereine und Organisationen in andere (Höhepunkts-)Veranstaltungen ein.
- In der Zusammenarbeit mit Migrantenvereinen ist es sehr bedeutsam, dass das Amt Präsenz bei deren selbstorganisierten Veranstaltungen zeigt, diese bewirbt und mittels geeigneter Öffentlichkeitsarbeit für ein breiteres Publikum öffnet. In Informationsveranstaltungen und eigens dafür konzipierten

Reihen wird den Vereinen ein Forum des Dialogs untereinander und mit den Verantwortlichen der Stadtverwaltung gegeben.

- Die Partner in (Wohlfahrts-)verbänden, Schulen, Behörden etc. sind in geeignete Netzwerke einzubinden und am integrationspolitischen Diskurs zu beteiligen.
- Der Einsatz von muttersprachlichem Personal bringt gerade auch in Stadtteil-einrichtungen erhebliche Vorteile bezüglich der Migrantengruppen und ist gleichzeitig ein positiv wirkendes Signal interkultureller Öffnung.
- Für alle MitarbeiterInnen, egal ob in den Einrichtungen, in der Verwaltung oder in anderen Geschäftsbereichen, sind Fortbildungen im Bereich interkultureller Kompetenz unerlässlich.

Die hier begonnene Liste fördernder Bedingungen für die Partizipation von Migrantinnen und Migranten und ihrer Organisationen ließe sich noch länger fortführen und gilt sicherlich für alle Felder der kulturellen und sozialen Arbeit. Soziokultur hat darüber hinaus die Chance, mit den Werkzeugen der Kulturarbeit und direkt in den Stadtteilen Prozesse in Gang zu setzen, die Beteiligung lohnenswert erscheinen lassen. Wenn Verwaltung dann nicht darauf reduziert wird, hoheitliche und administrative Aufgaben wahrzunehmen, sondern gleichzeitig lebensweltnahe Aktivitäten entfalten und begleiten kann, werden Voraussetzungen geschaffen, um Integrationsmaßnahmen und in sie eingebettete Beteiligungsprozesse effektiver werden zu lassen. Diese Prozesse mitzugestalten, zu belohnen und alle Beteiligten anzuhalten ihren Teil dazu beizutragen, ist „vornehme Aufgabe“ (nicht nur) soziokultureller Arbeit.

Weitere Inhalte des Fachforums in Stichworten

Thomas Müller, Amt für Kultur und Freizeit der Stadt Nürnberg

Zentrale Diskussionspunkte:

- Muttersprachliche Öffentlichkeitsarbeit, zweisprachige Öffentlichkeitsarbeit
- Die Entwicklung der Zivilgesellschaft wird durch Zuwanderung dynamisiert, hier kann die Soziokultur durch ihre Offenheit eine Schlüsselrolle übernehmen
- Beteiligung und Mitsprache bei der Organisation von Einrichtungen und Projekten ermöglichen
- Bodenhaftung bewahren, aktuelle Lebenslagen und Themen aufgreifen
- Soziokultur muss eine durch Respekt und Geduld geprägte Haltung entwickeln

Handlungsempfehlungen:

- Eine Verwaltung, die Kooperationen und Netzwerke anregt, ermöglicht oder zumindest nicht behindert
- Ausreichende finanzielle Unterstützung der Arbeit
- Querschnittsstrukturen in der Verwaltung im Hinblick auf interkulturelle Arbeit
- Zielorientierung implementieren
- Erfolgskontrolle/Evaluation (auch mit muttersprachlichen Medien)
- Datenkenntnis entwickeln
- Qualifizierung in interkultureller Kompetenz
- Muttersprachliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

- Feste Ansprechpartner (wenn möglichst mit Migrationshintergrund)
- Netzwerke knüpfen, Multiplikatoren als Brückenbauer
- Niedrigschwellige Beteiligungsformen z.B. Raumnutzung
- Partizipation und Mitspracherecht bei der Organisation auch schon im Planungsprozess
- Auf Wandel eingehen und reagieren
- Auseinandersetzungsfähigkeit und Streitkultur entwickeln
- Geh-Strukturen statt Komm-Strukturen



Fachforum 3 Museen und Geschichtsprojekte

Wie wird Migration in ihren vielfältigen Facetten zum Gegenstand der Sammlungen, Präsentation und Erforschung in historischen, kultur- und zeitgeschichtlichen Museen? Wie spiegeln Museen in ihren Angeboten und Sammlungen die kulturelle Vielfalt der Bevölkerung wieder? Wie gelingt es, Besucher/innen aus Bevölkerungsschichten mit Migrationshintergrund zu gewinnen?

Einführung und Moderation:
Dr. Dorothea Kolland,
Kulturamt Neukölln, Berlin

Beiträge:
Aytaç Eryılmaz,
Dokumentationszentrum und
Museum über die Migration in
Deutschland e.V. (DOMID), Köln

Dr. Anja Dauschek,
Stadtmuseum Stuttgart
Petra Zwaka,
Kinder- und Jugendmuseum
Schöneberg, Berlin

Der transkulturelle Blick – das Thema Migration im geplanten Stadtmuseum Stuttgart

Dr. Anja Dauschek, Stadtmuseum Stuttgart

Seit Anfang 2007 planen wir das Stadtmuseum Stuttgart, das Ende 2012 in zentraler Lage eröffnet werden soll. Warum jetzt ein neues Stadtmuseum? Auf der einen Seite ist es dem Engagement von Bürgern mit Interesse an der Stadtgeschichte zu verdanken. Auf der anderen Seite der politischen Erkenntnis, dass in einer Stadt, deren Einwohner zu 40% einen Migrationshintergrund haben, Fragen rund um eine mögliche gemeinsame städtische Identität im Rahmen der Integrationsleistung der Stadt wichtig sind. Stuttgart ist die Stadt in Deutschland mit dem höchsten Anteil von Migranten in der Bevölkerung. Bis wir Ende 2012 unser Museum eröffnen, werden die Kinder in den Schulklassen, die hoffentlich zahlreich zu uns kommen, zu 50-70% einen so genannten Migrationshintergrund haben.

Wie können wir für ein solchermaßen diverses Publikum ein Stadtmuseum konzipieren? Was charakterisiert denn Stuttgart als gemeinsame Heimat oder vielleicht auch nur gemeinsamer Wohnort von 170 Nationen?

Wir stehen vor vielfältigen Aufgaben: Unser Ziel ist es, einerseits die

Geschichte der Migration seit dem Ende des 2. Weltkrieges überhaupt zu schreiben und sie andererseits zu einem Teil der Ausstellung zur Stadt zu machen – und zwar zu keinem separaten Teil, sondern zu einem Aspekt der großen Stadterzählung, der „Master Narrative“ – falls es eine solche überhaupt gibt oder geben sollte. In unserem Leitbild haben wir uns einen „transkulturellen Blick“ zum Ziel gesetzt – im Bewusstsein, dass mit dem Konzept der Transkulturalität vorsichtig umgegangen werden muss. Das Stadtmuseum als ein Ort, an dem nach den Erwartungen der Kommune und der Bürger, Identität üblicherweise konstruiert – nicht dekonstruiert – wird, darf nicht unter dem Deckmantel der Transkulturalität kulturelle Vielfalt wieder zum Verschwinden bringen. In diesem Sinne äußerten sich auch die bislang befragten Multiplikatoren der Migrantenkulturvereine in einer von uns durchgeführten Pilotstudie. Das Eigene wie das Andere wollten alle im Museum vorfinden und eine Geschichtserzählung der Stadt, die deutlich macht, dass sie schon immer eine Geschichte von Ein- und Auswanderung gewesen sei.



Dr. Anja Dauschek

Objekte und Prozesse

Transkulturelle Blicke nehmen eine andere Perspektive auf Dinge und ihre Geschichte ein und tauschen nicht etwa den Zunftpokal gegen den Migrantenkoffer ein. Wie wirkt sich das auf das Sammeln und das Ausstellen aus?

Wir werden nicht alle 170 Nationen in Stuttgart repräsentieren können. Vermutlich können wir noch nicht einmal den 23, höchst unterschiedlichen und in ihrer Eigenständigkeit sehr selbstbewussten Stadtbezirken gerecht werden. Es muss vielmehr darum gehen, Themen zu fin-

den, die die durch Migration ausgelösten Veränderungsprozesse darstellen können – in der Formulierung Gottfried Korffs: „... [das] Ortsmuseum [kann] so dazu beitragen, die Gesellschaft als Gesellschaft im Wandel, in Bewegung, in ständiger Transformation zu explizieren, als Gesellschaft, die durch Kulturen und Plural und so durch dauernde Fremdheitserfahrungen, durch dauernde Kontakt- und Kontrasterfahrungen gekennzeichnet ist.“

Ausgangspunkte für unsere konzeptionellen Überlegungen sind:

- Die Stadt insgesamt ist ein Ergebnis von Migrationsprozessen. Dies gilt für alle Städte, aber für Stuttgart insbesondere, dass der Reichtum der Stadt die Menschen sind. Denn Rohstoffe und Handelsstrassen gab es in Stuttgart keine. Migration durchzieht die Stadtgeschichte wie ein roter Faden im 19. und 20. Jahrhundert.
- Unser zukünftiges Publikum wird in den Jahren nach der Eröffnung voraussichtlich mehrheitlich einen Migrationshintergrund haben. Für die Kinder und Jugendlichen, die für uns eine besonders wichtige Zielgruppe sind, gilt dies heute schon.

Welche Themen sind relevant angesichts der soziodemographischen Entwicklung der Stadt?

Die bestehenden Geschichtsdarstellungen sind es vermutlich nicht, denn es gibt, wie Rainer Ohliger und Jan Motte in ihrer Publikation „Geschichte und Gedächtnis in der Einwanderungsgesellschaft“ treffend festgestellt haben, keine geteilten Erinnerungen von Deutschen und Migranten. Es gibt auch, wie bereits dargestellt wurde, keine lieux des mémoires der gemeinsamen Vergangenheit, die nun auch schon beinahe 50 Jahre währt. Museen müssen diese erst schaffen. Dies könnte eine unserer Aufgaben sein. Dabei sind wir, anders als viele Museen, nicht durch unsere Sammlung gebunden. Das Konzept der Transkulturalität, das in der deutschsprachigen Literatur vor allem von Wolfgang

Welsch vertreten wird, bietet uns eine Planungsperspektive. Welsch beschreibt sein transkulturelles Kulturverständnis so: „Kulturen sind intern durch eine Pluralisierung möglicher Identitäten gekennzeichnet und weisen extern grenzüberschreitende Konturen aus. [...] Die Kulturen sind hochgradig miteinander verflochten und durchdringen einander. Die Lebensformen enden nicht mehr an den Grenzen der Nationalkulturen, sondern überschreiten diese und finden sich ebenso in anderen Kulturen.“ Ohne dass Welsch sich hier explizit auf Städte beziehen würde, beschreibt er eben das, was Städte heute kennzeichnet: Vielfalt, Vermischung und Entstehung neuer Formen. Welsch ist ein lebensnaher Philosoph und gibt uns auch den Ansatz eines Handlungskonzeptes mit auf den Weg, wenn er sagt: “Die Entdeckung und Akzeptanz des Individuums seiner transkulturellen Verfasstheit ist eine Bedingung für die Anerkennung gesellschaftlicher Transkulturalität“.

Wie also werden wir zu einem Ort, an dem unsere Besucher ihre „transkulturelle Verfasstheit“ erkunden können?

Partizipative Methoden leiten unsere Vorgehensweise, denn wir müssen einen Prozess entwickeln, mit dessen Hilfe wir das Museum als Speicher und Präsentationsort von Geschichten und Objekten füllen. Diesem Prozess muss eine transkulturelle Perspektive zugrun-

de liegen. Dabei müssen wir die Gegenwart als Ausgangspunkt nehmen, denn zu ihr haben alle potentiellen Museumsbesucher einen Bezug. Von der Gegenwart der Stadt gehen wir in die Geschichte, aber auch in die Zukunft. Und wir müssen Angebote schaffen, die das Museum bzw. seine Objekte als einen Auslöser für Kommunikationsprozesse nutzen. Dazu haben wir bereits verschiedene Projekte begonnen:

- Ein dreisemestriges studentisches Forschungsprojekt mit dem Ludwig-Uhland Institut für empirische Kulturwissenschaften der Universität Tübingen. Ziel ist es herauszufinden, ob und wie sich die Stuttgarter und Stuttgarterinnen mit ihrer Stadt identifizieren, und welche Orte und Objekte für sie dabei eine Rolle spielen.
- Zusammen mit dem Stadtarchiv haben wir ausgehend von einer ersten Pilotstudie eine Recherche zur Migrationsgeschichte der Stadt begonnen, die das Ziel hat, Oral Histories, Archivalien und Objekte aus dem Umfeld der Migrantenkulturvereine zu generieren. Dies ist ein erster Schritt, um uns dem Feld zu nähern.
- Kinder und Jugendliche sind eine besonders wichtige Zielgruppe. Wir konnten 18 Stuttgarter Schulen gewinnen, mit uns museumspädagogische Aktivitäten für und mit Schülern zu entwickeln.



Das Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland e.V. DOMID

Aytaç Eryılmaz, DOMID e.V., Köln



Aytaç Eryılmaz

Wir haben 2001 die Diskussion über die Institutionalisierung eines Migrationsmuseums in Deutschland eröffnet. Doch während in Paris im vergangenen Jahr die „Cité nationale de l'histoire de l'immigration“ ihre Tore öffnete, tritt die Debatte hierzulande auf der Stelle. Ganz oben auf der kulturpolitischen Agenda der Großen Koalition steht das sogenannte „Sichtbare Zeichen“, das in Berlin an die Geschichte von Flucht und Vertreibung der Deutschen nach dem Ende der Naziherrschaft in Europa erinnern soll. In der langen Geschichte der Migration in Deutschland ist die Zwangsmigration von Deutschen nach 1945 jedoch nur eine Episode. Die Entscheidung für das „Sichtbare Zeichen“ ist ein Beleg dafür, wie sehr die Debatten über Migration in Deutschland im nationalen Selbstgespräch verharren. Dabei sind die Pfade der Migration keine Einbahnstraßen, sondern transnationale Querverbindungen, die den Austausch von Menschen, Gütern und Ideen über die Barrieren der Nationalstaaten hinweg ermöglichen. Migration ist ein widersprüchlicher Prozess der Bewegung innerhalb und außerhalb nationaler Grenzen. Ausgangspunkt unserer Sammlungs- und Ausstellungstätigkeit war, die vergessene Geschichte der Migration sichtbar zu machen. Heute geht es uns um sehr viel mehr, um eine öffentliche Diskussion über das kulturelle Selbstverständnis in der Migrationsgesellschaft. Migration verstehen wir als vielfältige und widersprüchliche sozia-

le Bewegung, die das gesamte gesellschaftliche Leben verändert, das der Migranten und das der „Einheimischen“. Der Aufnahmegesellschaft fällt es oft schwer, die mit der Migration verbundenen Veränderungen zu verstehen und zu akzeptieren. Die Einwanderer schließlich sehen sich oftmals an den Rand der Gesellschaft gedrängt. Wir haben bei unserer Ausstellungspraxis einen Begriff entwickelt, der für die Museumsarbeit wegweisend sein könnte. Wir sprechen von „geteilten Erinnerungen“. Dieser Begriff besitzt im Deutschen bekanntlich eine doppelte Bedeutung, er betont sowohl unterschiedliche, als auch gemeinsame Erfahrungen und stellt die gesellschaftlichen Veränderungen in Folge der Migration in den Mittelpunkt. Wir haben deshalb beim „Projekt Migration“ die Proteste gegen die Militärdiktaturen nach 1968 und die großen Arbeitskämpfe in den Sechziger- und Siebzigerjahren in Europa in den Kontext der Migrationsgeschichte gestellt. Die Internationale Solidarität stand im Mittelpunkt der Protestbewegung nach 1968, als unmittelbare Erfahrung von Menschen unterschiedlicher Herkunft und Nationalität.

Drei Punkte scheinen mir für unser Thema besonders wichtig:

- „Es gibt keine politische Macht ohne Kontrolle über die Archive, ohne Kontrolle über das Gedächtnis“, sagt Jacques Derrida. Die Geschichte des Ausstellens und der Museen ist eng mit der Entstehung des Kolonialismus, der Nationalstaaten und des Kapitalismus verbunden. Die großen Museen in London, Paris, Berlin, Brüssel, Amsterdam, Petersburg, usw. reklamieren zwar einen universellen Anspruch, ihr Selbstverständnis definiert sich jedoch über die Geschichte und Tradition der Nation. Die ausgestellten Exponate, oftmals Beutegut, zeugen von der Befähigung zur Erkenntnis, Macht und Herrschaft über die Anderen. Darstellungen der Migration in Museen und Ausstellungen sollten dagegen nationale Selbstvergewisserungen in Frage stellen.

- Die von den Massenmedien täglich aufs Neue produzierten Bilder sind ausgesprochen wirkungsmächtig. Sie beeinflussen unsere Vorstellungen von der Welt und formen unsere Erinnerungsbilder. Das gilt nicht zuletzt für unsere Wahrnehmung von der Migration. So wurde das Bild des „Millionsten Gastarbeiters“ Armando Sá Rodrigues, dessen Ankunft im September 1964 am Bahnhof in Köln-Deutz medial inszeniert wurde, zur Ikone der „Gastarbeiter-Ära“. Seit den Achtzigerjahren dominieren Bilder von überfüllten Booten die Massenmedien, seit dem 12. September 2001 von Muslimen. Unsere Darstellungen der Migration sollten diese Macht der Bilder in Frage stellen, dekonstruieren und sie in ihren jeweiligen Kontext stellen. Ausstellungen sollten sich kritisch mit den neo-kolonialen und rassistischen Denkmustern auseinandersetzen, die im Diskurs über die Migration bis heute virulent sind. Migranten sind nicht Objekte, sondern Subjekte der Geschichte. Das muss sich in unserer Bildsprache ausdrücken.
- Migrationskultur – das ist Kultur in Bewegung, Kultur, die sich eindeutigen Zuschreibungen entzieht. Besucher von Ausstellungen und Museen muss Gelegenheit geboten werden, sich selbst im Spiegel der Anderen zu betrachten, eigene Lebensentwürfe als individuelle Synthesen gesellschaftlicher Entwicklungen zu verstehen. Insofern sollten Museen Orte sein, an denen verschiedene Weltentwürfe und Weltbilder zu vergleichen sind und die Bedingungen ihrer Konstruktion untersucht werden können. Das große Potential moderner Migrationsgesellschaften ist, dass kulturelle Identitätskonstrukte abgelöst werden durch Identitäten, die auf Heterogenität und Grenzüberschreitung basieren, nicht auf Abgrenzung. Das sollte grundlegend sein für unsere Darstellungen zur Geschichte und Gegenwart der Migration.

Das Jugend Museum Schöneberg/Berlin

Petra Zwaka, Kinder und Jugendmuseum Schöneberg, Berlin

Das Jugend Museum ist Teil des Schöneberg Museums, einem von 16 Berliner Regionalmuseen. Integriert in die regionalgeschichtliche Arbeit versteht es sich als experimentierfreudiges Geschichtsmuseum für junge Menschen mit einem eigenständigen Ausstellungs- und Veranstaltungsprogramm. Es wurde 1995 mit dem Anspruch eröffnet, jungen Menschen über die Auseinandersetzung mit Geschichte zu einem Verständnis ihrer selbst und ihrer Umwelt zu verhelfen und sie zu ermutigen, Respekt gegenüber Menschen und Dingen und gegenüber sich selbst zu entwickeln.

Die Ausstellung „Villa Global – im Labyrinth der Kulturen“

2003 eröffneten wir eine Ausstellung, die auf ungewöhnliche Weise den interkulturellen Dialog mit Jugendlichen verschiedenster Herkunft führen wollte. Den Ausgangspunkt für Begegnung und Austausch sollte das imaginäre Zusammenleben in einer Hausgemeinschaft bilden, – wir nannten sie VILLA GLOBAL – dessen vermeintliche Bewohnerinnen und Bewohner aus verschiedenen Kulturkreisen kommen. Diese werden hier als Menschen dargestellt, die seit drei Jahrzehnten zur Stadtgesellschaft gehören und die hier in diesem Haus Tür an Tür leben. Ob friedlich oder nicht, wird hier nicht vorgegeben. Am Eingang ist zu lesen: Wer weiß schon, wie seine Nachbarn leben? Zumal, wenn sie aus anderen Ländern kommen. In der VILLA GLOBAL kannst du fremde Türen öffnen und dich in 14 Räumen umschauen! Da findest du Dinge, die dir vertraut sind, aber auch vieles, was du nicht kennst und wo es sich lohnt genau hinzusehen und hinzuhören.

Der Ausstellung ging ein halbjähriges Jugendkulturprojekt mit einem interdisziplinären Team aus Künstlern, Stadtplanern, Pädagogen vor-

aus, in dem ein soziales Ballungsgebiet mit einem Anteil von 40-50% Migranten zum Feldforschungsgebiet erklärt wurde. Ausgehend von einer Reihe gewalttätiger Vorfälle im Schöneberger Norden wurde ein Projekt konzipiert, um mit jungen Menschen vor Ort in einen Dialog zu kommen und sie bei ihrer Auseinandersetzung über kulturelle Unterschiede und Lebensperspektiven zu unterstützen.

Das Jugend Museum hat sich von Beginn an mit historischen und kulturpädagogischen Projekten für junge Menschen in diesem Wohnquartier engagiert und Kinder und Jugendliche von dort ins Jugend Museum geholt. Wir wollten damit deutlich machen, dass zur Lebensqualität in der Stadt nicht nur die Instandhaltung von Häusern und Straßen gehört, nicht nur die Verhandlungen mit der Stadtreinigung und der Polizei, sondern auch qualifizierte kulturelle Angebote für Kinder und Jugendliche.

Gemeinsam mit Jugendlichen aus dem Stadtquartier „Schöneberg Nord“ arbeiteten wir im und außerhalb des Museums projektorientiert mit dem Ziel, mehr darüber zu erfahren, wie diese heute leben, welche Bedeutung die Geschichte ihrer Herkunft für sie hat, welche Perspektiven sie für ihre Zukunft sehen und was wir tun müssen, um diese Zielgruppe (und ihre Familien) künftig mit unseren Angeboten im Museum zu erreichen. Die „Villa Global“ sollte ein Ort werden, in dem sich die Migrantenjugendlichen und ihre Familien wiederfinden, sich mit ihrer Geschichte wahrgenommen und anerkannt fühlen, vielleicht auch Neues und Unbekanntes entdecken.

Die 14 Mieter der Villa Global haben erfundene Namen und doch ist die Ähnlichkeit mit lebenden Personen beabsichtigt. All diese Lebensgeschichten gibt es wirklich – in Schöneberg und anderswo in



Petra Zwaka

Berlin. In der Ausstellung wurden Räume geschaffen, die eine Geschichte erzählen, die Geschichte der Migration aus einer sehr persönlichen Perspektive, eine Geschichte, die von Wandel und Veränderung geprägt ist. Vor allem aber ist es die Geschichte vom Leben als Einwanderer (und der Nachfolgenerationen) in der Metropole Berlin, erzählt anhand von niedergeschriebenen oder aufgezeichneten Berichten, mit markanten Alltagsobjekten, kulturhistorischen Exponaten, Dokumenten – ein szenisches Arrangement einer Wohnsituation. Ein Zitat vielmehr als der Versuch der Nachbildung! Bei der Vorbereitung der Ausstellung haben uns über 50 Menschen mit Wurzeln z.B. in Russland, Polen, Syrien, Kroatien, Italien, Argentinien, der Türkei, Iran und den USA mit Rat und Tat zur Seite gestanden. Sie arbeiteten an „ihrem Raum“, begleitet von den Kuratoren der Ausstellung, die mit ihnen die Inhalte auf gleicher Augenhöhe diskutierten. Es wurden Exponate aus dem eigenem Haushalt hergeschafft oder in ‚Spezialgeschäften‘ für das Museum einkaufen gegang-

gen. Es sollte ‚ihr‘ Raum werden, nicht unbedingt ein Spiegelbild ihrer selbst, sondern stellvertretend für Migrationsgeschichten, die ihnen bekannt sind und die sie erzählen wollten.

Inbesondere der biografische Zugang erleichtert den jugendlichen Besuchern die Begegnung mit der unbekanntem und durch ihre Lebenssituation doch oft vertrauten Person. Die präsentierten Objekte werden nicht als Ausstellungsstücke wahrgenommen, sondern als Bestandteil einer privaten Sphäre, die nach und nach entschlüsselt werden muss. Lehrer berichten nach Abschluss des Projekttagess häufig, dass ihnen erst durch die Erzählungen der Kinder/Jugendlichen in der Ausstellung bewusst geworden ist, über welches (Migranten-) Wissen ihre Schüler/innen verfügen, wie unterschiedlich Traditionen und Rituale in den Familien gelebt werden (und wie selten die Kinder die Gelegenheit haben sich darüber auszutauschen) und wie sich die Kulturen des Herkunfts- und des Einwanderungslandes in der 2. und 3. Generation schon längst miteinander vermischt haben. Die persönlichen Raumarrangements und die konkreten Dinge haben

sich bisher als geeigneter Ausgangspunkt für den angestrebten Dialog bewährt – den Dialog der Jugendlichen untereinander, aber auch ein Dialog mit den Museumsmachern. Denn die Ausstellung ruft nicht nur Zustimmung und das Bedürfnis zum Ergänzen hervor, sondern auch Kritik oder Ablehnung – in jedem Fall eine Ausstellung, die Auseinandersetzung provoziert oder den interkulturellen Austausch! Insbesondere für Jugendliche wird das Museum hier zu einem „geschützten Ort“, an dem ohne Vorurteilung und Folgen Positionen ausgetauscht werden können. Dies gilt für Jugendliche mit und ohne Zuwanderungsgeschichte gleichermaßen.

Mit der Ausstellung wurde in unserem Museum der Grundstock für eine alltagsgeschichtliche Sammlung zur bezirklichen Migrationsgeschichte gelegt. Die beteiligten Familien überließen uns Fotos, Dokumente, Objekte. Parallel dazu wurde ein virtuelles Archiv aus den Erzählungen der beteiligten Jugendlichen, ihrer Freunde und Familien aufgebaut, mit einer Videokamera im Rahmen des Vorbereitungsprozesses dokumentiert und in der Aus-

stellung sowie als DVD abrufbar. Die Ausstellung Villa Global war für die Dauer von einem Jahr konzipiert. Bis heute wird sie von Schulen – berlinweit – so nachgefragt, dass wir uns entschlossen haben, sie bis auf Widerruf für die Öffentlichkeit zu erhalten. Das zweijährige Modellprojekt hat viel in unserem Museum und in unserem Team verändert. Zum einen sind wir für die Erwartungen und Bedürfnisse von Kindern/Jugendlichen mit Migrationshintergrund und deren Familien sensibler geworden. Zum anderen mussten wir erfahren, dass zur interkulturellen Museumsarbeit auch unbequeme Themen gehören. Solche Themen sind der „neue Antisemitismus“ unter muslimischen Jugendlichen, der Kurdenkonflikt oder die Zwangsverheiratung. Hier bedarf es oft weiterer Partner, weil der Fundus an Wissen oder Vermittlungsmethoden oft nicht ausreicht. Ein wichtiges Thema für die Zukunft wird für das Jugend Museum die interkulturelle Öffnung auch des Museumsteams sein. Angesichts der ohnehin unzureichenden personellen Ausstattung (mit festen Stellen) muss sich dieses Anliegen auch auf die Honorarkräfte ausweiten.



Fachforum 4

Partizipation durch Empowerment – Jugendliche mit Migrationshintergrund in der Jugendarbeit

Jugendliche mit Migrationshintergrund stellen in vielen Städten mittlerweile die Mehrheit der „Kundinnen und Kunden“ der Jugendarbeit. Wie können sie besser in die Planungen und Aktivitäten der Jugendarbeit eingebunden und gezielt gestärkt werden? Empowerment, Qualifizierung als Jugendleiter, Änderung von Verbandsstrukturen und Vernetzungsarbeit sind dabei zentrale Inhalte des Forums.

Einführung und Moderation:

Dr. Stephan Bundschuh,
Informations- und
Dokumentationszentrum für
Antirassismuserbeit (IDA) e.V.,
Düsseldorf und
Michaela Hillmeier/Jakob Ruster,
VIA Bayern – Verband für interkultu-
relle Arbeit e.V., München

Beiträge:

Serdar Akin,
Bund der Alevitischen Jugendlichen
in Deutschland e.V., Köln
Margarita Bergen,
Institut für Migrations- und
Aussiedlerfragen,
Heimvolkshochschule St. Hedwigs-
Haus e.V., Oerlinghausen

Halil Can,

Projektinitiative HAKRA –
Empowerment aus der „People
of Colour“-Perspektive, Berlin
Christoph Leucht,
Regionale Arbeitsstellen für
Bildung, Integration und
Demokratie (RAA) e.V., Berlin

Methode, Ablauf und Ergebnisse des Fachforums

Dr. Stephan Bundschuh, Michaela Hillmeier, Jakob Ruster

*„Erzähl es mir, und ich werde es vergessen. Zeig es mir, und ich werde mich erinnern. Lass es mich tun, und ich werde es behalten.“
(Sprichwort)*

Das Fachforum lud ins „Café Empowerment“ ein. In lockerer Atmosphäre, mit Lounge-Music im Hintergrund, Blumen und Tischdecken auf den Tischen und Kaffee zum Selbstbedienen konnten wir 30 Besucher und Besucherinnen begrüßen. Die folgenden drei Stunden waren geprägt von intensivem Austausch, anregenden Diskussionen und tollen Ergebnissen. Gemäß obigem Sprichwort hatten wir uns bei der Gestaltung des Forums an den Schlüsselbegriffen des Themas orientiert: Partizipation und Empowerment. Um Partizipation (= Teilhabe/ Teilnehmen) zu ermöglichen, hatten wir uns für die Methode „World-Café“ entschieden, welche die Teilnehmenden auffordert, sich einzubringen,

ihr Wissen zum Thema festzuhalten und ihre Fragen zu diskutieren. Durch die Möglichkeit der Teilnahme und der Bewusstmachung des eigenen Wissens erfahren die Teilnehmenden gleichzeitig Empowerment.

Die Podiumsdiskussion

Als Einstieg ins Thema und als Anregung für die weitere Diskussion an den Tischen hatten wir vier ReferentInnen zu einer Podiumsdiskussion eingeladen, die in gut einer Stunde vier inhaltliche Schwerpunkte beleuchten sollten: Empowerment-Arbeit, Qualifizierung, Strukturen der Jugendarbeit und Netzwerke zum Empowerment. Die Podiumsdiskussion, von Jakob Ruster moderiert, stellte sich folgende zentrale Fragen zur Hinführung auf das „World Café“:

- Wie verstehen/definieren Sie Empowerment? Wichtig ist hier sowohl die persönliche Ebene der Befähigung als auch die poli-

tische Ebene der Strukturen

- Wie kann die strukturelle Teilhabe von MigrantInnenjugendlichen in der Jugendarbeit (durch Ihre Arbeit und allgemein) gefördert werden?
- Wie hilft die Arbeit den Jugendlichen bei der Teilhabe in der Jugendarbeit und Gesellschaft?
- Wie fördern wir die Personen, wie bekommen wir „Führungskräfte“ bei den MigrantInnen?
- Welche strukturellen Veränderungen sind wichtig, welche Netzwerke brauchen wir?

Die Beiträge der Podiumsteilnehmenden sind im Anschluss an diesen Bericht abgedruckt.

Nach den Beiträgen der Podiumsteilnehmer/innen, der angeregten Diskussion auf dem Podium und Rückfragen aus dem Publikum war die richtige Stimmung für die Weiterarbeit im „World Café“ geschaffen, das von Dr. Stephan Bundschuh



Dr. Stephan Bundschuh, Michaela Hillmeier, Jakob Ruster

und Michaela Hillmeier moderiert wurde. Den vier Tischen im Raum wurde jeweils eines der Themen aus der Podiumsdiskussion zugeteilt – Empowerment, Qualifizierung, Strukturen und Netzwerke. Zu jedem Thema gab es drei weiterführende Fragestellungen, die von den Gastgeberinnen an den Tischen

in die Diskussion eingebracht wurden.

Wie wurde das World Café durchgeführt?

- Es gab 4 Thementische mit je einem/r Gastgeberinnen, die an dem jeweiligen Tisch blieben.
- Jeder Tisch hatte max. 8 Stühle, d.h. 1 Gastgeber/in + 7 Gäste.
- Die Gäste blieben 20 Minuten an einem Tisch und diskutierten. Jeder Tisch war mit einer Tischdecke ausgestattet, auf die während der Diskussionsrunde fleißig geschrieben, gekritzelt, gemalt werden sollte.
- Nach 20 Minuten erklang ein Gong, Gastgeberinnen und Gäste verabschiedeten sich allmählich voneinander. Die Gäste wechselten an einen anderen Tisch.
- Nach 5 Minuten wurde die neue Runde eingeläutet.
- Nach insgesamt 3 Runden wurde das World Café beendet. Die Gastgeberinnen präsentierten den Diskussionsverlauf und die Ergebnisse ihres Tisches mit Hilfe der beschrifteten Tischdecke.
- Die Café-Etikette, die auf jedem Tisch auslag, war unbedingt zu beachten.

Ergebnisse aus dem „World Café“

Tisch 1 verfolgte folgende Fragen zum *Empowerment*: Was sind die Ziele, die Methoden und die Ebenen von Empowerment? Welche Zielgruppen sollen/müssen erreicht werden und wie werden sie erreicht? Wie notwendig ist Empowerment für welche Zielgruppen?

Auf die Tischdecke wurde notiert: Empowerment ist Selbstwerdung und personale sowie soziale Identitätsfindung. Es ist „selbstbewusste, rebellische Emanzipation“. Daher sind die Ziele von Empowerment, Potentiale und Stärken zu erkennen, zu fördern und zu fordern. Die Zielgruppen, die durch Empowerment erreicht werden, müssen/sollen sind vielfältig: Mädchen, Jungen, SchülerInnen, SchulabgängerInnen, Vereine von Jugendlichen mit Migrationshintergrund. Kurz: von Ausgrenzung und Diskriminierung Betroffene brauchen Empowerment sowohl auf struktureller als auch auf persönlicher Ebene.

Gerade Jugendliche und junge Menschen sollen erreicht werden und dazu wurde mehrmals darauf verwiesen, dass mit Jugendlichen geredet werden muss, anstatt über sie zu sprechen. Jugendliche müssen in Prozesse eingebunden werden, sie müssen partizipieren und vor allem gefragt werden, wenn es um die Klärung von Bedarfen geht. Sehr wichtig ist dabei, die Anliegen der Jugendlichen und ihre Interessen ernst zu nehmen und ihnen auch verantwortungsvolle Aufgaben zu übertragen. Dann werden sie als Zielgruppe auch erreicht. Nach dem Motto: „Was braucht ihr?“ anstelle von „Ich habe was für euch!“ Deutliche Forderungen waren, dass MigrantInnen selbstorganisierte gleichberechtigte Akteure der Jugendarbeit werden müssen und dass an der Basis neue Strukturen, wie etwa via Quartiersmanagement, gemeinsam aufgebaut werden müssen. Das Fazit der Diskussionsrunden an diesem Tisch lautete: „Respekt + Beteiligung = Leistung und Erfolg“

Tisch 2 beschäftigte sich mit dem Thema *Qualifizierung*: Was sind die Bedarfe für Qualifizierung? Welche Angebote gibt es? Sammeln Sie Ideen/Vorschläge für Förderung bzw. Förderangebote!

Auf der Tischdecke fanden sich folgende Anmerkungen: Damit Förderung erfolgreich sein kann, sind zielgruppenorientierte Angebote sowie persönliche Beziehungen nötig, die Angebote müssen zum richtigen Zeitpunkt gemacht werden, die Bedarfe müssen erfragt werden und es sollten möglichst Brücken zwischen Hobby und Qualifizierung gebaut werden. Damit sind Angebote gemeint, bei denen sich Jugendliche für ihr Thema engagieren können und Verantwortung übernehmen, z. B. wenn Straßenfußballer zu Schiedsrichtern ausgebildet werden. Ferner müssen die Angebote auf die persönlichen Möglichkeiten abgestimmt werden, Beteiligung und Mitbestimmung sowie Selbstorganisation müssen gefördert und unterstützt oder begleitet werden. Entfaltungsmöglichkeiten bzw. Räume sind z. B. durch Mentor-

Innenprogramme zu schaffen, wo Erlerntes ausprobiert werden kann und Austausch bzw. gegenseitiges Lernen und Coaching möglich sind. Wichtig ist es auch, die Familie bzw. die Eltern mit einzubeziehen, um die Identitätsfindung der Jugendlichen zu unterstützen. Zentrale Themen in Qualifizierungsmaßnahmen sollten u.a. sein: Umgang mit Rassismus, Perspektivenwechsel ermöglichen und den Erwerb von Wirklichkeitskompetenz fördern. Entscheidend ist die Aufklärung bzw. die Information über bestehende Strukturen und Qualifizierungsmaßnahmen vor allem auch für Neuzuwanderer. Kultur- und Sozialförderung müssen eine Schnittfläche zu Jugendarbeit und Schule bieten.

Die Fragestellungen von Tisch 3 zu *Strukturen der Jugendarbeit* lauteten: Wo sind Mittel und Möglichkeiten in den *Strukturen der Jugendarbeit* für Empowerment und Partizipation selbst zu finden? Wo grenzen die Jugendarbeitsstrukturen selbst strukturell aus? Interkulturelle Öffnung in Jugendarbeitsstrukturen: Wo gibt es Anknüpfungspunkte und wo sind Veränderungen nötig? Hier gab es unter anderem folgende Kommentare auf der Tischdecke: Zu beachtende Mottos dieser Arbeit sind: „Alle anders – alle gleich!“ und „Vergiss, dass ich schwarz bin – vergiss nie, dass ich schwarz bin.“ (Pat Parker) Jugendarbeit kann Potentiale wecken und kanalisieren, da Jugend ernst genommen wird. Notwendig ist generationsübergreifendes Arbeiten, die Schulung von kompetenten KollegInnen, die Erlangung Interkultureller Kompetenz, die Fähigkeit, mit gemischten Gruppen zu arbeiten und mit Heterogenität umzugehen. Der pädagogische Mehrwert interkultureller Arbeit muss deutlich sichtbar werden. Auch die Beratung und Begleitung von Seiten Erwachsener und Vorbilder sind wichtig – schon die Schule muss Wege der Beteiligung aufzeigen. Weiter zu beachten sind spezielle Bedarfe von Migrant*innen, die eine interkulturelle Öffnung der offenen Jugendarbeit und ihre Gleichberechtigung in der Verbandsarbeit notwendig

machen. Als problematisch wurde gesehen, dass es zunehmend Schwierigkeiten gibt, Menschen für ein gesellschaftliches Engagement anzuwerben und Nachwuchs in Verbänden, Vereinen und Parteien fehlt. Förder technisch wurde gefordert, dass die Prozesse der interkulturellen Öffnung nicht nur durch Sondertöpfe finanziert bzw. gefördert werden dürfen, sondern in die Regelförderung aufgenommen werden müssen. Letztlich sei die Entwicklung der interkulturellen Öffnung eine Frage der zur Verfügung stehenden Ressourcen. Insgesamt muss die Benachteiligtenförderung generell überdacht werden und es bedarf einer flächendeckenden interkulturellen Öffnung, d. h. interkulturelle Teams in Stadtverwaltung, Kitas und Schulen. Hier sind auch soziale Dienste und Konsulate gefragt: bei der Anerkennung von Qualifizierungen im Ausland und diplomatischen Vereinbarungen bezüglich Internationalität im Rahmen des Globalisierungsprozesses.

Tisch 4 schließlich widmete sich *Netzwerken zum Empowerment* mit folgenden Fragestellungen:

Welchen Sinn und Zweck machen Netzwerke für Empowerment und für Minderheiten generell? Welchen Aufbau müssen diese (Empowerment-)Netzwerke haben, damit auch die entsprechenden Zielgruppen vertreten sind? Sammeln Sie Vorschläge zur Förderung solcher Netzwerke unter Berücksichtigung politischer und ökonomischer Faktoren. Hier wurde als Sinn und Zweck von Netzwerken auf der Tischdecke folgendes festgehalten: Leute treffen, Lobbyarbeit machen bzw. Gleichgesinnte finden, konkrete Kooperationen eingehen und gemeinsame Interessen fördern, Solidarität und Empathie für KlientInnen entwickeln, Information verteilen und austauschen, einen Kompetenzen-Pool gründen, Problemsensibilisierung herbeiführen und Synergieeffekte erzielen sowie gemeinsam Strukturen verändern. Wichtig wäre es, übergreifende Netzwerke aufzubauen: zwischen Kommunen, Bildungsstellen und Beratungsträgern; zwischen GesundheitsberaterInnen, PsychiaterInnen, transkulturellen

PädagogInnen, SozialpädagogInnen, ArzthelferInnen und Ausländerbeiräten; ein Netzwerk Jugendhilfe zwischen Schulen, Ämtern, Migrationsberatung, ARGEn, freien Trägern mit Angeboten gemeinsamer Fallbesprechungen. Entscheidend ist es, Schnittstellen zwischen formeller und informeller Netzwerkarbeit zu schaffen. Und es wird gefordert, Finanzierungstöpfe auch Jugendlichen zugänglich zu machen. Damit die Netzwerkarbeit gelingt, ist es wichtig, klare und konkrete Ziele zu formulieren, das Netzwerk zu pflegen und zu koordinieren sowie die Ziele immer wieder zu überprüfen und gemeinsam Qualitätsstandards für die Arbeit im Netzwerk zu entwickeln. Die Herausforderungen an die Netzwerkarbeit sind vielfältig, als zentral ergeben sich die Pflege, die Koordinierung und die Zusammenarbeit zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen sowie die Problematik der doppelten Netzwerke und des Datenschutzes. Als Tipp, um Netzwerke „in Gang zu bringen und zu halten“, wurden niedrigschwellige Angebote wie Parties oder Präsentationstage genannt.

Sonnenblume und Stolpersteine

Zum Abschluss hatten die Teilnehmenden noch die Möglichkeit, positive und negative Eindrücke an die Veranstaltenden rückzumelden. Als Stolpersteine wurden u. a. genannt: „Zeitmangel“, „Strukturen sind immer noch ein Thema, aber wie in der Praxis?“, „Zielgruppe Jugendliche fehlte“, „Sprechen über Jugendliche“, „Wie immer: zu viel Geschwafel“, „20 Minuten reichen manchmal nicht“, „leider zu wenig Konkretes“.

Das war positiv – die Sonnenblume strahlt: „Methode ist gut für Dialog“, „Atmosphäre offen und Inhalte anspruchsvoll“, „Partizipationsmöglichkeit“, „Methode ‚World-Café‘ sehr schön!“, „Empowerment ist gut! HAKRA“, „Multiperspektivität“, „gute Impulse“, „Lebendiger Austausch und Informationszunahme“, „Çok güzel“ Für die Veranstaltenden erwies sich das World Café als geeignete Methode für ein abwechslungsreiches, inhaltvolles, zeitlich stringentes und strukturierendes Gruppengespräch.

Empowerment und Strategien gegen Rassismus und Diskriminierung aus der People of Color-Perspektive – das Beispiel der Empowerment-Initiative HAKRA

Halil Can, Projektinitiative HAKRA – Empowerment aus der „People of Color“ – Perspektive, Berlin

Rassismen und ihre Überlagerungen mit anderen Diskriminierungsformen (Intersektionalität), wie z.B. Sexismus, Heterosexismus und Klassismus, sind allgegenwärtiger Bestandteil der gesellschaftlichen Realität Deutschlands. Für People of Color, als Betroffene von rassistischer Diskriminierung, stellt sich daher die dringende Frage nach Handlungsstrategien dagegen. Als eine mögliche Antwort auf diese Frage möchte ich das Empowerment-Konzept der Empowerment-Initiative HAKRA darstellen, die ich als Empowerment-Trainer mit initiiert habe und deren Idee für ihr Konzept auf das Jahr 2001 zurückgeht. Ihre Arbeit zeichnet sich dadurch aus, dass sie politische (Bildungs-)Arbeit durch Empowerment gegen Rassismus und Diskriminierung aus der People of Color (PoC)-Perspektive praktiziert. Die Angebote bestehen im Einzelnen darin, aus der PoC-Perspektive heraus Empowerment-Trainings und -Coaching durchzuführen, Textbeiträge zu publizieren, Öffentlichkeits- und Netzwerkarbeit zu betreiben und bundesweite PoC-Empowerment-Foren zu organisieren. Der englischsprachige Begriff Empowerment ist ein wesentlicher Teil des HAKRA-Konzepts und bedeutet bezogen auf ihre politische (Bildungs-)Arbeit konkret die Bewusstmachung, Aktivierung und kollektive Bündelung von Eigenressourcen und -potenzialen bei PoC. Die Intention hierbei ist, durch Selbststärkung (individuelles Empowerment) und Kollektivstärkung (solidarisches Empowerment) in „geschützten“ Eigenräumen aus den Verstrickungen von Ohnmacht, Unmündigkeit, Unterdrückung und Opferdasein herauszutreten und gemeinsam Handlungs- und Bewäl-

tigungsstrategien gegen Rassismen und Diskriminierungen aus der PoC-Perspektive zu erarbeiten.

Trainingsdesign und Methoden

Die Trainings sind in zwei Module mit jeweils zweieinhalb bis drei Tagen aufgeteilt. Sie werden jeweils von zwei PoC-TrainerInnen (nach Möglichkeit in gemischtgeschlechtlicher Zusammensetzung) für eine Gruppe mit max. 15 TeilnehmerInnen angeboten. Die Trainings sind schwerpunktmäßig nach drei Themensäulen gegliedert:

1. Biographiearbeit als Erinnerungs- und Identitätsarbeit,
2. Zugang zu den Themen (verinnerlichter) Rassismus und Mehrfachdiskriminierung,
3. Theaterpädagogische Empowermentarbeit.

In den HAKRA-Trainings finden vielfältige Methoden Anwendung. So z.B. Übungen, Spiele, Biographie- und Theaterarbeit, Paar- und Gruppenarbeit, kreatives Schreiben und Malen, Inputs mit Diskussionen und Arbeit mit Medien. Besondere Beachtung schenken wir den Pausen. Denn gerade die Pausenzeiten als informelle und unstrukturierte Unterbrechungsmomente im Programmverlauf bieten den TeilnehmerInnen immer wieder den Rahmen für offene, eigendynamische und kreative Dialoge im Gruppenprozess. Den relevanten Vertrauensraum für eine kreative Gruppenarbeit versuchen wir durch unseren methodischen Ansatz der (familien-)biographischen und migrationsgeschichtlichen Erinnerungsarbeit sowie das Boal'sche „Theater der Unterdrückten“ zu schaffen. In der Biographiearbeit geht es bei der Thematisierung von Diskriminierung(s-) und Rassismus(erfahrungen) darum, diese im Austausch mit den anderen TeilnehmerInnen auch konkret in andere Be-

züge – wie etwa Identität, (Familien-)Biographie, Migrations- und Kolonialgeschichte einzubetten. Zudem nutzen wir die Biographiearbeit als methodischen Ansatz zur Förderung von gruppenspezifischen Prozessen. In unserer Theaterarbeit geht es um die szenische Wiederbelebung von Diskriminierungs- und Rassismuserfahrungen zur interaktiven und interventionistischen Entwicklung und Erweiterung von Strategien gegen diese Form der Unterdrückung. Der theaterpädagogische Ansatz ist problemlösungsorientiert, die Lernprozesse sind nicht nur kognitiv, sondern auch körperlich-sinnlich erfahrbar.

Empowerment und Powersharing zusammen denken

Powersharing im Sinne von „Macht mit anderen teilen“ anstatt „Macht über andere ausüben“ ist hier als Pendant zum Empowerment zu verstehen. Hierbei kommt es darauf an, dass Machtstarke (hier die deutsche Mehrheitsgesellschaft) Machtarmen (in diesem Fall PoC) in ihrem Bemühen nach Empowerment die ihnen vorenthaltenen Zugänge zu Macht und Ressourcen eröffnen. Da jedoch auch PoC in machtstarken Positionen stehen können, gilt Powersharing als politische Handlungsmaxime auch für sie. Dabei sind Machtstarke aufgefordert, aus ihrer privilegierten Position heraus ihre zur Verfügung stehende Macht und ihre Ressourcen mit Machtarmen zu teilen. Unter Powersharing wird somit eine politische Handlungsmaxime verstanden, bei der Machtstarke durch individuelles Handeln zu politischen Subjekten gegen Unterdrückungs- und Diskriminierungszustände werden. Völlig unvereinbar mit der Idee des Powersharings

Fachforum 4: Partizipation durch Empowerment – Jugendliche mit Migrationshintergrund in der Jugendarbeit

ist jedoch ein Paternalismus der Machtstarken gegenüber Machtarmen – eine Falle, in die wohlmeinende Mehrheitsdeutsche immer wieder hineintappen können – und Ansprüche auf Kontrolle und Gegenleistungen.

Perspektiven und Visionen

Das Konzept des Empowerments und Powersharings – verstanden als eine ganzheitliche, politische Handlungsmaxime gegen Rassismen und andere Diskriminierungs- und Unterdrückungszustände – steht repräsentativ für Veränderungen im Sinne von individuellen und gesellschaftlichen Selbstbestimmungs-, Empowerment- und Emanzipationsprozessen hin zu einer gleichberechtigten, kosmopolitischen Zivilgesellschaft. Somit werden transformative Dynamiken bei People of Color unausweichlich auch sichtbare Veränderungen im Sinne einer zivilgesellschaftlichen,

antirassistischen und gleichberechtigten Demokratisierung in der Mehrheitsgesellschaft bewirken. In diesem Zusammenhang unterstützt die Empowerment-Initiative HAKRA in ihrer politischen (Bildungs-)Arbeit PoC-Empowermentprozesse mit der Perspektive, aus den „geschützten“ PoC-Räumen heraus den Dialog in „gemischten“ Räumen auf gleicher Augenhöhe mit Mehrheitsangehörigen zu führen, die durch die Praxis von „Critical Whiteness“ (kritisches Weißsein) ihr Verstricktsein in rassistische, weiße Dominanzstrukturen kritisch beleuchten und Handlungsstrategien dagegen erarbeiten, um eine gemeinsame Zukunft zu schaffen. Zu solch einem Schritt kam es schließlich erstmals im Oktober 2008, als HAKRA ihr Empowerment-Trainingskonzept aus der PoC-Perspektive in „geschützten“ PoC-Räumen auf einen sowohl für die Teilnehmenden als auch das Team mehrperspektivischen Empower-

ment-Ansatz in „gemischten“ wie in „geschützten“ bzw. „getrennten“ Räumen erweiterte und dabei bei den Teilnehmenden auf positive Resonanz stieß. Die Etablierung von solchen mehrperspektivischen Empowerment-Trainingsräumen, in denen die Teilnehmenden ihre jeweiligen Ohnmacht- bzw. Machtpositionen reflektieren, kritisch hinterfragen und auf diese Weise sich als Subjekte selbstbemächtigen können, setzt jedoch in erster Linie folgendes voraus: Dass die Schaffung von „geschützten“ PoC-Räumen und „getrennten“ Mehrheitsdeutschen-Räumen im gesellschaftlichen Diskurs und in der politisch-pädagogischen Bildungsarbeit gegen Rassismen und Diskriminierungen immer mehr gesellschaftliche Anerkennung und bewusste Förderung findet. Diesbezügliche Diskurse und Praxen befinden sich in Deutschland jedoch noch im Werdungs- und Entwicklungsprozess.



Ehrenamtliche Jugendarbeit im interkulturellen Kontext – eine Seminarreihe zur Qualifizierung von jungen Multiplikatoren mit und ohne Migrationshintergrund

Margarita Bergen, Institut für Migrations- und Aussiedlerfragen, Heimvolkshochschule St. Hedwigshaus e.V., Oerlinghausen



Margarita Bergen

„Uns ist die Situation nicht gleichgültig, denn man muss dem öden Leben auf der Straße etwas entgegensetzen“ (V.Gehring, Kursteilnehmer, russlanddeutscher Student aus Aachen, 2006)

Das Institut für Migrations- und Aussiedlerfragen, Heimvolkshochschule St. Hedwigs-Haus in Oerlinghausen verfügt bereits seit vielen Jahren über Erfahrungen in der Bildungsarbeit mit Migrant/inn/en insbesondere aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion. Das Haus unterstützt diese in vielfältigen Kursangeboten bei ihrem Engagement in einer globalisierten Gesellschaft. Teilnehmer/innen werden informiert über die Funktionsweise des Staates und nicht-staatlicher Organisationen, Diskussionen über aktuelle (gesellschafts-)politische Themen werden angeregt und Wege des Engagements vor Ort aufgezeigt. Seit 2002 unterstützt die Bildungs-

einrichtung gezielt jugendliche Aussiedler/innen und Migrant/inn/en, junge Talente aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion durch Bildungsangebote, um ihr politisches Engagement und ihre ehrenamtliche Jugendarbeit vor Ort zu stärken. Denn jugendliche Aussiedler/innen und Migrant/inn/en tauchen zwar zunehmend in der Jugendarbeit vor Ort auf, jedoch eher als „Zuschauer/innen“, denn noch zu wenige sind aktiv am Integrationsprozess oder ehrenamtlich in der Jugendarbeit beteiligt. Da die Engagementstrukturen der etablierten Jugendarbeit unserer Zielgruppe fremd sind, werden sie oft von deren Angeboten zur Beteiligung nicht angesprochen. Das Qualifizierungsangebot „Ehrenamtliche Jugendarbeit im interkulturellen Kontext“ wurde konzeptionell in Zusammenarbeit mit einer Migrantenselbstorganisation und einem Katholischen Jugendverband auf die Zielgruppe abgestimmt. Um sich über Bedarfe der Jugendlichen mit Migrationshintergrund klar zu werden, wurden sie selbst frühzeitig in die Planungen eingebunden. Die Jugendlichen werden durch den Aufbau von Vertrauensstrukturen und Netzwerkarbeit erreicht. Dazu werden Multiplikator/inn/en mit und ohne Migrationshintergrund ausgebildet.

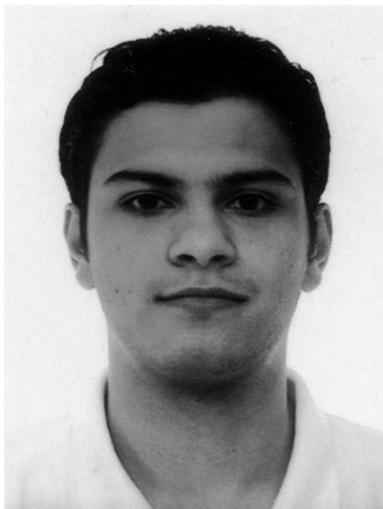
Ihnen kann, verglichen mit einheimischen Jugendlichen, insgesamt eine verschärfte Situation des Orientierungsbedarfs im Aufnahme-land unterstellt werden, da sie einen Teil ihrer außerfamiliären Sozialisationserfahrungen in einer anderen Gesellschaft gemacht haben. Der Aspekt des „gemeinsamen Lebens“ in einem Bildungs-

haus auf begrenzte Zeit und der Kontakt mit interkulturell kompetenten Pädagog/inn/en, der angebotene Schutzraum, kann den Jugendlichen die Möglichkeit geben, offen ihre Themen und Probleme zu benennen. Themen der Jugendlichen in den Kursen sind vor allem: Stärkung der Person, Rhetorikvermittlung und Sprachprobleme, Identitätsklärung, Benennung von Diskriminierungserfahrungen, Artikulierung kultureller Unterschiede und Gemeinsamkeiten.

Als Voraussetzung für die Umsetzung der Seminarreihe bedeutet das, dass einige Teamer/innen zweisprachig sind und/oder einen Migrationshintergrund haben und Teams paritätisch besetzt sind. Die konsequente Einbindung von Teamer/inne/n oder Teilnehmer/inne/n ohne Migrationshintergrund hat eine hohe integrative Qualität im Kurs, die den interkulturellen Dialog und einen Kontakt auf Augenhöhe fördert.

Die Ergebnisse unserer Arbeit sind Vertrauen, Akzeptanz, Bindung und Wärme. Somit können die Netzwerke unterschiedlicher Aussiedler- und Migrantenumilieus und Kooperationen mit Trägern der Migrationsarbeit besser genutzt und weiter ausgebaut werden.

Von den über 200 Jugendlichen, die seit 2002 ausgebildet worden sind, ist ein großer Teil weiter aktiv und an Programmen in unserem Haus und in anderen Projekten tätig. Die Nachhaltigkeit zeigt sich außerdem in der strukturellen Organisation neuer Jugendgruppen und Projekte in Nordrhein-Westfalen und anderen Bundesländern.

Jugendliche mit Migrationshintergrund in der Jugendverbandsarbeit
**Serdar Akin, Generalsekretär des Bunds der Alevitischen Jugendlichen
in Deutschland e.V., Köln**

Serdar Akin

Der Bund der Alevitischen Jugendlichen in Deutschland e.V. (AAGB) ist die eigenständige Jugendorganisation der Alevitischen Gemeinde Deutschland e.V. (anerkannte Religionsgemeinschaft i.S.d. Art. 7 Abs. 3 GG). Als größte Migrantenselbstorganisation ist der Verband über seine Onlinepräsenz www.AAGB.net erreichbar. Mit dem AAGB assoziiert sind (Stand November 2008) 75 Ortsjugenden als Voll- und weitere ca. 35 als Anschlussmitglieder. Gemeinsam mit seinen fünf Landesverbänden (NRW, Baden-Württemberg, Hessen, Bayern und Norden) erreicht der AAGB ca. 14.000 bis 18.000 Jugendliche mit Migrationshintergrund. Aufgrund der ehrenamtlichen Struktur des Verbandes lässt sich in Bezug auf die Bemühungen zur interkultu-

rellen und interreligiösen Öffnung des Verbandes Folgendes feststellen: Während auf einigen Ebenen/Ortsjugenden bereits sehr gute Kontakte zu anderen Verbänden geknüpft sind, besteht in anderen Ortsjugenden noch enormer Handlungsbedarf. Analoges gilt bezüglich der Beziehungen zu den örtlichen Jugendringen und anderen Einrichtungen des öffentlichen Lebens. Einige Beispiele der aktuellen Zusammenarbeit wären gemeinsame Projekte mit dem BDKJ (Bund der Katholischen Jugend) in NRW, der DIDF-Jugend (ebenfalls Migrantenselbstorganisation) in Baden-Württemberg und der AEJ (Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend) auf Bundesebene. Der AAGB ist bereits Anschlussverband des Deutschen Bundesjugendrings (DBJR); der Landesverband Bayern bereits Vollmitglied im Bayerischen Jugendring (BJR).

In diesem Zusammenhang hat der AAGB-Bundesvorstand erkannt, dass die Grenzen der Verbandsarbeit mit rein ehrenamtlichen Strukturen mittlerweile erreicht wurden. Zur Bereitstellung von Bildungsangeboten vor Ort, der Steigerung der Nachhaltigkeit der Verbandsarbeit und der Erweiterung des Beratungsangebotes besonders für Jugendliche aus bildungsfernen Schichten ist eine hauptamtliche Struktur unumgänglich. Zur Realisierung

dieses Zieles führte man in den letzten Monaten Gespräche mit diversen Entscheidungsträgern (DBJR, BMFSFJ, MGFFI, verschiedene Stiftungen usw.). In diesem Zusammenhang wurden Modellprojekte, Einzelmaßnahmen, Initiierungsprojekte, mögliche Mischfinanzierungen und Ähnliches thematisiert. In nächster Zeit wird nun ein Tandemprojekt mit einem etablierten Jugendverband beantragt werden, in dessen Rahmen auch eine Personalstelle finanziert werden könnte. Hierbei gilt es auch die ehrenamtlich Aktiven im Verband zu qualifizieren. Derzeit erfolgt diese Qualifizierung nur punktuell im Rahmen von Einzelmaßnahmen (Wochenendseminare, Kleinstprojekte und „Learning by Doing“), was allerdings – wie beschrieben – die flächendeckende und zyklische strategische Schulung gänzlich vernachlässigt. Die Professionalisierung des Verbandes ist hierdurch stark eingeschränkt, auch weil fähiges Personal aus der Ortsebene schnell in die Landes- und Bundesebene „transferiert“ wird bzw. von dort sogar leicht in den Erwachsenenvorstand wechseln kann. Dies liegt auch daran, dass hier ein Umdenken zu Gunsten von in Deutschland sozialisierten Menschen stattfindet. Nur so können größere Projekte erfolgreich akquiriert und begleitet werden.

Das Projekt Jugend-Kulturlotsen 2010

Christoph Leucht, Regionale Arbeitsstellen für Bildung, Integration und Demokratie (RAA) e.V., Berlin



Christoph Leucht

Wer sind die Jugend-Kulturlotsen und wie werden sie erreicht?

Die Jugendkulturlotsen (JKL) sind zwischen 13 und 20 Jahre alt, unterschiedlicher ethnischer und sozialer Herkunft und aus verschiedenen, vor allem sozial benachteiligten Stadtbezirken. Wir veranstalten mehrmals jährlich Demonstrationsworkshops an Schulen und in Jugendeinrichtungen, bei denen wir kurze Videos drehen und das Forumtheater als Methode vorstellen. Die interessierten Jugendlichen laden wir ein, zu fünf bis zehnt in festen Theater- und Videogruppen mitzumachen, die sich mit den Konfliktthemen der Jugendlichen befassen und videografische oder theatrale Diskussionsbeiträge aus der Perspektive von Jugendlichen erstellen. Mit diesen von unseren Filmen und Stücken angestoßenen Dialogen greifen die Jugendkulturlotsen konstruktiv in die tägliche Klärung von interethnischen Konflikten in ihren Schulen und Nachbarschaften ein.

Was ist der methodische Ansatz? Wieso Medien und Theater?

Der methodische Ansatz kombiniert

regelmäßige Themenseminare mit den Methoden der außerschulischen Jugendbildung mit Video- und Theaterproduktionen, in denen die hinzugewonnene Themenkompetenz von den Jugendlichen selbst in Fragestellungen und Dialoganreize verpackt wird, die dann von ihnen für den tatsächlichen Dialog mit Mitschülern, Eltern, Lehrern und Nachbarn eingesetzt werden. Die Produktionen werden durch Theater- und Videoprofis begleitet und unterstützt, die mit Methodenworkshops außerdem projektbegleitend die künstlerische Entwicklung der Jugendkulturlotsen voranbringen. Video und Theater benutzen wir als Dialogmedien, weil sich darin Fragen anschaulich darstellen lassen und wir die Antworten und Lösungsmöglichkeiten nicht vorgeben, sondern von den JKL gemeinsam mit ihrem Publikum suchen lassen wollen.

Wie wird der Empowerment-Ansatz umgesetzt?

Empowerment bedeutet letztendlich Beteiligung und die Befähigung, Beteiligungsrechte zu erkämpfen und nachher auch zu nutzen. Letzteres wird mit der im Projekt erarbeiteten Themenkompetenz vorbereitet und die inszenierten Dialoge werden als

direktes bürgerschaftliches Engagement zur Frage, wie wir die Welt verändern wollen, verstanden.

Was bewirkt das Projektnetzwerk? Wie läuft das in der Praxis für/mit den Jugendlichen? Wie wird erreicht, dass die Jugendlichen dabei bleiben?

Das Projektnetzwerk besteht aus drei Schulen, zwei Jugendeinrichtungen und einer Migrantenorganisation, die mit großem Interesse nach den Dialogangeboten der JKL Ausschau halten. In Sachsen und Mecklenburg gibt es RAA-Partner, die ebenfalls einen peer-Ansatz in der Arbeit mit Jugendlichen verfolgen und mit uns gemeinsam Themenseminare organisieren. Dadurch wird für alle beteiligten Jugendlichen die Bedeutung des Projektes vertieft und regelmäßig der konkrete Austausch mit Jugendlichen aus sehr anderen Situationen geboten. Das ermutigt und übt die JKL im interkulturellen Dialog. Die Jugendlichen bleiben dabei, wenn sie Interesse an den Themen und der politischen Zielrichtung des Projektes wahrnehmen, wenn sie also merken, dass ihre in Videos und Forumtheaterstücke verpackten Fragen von anderen interessant gefunden und ernst genommen werden.



Fachforum 5: Interkulturelle Bibliotheksarbeit

Wie steht es um interkulturelle Öffnung und Teilhabe in öffentlichen Bibliotheken? Welche Rolle können Bibliotheken im Gesamtrahmen kommunaler Integrationspolitik spielen? Welchen Beitrag leisten sie zu Sprach- und Leseförderung? Wie sehen erfolgreiche Ansätze interkultureller Bibliotheksarbeit aus? Was macht ein effektives interkulturelles Bibliotheksmanagement aus?

Einführung und Moderation:
Susanne Schneeorst,
Stadtbibliothek Nürnberg

Beiträge:
Birgit Lotz, Stadtteilbibliothek
Gallus, Frankfurt am Main

Birgit Lange, Stadtbücherei Lahr
Sibel Ulucan, Referentin für inter-
kulturelle Bibliotheksarbeit, Mainz

Einführung

Susanne Schneeorst, Stadtbibliothek Nürnberg

In der Deutschen Bibliotheksstatistik (DBS) sind rund 8.700 Öffentliche Bibliotheken registriert, die über insgesamt 10.350 Bibliotheksstandorte (inkl. Zweigstellen) verfügen. Die Zahl der tatsächlich vorhandenen Öffentlichen Bibliotheken dürfte noch um 6-8% höher liegen. Es ist sicherlich nicht übertrieben, zu behaupten, dass die Öffentlichen Bibliotheken die mit Abstand am häufigsten genutzten Kultureinrichtungen in Deutschland sind – kein Theater, kein Opernhaus und kein Museum kann mit derartigen Zahlen aufwarten. In den Öffentlichen Bibliotheken wurden 118 Millionen Besucher gezählt – d.h. an jedem Werktag des Jahres besuchen ca. 400.000 Menschen eine Öffentliche Bibliothek. Es gibt zwar noch keine eindeutige Studie zu diesem Thema, aber die meisten Bibliotheken geben an, dass der Anteil von Immigranten an ihrer Benutzerschaft den Anteil der Immigranten an der Bevölkerung widerspiegelt. In Duisburg z.B. ergab eine Benutzerbefragung, dass der Anteil der Immigranten an den Bibliothekskunden ziemlich exakt demjenigen an der Gesamtbevölkerung entspricht, nämlich 14,3 %. Das kann ich auch für die Stadtbibliothek Nürnberg sagen – vor allem bei den Kindern, aber eindeutig auch bei Erwachsenen, ist der Migrantenanteil hoch. Da wir – so wie

andere Bibliotheken auch – die Staatsangehörigkeit nicht erfassen, sind exakte Zahlen nicht verfügbar. Angebote von Bibliotheken orientieren sich an den Bedürfnissen der Bevölkerung. Und die deutsche Bevölkerung ist multikulturell und multilingual. Interkulturelle oder multikulturelle Bibliotheksarbeit umfasst alle Bibliotheksangebote und -leistungen, die sich auf die Bedürfnisse der multikulturellen Gesellschaft und ihrer Mitglieder beziehen. Interkulturelle Bibliotheksarbeit ist eine Querschnittsaufgabe. Die Leistungen einer Bibliothek für ethnische, linguistische und kulturelle Minderheiten sollen nicht isoliert oder als zusätzliche Leistungen gegenüber „normalen“ Leistungen betrachtet werden. Sie müssen als integraler Bestandteil aller Bibliotheksleistungen gelten. Fremdsprachige Bibliotheksführungen, Interkulturelles Training für Bibliotheksmitarbeiter, fremdsprachige Bestände, Bereitstellung von PCs mit mehrsprachlichen Codierungen, die z.B. auch eine Recherche in kyrillischer Schrift möglich machen – all das subsummiert sich unter dem Titel interkulturelle Bibliotheksarbeit.

Warum Interkulturelle Bibliotheksarbeit?

Multikulturelle und vielsprachige Bibliotheksdienste sichern den gleichberechtigten Zugang aller

Bevölkerungsgruppen zur Information. Dieses Ziel wird in der UNESCO-Konvention zur Kulturellen Vielfalt, die dieses Jahr auch von der Bundesregierung ratifiziert wurde, eindeutig erwähnt. Zur individuellen Selbstverwirklichung gehört das Recht, die Muttersprache zu sprechen und zu pflegen. Ein weiterer Grund: Muttersprachliche Angebote erleichtern den Immigrant/-innen den Zugang zur Mehrheitsgesellschaft. Sie signalisieren „Wir sind Willkommen“ und fördern die Identifikation mit der deutschen/hiesigen Gesellschaft. Wer sich kulturell und sprachlich in einer Gesellschaft zuhause fühlt, identifiziert sich auch mit der Gesellschaft.

Vier Aspekte Interkultureller Bibliotheksarbeit:

- Bestandsaufbau, das heißt mutter- oder fremdsprachige – je nach Standpunkt – Medienangebote: Zu den Medienangeboten gehören auch die vielen Materialien, die Immigranten und dabei gerade auch denen ohne besonders gute deutsche Sprachkenntnisse die Orientierung erleichtern wollen. Bibliotheken schaffen kostengünstigen Zugang zu Broschüren in Deutsch oder den Einwanderersprachen, Ratgeberliteratur und nicht zuletzt zum Internet mit seinen vielfältigen Informationen.



Susanne Schneehorst

- Multilinguale Angebote – zwei- und mehrsprachige Medien: Darunter verstehen wir die zwei- und mehrsprachigen Medien, die in der Diskussion um Sprachförderung und Integration immer erwähnt werden. Zweisprachige Medien für Kinder gibt es inzwischen in ziemlich großer Vielfalt – Bibliotheken können sie zur Verfügung stellen. Sowohl den Eltern als auch den Multiplikatoren und Multiplikatorinnen in Kindertagesstätten und Schulen.
- Interkulturelle Angebote: Zu nennen sind hier Autorenlesungen, die Begegnung zwischen den Kulturen ermöglichen, Angebote wie zwei- oder mehrsprachiges Bilderbuchkino und Vorlesen, das inzwischen von zahlreichen Bibliotheken angeboten wird, und nicht zuletzt die Bereitstellung von literarischen Übersetzungen, sei es vom Deutschen in eine andere Sprache oder umgekehrt.
- Die Bibliothek als Motor/Förderer von „Social Inclusion“-Programmen in Sachen Vorlesen und Lesen, Sprachförderung usw.: Nicht erst seit dem schlechten Abschneiden der Bundesrepublik bei den PISA und IGLU-Studien ist man sich einig, dass die Sprach- und Leseförderung schon im Vorschulalter anfangen muss – übrigens keineswegs nur für Kinder aus Einwandererfamilien, das muss immer wieder betont werden. In Kindergärten, Grundschulen, im ganzen Bildungssystem wird über die mangelnden Sprach- und Lesekenntnisse von Kindern geklagt. Dabei ist zu bedenken: Literalität oder „Literacy“ ist sprachunabhängig – wer in einer

Sprache den Umgang mit Schrift, Sprache, Büchern usw. erlernt, erlernt ein auf Zweitsprache oder Drittsprache übertragbares Verhalten. Und Bibliotheken sind die idealen Partner für alle, die mit Sprach- und Leseförderaktionen zu tun haben. Öffentliche Bibliotheken können in Kooperation mit anderen gesellschaftlich wichtigen Partnern (Krankenhäuser, Bürgerämter, Schulen) über niederschwellige flächendeckende Angebote auch eher bildungsferne Schichten erreichen und damit ihrem Anspruch, vom Neugeborenenalter an erfolgreiche Leseförderaktionen zu initiieren, gerecht werden. „Social inclusion“-Programme Öffentlicher Bibliotheken sind etwa „Buchstart“, Lesetüten-Aktionen für Schulanfänger, flächendeckende Vorleseaktionen zum „Tag des Vorlesens“ usw. Die Kampagne der Briloner Stadtbibliothek "Bücherbabys - ein guter Start für jedes Kind" war die erste von zahlreichen Bibliotheksinitiativen, in denen es darum geht, Eltern schon früh über die Wichtigkeit der Leseförderung zu informieren und im ersten Lebensjahr des Kindes ein Lesestart-Paket zu übergeben. Bei diesen Programmen erhalten alle Eltern in einem Gebiet ein Buch für ihr Kind sowie Informationen zum Thema Lesen und Vorlesen. Derartige Programme sind oft mehrsprachig. In Brilon bekommen türkische und russische Eltern eine Broschüre über die Bedeutung des Lesens, die Nürnberger Bibliothek verteilt Vorlesetipps in 16 Sprachen, der Elternbrief der Stadtbücherei Hamm ist ebenfalls in zahlreichen Sprachen verfasst.

Migranten und Migrantinnen sind in vielen Bibliotheken als Kunden mit ihren Bedürfnissen akzeptiert. Dennoch gilt es noch viel nachzuholen gegenüber den europäischen Nachbarstaaten und den klassischen Einwanderungsländern wie Kanada oder Australien. Das Angebot Öffentlicher Bibliotheken ist in anderen Ländern weitaus vielfältiger und mehrsprachiger. Größtes Problem bei der Bereitstellung

interkultureller Angebote in deutschen Bibliotheken ist weiterhin das Fehlen einer übergeordneten Institution, die den Bibliotheken bei ihrer interkulturellen Öffnung beratend und unterstützend zur Seite steht. Hilfe benötigen die Kolleginnen und Kollegen bei der Beschaffung fremdsprachiger Medien, bei der Übersetzung von bibliotheksbezogenen Texten usw. Der Deutsche Bibliotheksverband hat im Jahre 2006 auf die Brisanz der Situation – schließlich nimmt der Anteil der Menschen mit Migrationshintergrund an der Bevölkerung immer mehr zu und die Bibliotheken müssen sich den speziellen Bedürfnissen dieser Klientel öffnen – reagiert und eine Expertengruppe Interkulturelle Bibliotheksarbeit einberufen. Als erstes größeres Projekt hat diese Gruppe das Web-Portal www.interkulturelle-bibliothek.de erstellt. Das Portal will konkrete Hilfestellungen im interkulturellen Bibliotheksalltag geben. Es gibt einen Überblick über Konzepte und die aktuelle Praxis in deutschen Bibliotheken. Kernstück ist das Sprachenportal, das Übersetzungen von bibliotheksbezogenen Texten wie zum Beispiel einen Begrüßungstext mit den wichtigsten Ausleihmodalitäten, aber auch Texte zur Leseförderung usw. für bis zu 20 Sprachen enthält. Für jede Sprache sind Links zu Onlinewörterbüchern, Nachschlagewerken usw. angegeben.

Zu Beginn meines Überblicks habe ich die Interkulturelle Bibliotheksarbeit als Querschnittsaufgabe bezeichnet: Das bedingt, dass sich die Öffentlichen Bibliotheken auch personell öffnen müssen. Die Bibliothekarinnen und Bibliothekare mit Migrationshintergrund, die in der deutschen Bibliothekslandschaft arbeiten, sind bisher an den Fingern zweier Hände abzuzählen. Dänemark hat es uns mit einer Kampagne, in der gezielt unter Menschen mit Migrationshintergrund für die Arbeit in Bibliotheken geworben wurde, vorgemacht. Berufsabschlüsse aus dem Ausland müssen dabei anerkannt werden. Aber das sind Problemstellungen, die keineswegs nur die deutsche Bibliothekslandschaft betreffen, sondern für den Umgang der Bundesrepublik Deutschland mit ihren Einwanderern allgemein gelten.

Praxisbeispiele aus der Stadtbücherei Stuttgart und der Stadtbücherei Lahr

Birgit Lange, Stadtbücherei Lahr

Stadtbücherei Stuttgart: Vorleseprojekt „Ich bau’ Dir eine Lesebrücke“

Im Stuttgarter Vorleseprojekt engagieren sich Stadtbücherei, Jugendamt, Staatliches Schulamt, Literaturhaus und die Breuninger Stiftung gemeinsam mit Bürgerinnen und Bürgern für die Förderung der sprachlichen Integration in Stuttgart. Unter dem Motto: Vor dem Lesen steht das VOR-lesen gehen über 200 ehrenamtliche Vorlesepaten in Stadtteilbüchereien, Schulen und Kindergärten.

Im Rahmen des von der Landesstiftung Baden-Württemberg geförderten Projektes „Lesenetz Baden-Württemberg“ hat der Verein Leseohren e.V. von Juni 2005 – März 2006 das Projekt „Ich bau’ Dir eine Lesebrücke: mehrsprachige Kinderliteratur als Chance in der Sprach- und Leseförderung“ durchgeführt. Anliegen des Projektes war, den bedeutenden Stellenwert der Muttersprache hervorzuheben und stärker im Bewusstsein der Migrantenfamilien, PädagogInnen und der Öffentlichkeit zu festigen und für eine sprachliche Vielfalt zu sensibilisieren. Das regelmäßige Vorlesen in der Muttersprache sowie zweisprachige, öffentliche Veranstaltungen sollten zu einer höheren Wertschätzung der eigenen Herkunftssprache führen.

Folgende Thesen waren das zentrale Element des Projektes:

1. Die Kommunikationsfähigkeit in einer Sprache ist die Schlüsselqualifikation für den Erwerb weiterer Sprachen.
2. Deutsch lernen beginnt mit der Pflege der Familiensprache.
3. Vorlesen ist der erste Schritt zur Leseförderung.
4. Vorleserinnen bieten Sprachvorbilder und Sprechanlässe.

Zielgruppen des Projektes waren:

- Kinder, die Deutsch als Zweitsprache erfahren, sowie ihre ErzieherInnen, LehrerInnen und

ihre Eltern

- Kinder mit der Muttersprache Deutsch, um den Klang anderer Sprachen kennen zu lernen
- Stuttgarter Bürgerinnen und Bürger, die Zeit und Interesse haben, in ihrer Muttersprache in Stuttgarter Schulen, Kindergärten und Kinderbibliotheken vorzulesen

Für das Pilot-Projekt wurden zwei Schulen, zwei Tageseinrichtungen und die Zentrale Kinderbücherei als Einsatzorte bestimmt. Exemplarisch hatte man sich für Türkisch und Russisch entschieden, da diese Sprachen in den ausgewählten Einrichtungen als Muttersprache stark vertreten sind. Die Veranstaltungen wurden von allen Beteiligten mit großer Freude und hoher Motivation durchgeführt, die Situation von allen Vorlesepatinnen positiv bewertet. Das ständig zunehmende Verständnis für die Texte und die Sprache führte bei den Kindern zu einer Steigerung des Selbstbewusstseins. Viele Geschichten wurden auf Wunsch der Kinder mehrfach vorgelesen, die Motivation, Gedichte auswendig zu lernen und vorzutragen, war sehr groß. Die Verweigerung des aktiven Gebrauchs der Muttersprache bei einigen Kindern wandelte sich im Verlauf des Projektes in eine stolze und selbstbewusste Haltung gegenüber der Muttersprache. Bei einigen Kindern führte das regelmäßige Vorlesen zu einer beobachtbaren Erweiterung des Wortschatzes. Mit diesem Projekt hat der Verein Leseohren e.V. einen weiteren Akzent in sein Profil der individuellen Leseförderung integrieren können. Leseohren e.V. hat sich zum Ziel gesetzt, Stuttgarter Kinder zu erreichen, die aus verschiedenen Gründen keinen Bezug zu Büchern und zum Lesen haben. Mit Hilfe der ehrenamtlichen Vorlesepatinnen will der Verein dieses Ziel erreichen. Das Projekt mit den Pilot-

sprachen Türkisch und Russisch hat gezeigt, dass besonders Kinder, die eine enge Bindung zu ihrer Familiensprache haben, von den muttersprachigen Vorlesepatinnen angesprochen werden. Diese Kinder erfahren mehr Sicherheit im Umgang mit ihrer Muttersprache und können beim Erlernen weiterer Sprachen darauf aufbauen. Somit haben im Projekt „Ich bau’ Dir eine Lesebrücke“ alle Teilnehmer gewonnen. Die Eltern haben erkannt, dass eine sichere Erstsprache wichtig ist und dass ihre eigene Muttersprache wertvoll ist. Für die beteiligten Einrichtungen hat das Projekt sehr viele Impulse, Erfahrungen, Kenntnisse und Kontakte erbracht. Der Verein kann durch die Erfahrungen dieses Projektes das Stuttgarter Vorleseprojekt zu einer multilingualen Lesinitiative ausbauen. Eine ausführliche Projektdokumentation ist zu finden unter: <http://www.leseohren-aufgeklappt.de/>

Projekt „Auf den Spuren der Hakawatis“-Begegnung Jugendlicher mit Migrationsliteratur und orientalischer Erzähltradition

Projektverantwortlich:

Ingrid Bußmann – Direktorin Stadtbücherei Stuttgart

Projektleitung:

Cornelia Weißel-Reinhardt, Stadtbücherei Stuttgart

Projektpartner:

Martin Kilgus, SWR International

Das Projekt richtet sich vorrangig an Jugendliche zwischen 13 und 17 Jahren, deren Familien nicht deutscher Herkunft sind. Durch literarische Texte, eigene Recherchen und mündliches Erzählen – anknüpfend an die orientalische Tradition der Hakawatis (Geschichtenerzähler) – sollen die Jugendlichen motiviert werden, den Spuren ihrer Herkunft nachzuforschen und die Elternsprache als besondere Kompetenz zu entdecken. Sie lernen, die Qualität von kultureller Vielfalt schätzen und



Birgit Lange

erkennen, dass in bewusst wahrgenommener und gestalteter Differenz auch eine Chance liegt.

Die Jugendlichen lesen gemeinsam einen literarischen Text, der an ihrer Lebenswelt anknüpft (Autor mit Migrationshintergrund), lernen in der Begegnung mit dem Autor, durch Interviews und Rundfunksendungen dessen Hintergrund kennen. Sie werden so motiviert, ihrer eigenen Familiengeschichte nachzugehen und diese dann unter Anleitung anderen Schülern aus einem anderen Umfeld zu erzählen. Die Erzählungen werden auf einer CD festgehalten, die dann in der Stadtbücherei zur Ausleihe angeboten oder als Material für den schulischen Unterricht genutzt werden kann. Das Projekt fügt sich in die Ziele der Stadtbücherei, junge Menschen zum Lesen zu motivieren und ihre Sprachkompetenz zu fördern. Erfahrungen aus anderen Leseförderungsprojekten zeigen, dass Jugendliche zum Lesen motiviert werden können, wenn man an ihrer unmittelbaren Lebenswelt anknüpft und ihnen besondere Erlebnisse rund um das Lesen vermittelt. In diesem Projekt entstehen motivierende Situationen durch die Begegnung mit einem bekannten Autor, durch einen Besuch im Rundfunkstudio und die Mitwirkung an einer Sendung, durch Exkursionen, um den Spuren der eigenen Familiengeschichte nachzugehen, und durch das Gestalten einer CD, die über den Projektzeitraum hinaus erhalten bleibt. Das Erzählen der eigenen Geschichte fördert die Sprachkompetenz, das Selbstwert-

gefühl wird gestärkt.

Projektziele: Erfahrungen aus anderen Projekten zur Leseförderung, an denen sich die Stadtbücherei beteiligt hat, haben immer wieder gezeigt, dass gerade Jugendliche mit Migrationshintergrund nur sehr schwer einen Zugang zum Lesen finden. Es fehlt häufig ein positives Leseumfeld, es fehlen positive Leseerfahrungen, Lesen gilt einfach als nicht-cool. Die Chancen, die das Lesen für die eigene Identitätsfindung beinhaltet, und die Bedeutung, die der Lesekompetenz als Schlüsselqualifikation für lebenslanges Lernen zukommt, wird oft nicht erkannt. Mit diesem Projekt soll den Jugendlichen vermittelt werden, dass Lesen ihr persönliches Leben bereichern kann, dass sie durch die Beschäftigung mit Geschichten und Texten Hilfestellung für ihre Lebensorientierung finden können und in ihrer eigenen Persönlichkeit gestärkt werden. Sie sollen Freude am Lesen, am Umgang mit Texten und Geschichten erfahren. Die Auswahl von Autoren mit Migrationshintergrund und Texten aus Migrationsländern ermöglicht eine hohe Identifikation mit den Protagonisten. Durch die reale Begegnung mit den Autoren und die Interviews können Jugendliche modellhaft einen erfolgreichen Lebensweg kennenlernen, der in seiner Ausgangssituation ihrer Lebenswelt ähnlich ist.

Durch die Begegnung mit Autoren und Texten aus verschiedenen Ländern erfahren die Jugendlichen, dass Migration nicht eine Frage einer einzelnen Person ist, sondern ein universelles Phänomen darstellt. Sie lernen die Vielfalt der Kulturen kennen, gleichzeitig erarbeiten sie Differenz, indem sie den jeweiligen individuellen Spuren ihrer eigenen Familiengeschichte nachspüren. Das aktive Recherchieren vermittelt grundlegende Arbeitstechniken und Recherchekompetenz, ebenfalls eine zentrale Basis für lebenslanges Lernen. Die Aufbereitung der recherchierten Fakten und das Erzählen der eigenen Geschichte fördert die Kreativität und stärkt die Sprachkompetenz. Die Form des Erzählens ist besonders für Jugendliche, die sich im schriftlichen Ausdruck schwer tun, hilfreich, denn sie lernen, dass sie

auch kompetent mit Sprache umgehen können und gewinnen so neue Motivation.

Die Produktion einer CD, die nachhaltig über das Projekt hinaus erhalten bleibt, vermittelt Medienkompetenz und stärkt das Selbstwertgefühl.

Insgesamt erfahren die Jugendlichen in diesem Projekt, dass Differenz, kulturelle Vielfalt und ihr Migrationshintergrund ein Gewinn für das gesellschaftliche Zusammenleben sind.

Das Projekt gliedert sich in drei Phasen:

- a) Vorbereitungsphase: Um die Jugendlichen anzusprechen, baut die Stadtbücherei den Kontakt zu Lehrern verschiedener Schulen auf. Die Lehrer lesen in ihrer Klasse einen Text (Textvorschläge kommen von der Stadtbücherei) eines in Deutschland lebenden Autors mit Migrationshintergrund. Die Stadtbücherei klärt im Vorfeld die Bereitschaft des Autors, an dem Projekt mitzuwirken, damit die Jugendlichen nicht durch eine Absage enttäuscht werden. Die ausgewählten Bücher sind: Aygen-Sibel Celik: Seidenhaar, Salim Alafenisch: Feuerprobe, Zoran Drvenkar: Cengiz und Locke und Fahimeh Farsaie: Eines Dienstags beschloss meine Mutter Deutsche zu werden
- b) Motivationsphase: Der Autor wird von der Stadtbücherei eingeladen. SWR International wird eine Rundfunksendung mit dem Autor ermöglichen, die die Jugendlichen gestalten (Interview über das Leben des Autors, Gespräch über das Buch). Das mediale Umfeld soll die Motivation der Jugendlichen fördern, sich mit dem Text zu beschäftigen. Gleichzeitig lernen sie Techniken professioneller Gesprächsführung und Fragetechniken für das Interview. Nach der Rundfunksendung besuchen sich die verschiedenen Klassen gegenseitig, um über ihre Erfahrungen zu berichten und sich auszutauschen. So soll der Kontakt zwischen Jugendlichen verschiedener Schularten hergestellt werden.
- c) Aktivierungsphase: In einem Workshop lernen die Jugend-

lichen Erzähltechniken kennen und werden angeleitet, Geschichten zu erzählen. Anschließend wird in Gruppen von 5-6 Jugendlichen 3-4 Nachmittage gearbeitet. Wichtigste Aufgabe wird sein, eine Atmosphäre des Vertrauens in der Gruppe zu schaffen, die Gewissheit sich öffnen zu können, Persönliches preiszugeben ohne Spott befürchten zu müssen.

Dann werden die Jugendlichen ermutigt, auf Spurensuche zu gehen, ihre Eltern, Familienmitglieder, Freunde und Nachbarn, zu interviewen, um mehr über ihre eigene Familiengeschichte und auch das Herkunftsland ihrer Familie zu erfahren. Jugendliche mit deutscher Herkunft erkunden ebenfalls die Geschichte ihrer Familien, damit ein Vergleich der gemeinsamen und unterschiedlichen Erfahrungen möglich wird. Dies muss behutsam gesteuert werden. Im nächsten Schritt sind die Jugendlichen gefordert, die Geschichte ihrer Familie zu erzählen. Die Erzählungen werden mitgeschnitten, um sie auf CD festzuhalten. Für die CD sollen die Jugendlichen einen gemeinsamen Rahmen oder eine Rahmenhandlung erfinden, in den sich die verschiedenen Geschichten einbetten lassen (nach dem Modell der Geschichten von Tausendundeiner Nacht).

Das Projekt endet mit einem Fest, das die Schüler in der Stadtbü-

cherei gestalten. Anlässlich des Festes wird die CD der Öffentlichkeit vorgestellt. Nach Abschluss des Projektes werden die beteiligten Schüler befragt, wie sie das Projekt einschätzen und was das Projekt für sie bedeutet hat. Ebenso werden Lehrer und Eltern befragt, um zu ermitteln, ob das Projekt auch zu einer Stärkung der Lesemotivation und des persönlichen Selbstwertgefühls beigetragen hat. Die Evaluation wird Teil einer ausführlichen Projektdokumentation, damit die Projektergebnisse für zukünftige ähnliche Projekte zur Verfügung stehen.

Beispiele Interkultureller Bibliotheksarbeit der Stadtbücherei Stuttgart- Neugereut:

- Wöchentliches Internationales Frauencafé mit Moderation durch Mitarbeiterinnen der Stadtbücherei
- Jährliches Internationales Fest
- Monatliche Schreibwerkstatt russlanddeutscher Autoren

In allen Kinderbüchereien der Stadtbücherei Stuttgart werden außerdem zweisprachige Bilderbuch-Vorführungen angeboten, ebenso wie Veranstaltungen zum Leben in anderen Kulturen, mehrsprachiges Vorlesen usw.

Stadtbücherei Lahr

Lahr verfügt über eine Einwohnerzahl von 43000, ca. 12000 davon waren bis Anfang der 90er Jahre

hier stationierte Kanadier. Nach deren Abzug erfolgte in der gleichen Zahl eine Ansiedlung von Bürgern und Bürgerinnen aus den ehemaligen Sowjetstaaten.

Um die Integration in der Stadt zu fördern, wurde ein kulturelles Zentrum speziell für die Neuansiedler geschaffen, ebenso wie Angebote zum Spracherwerb der deutschen Sprache und Möglichkeiten der Betätigung auf kulturellem und sportlichem Gebiet sowie zum bürgerschaftlichen Engagement.

In der Lahrer Stadtbücherei steht ein aktuelles Angebot an Belletristik in russischer Sprache zur Verfügung, es werden Lesungen von russischen Autoren und Übersetzern durchgeführt. Die Stadtbücherei Lahr arbeitet mit einem der größten Werke in der Gegend, mit dem INA-Schaeffler Werk zusammen. In diesem Werk sind ca. 1500 Beschäftigte, ein Drittel von ihnen ist aus den ehemaligen Sowjetstaaten nach Lahr gekommen. Die Zusammensetzung der ca. 90 Auszubildenden ist ähnlich. Für diese Auszubildenden organisiert die Stadtbücherei Lahr Lesungen, die während der Arbeitszeit der Auszubildenden direkt im Werk stattfinden. Die räumliche Nähe zu Frankreich schafft Beziehungen zu Bibliotheken benachbarter französischer Städte, so gibt es einen Praktikantenaustausch mit der Mediatheque Erstein und einen halbjährlichen Austausch von 100 Bilderbüchern mit der Mediatheque Wittisheim.



Die Internationale Bibliothek in der Stadtteilbibliothek Gallus der Stadtbücherei Frankfurt am Main

Birgit Lotz, Stadtteilbibliothek Gallus, Frankfurt am Main



Birgit Lotz

„Wir werden älter, weniger und bunter ...“

Die Bevölkerung in Deutschland altert seit Jahrzehnten; die Anzahl der Geburten ist geringer als die der Sterbefälle; fortgesetzte Einwanderung führt zu einer wachsenden Heterogenität der Gesellschaft. Der demographische Wandel wirft Fragen auf, sowohl für Politik, Wirtschaft und Gesellschaft, aber auch für jeden Einzelnen – und selbstverständlich auch für Bibliotheken, wie die Stadtbücherei Frankfurt am Main, die sich der Herausforderung der wachsenden Heterogenität der Zusammensetzung der Frankfurter Bürgerschaft stellt und u.a. neue Services für MigrantInnen anbietet. Fast 10 Prozent der Einwohner der Bundesrepublik Deutschland besitzen keinen deutschen Pass; Frankfurt ist eine internationale Stadt, in der ausländische MitbürgerInnen aus über 150 Nationen etwa ein Drittel der Bevölkerung stellen. Angebote für die internationale Bürgerschaft der Stadt bilden seit den 70-er Jahren einen profilbildenden Schwerpunkt der Stadtbücherei. Für den Erwerb von Deutschkenntnissen sind nicht nur lehrergestützte Sprachkursangebote von Bedeutung. Vielmehr kommt es darauf an, einen systematischen und umfassenden Zugang zu unterschiedlichen Lernmöglichkeiten zu bieten, in dessen Rahmen bibliothekarische Angebote eine wichtige Rolle spielen.

Ein Aufenthalt in der Queens Public Library New York, einer der Bibliotheken mit den umfassendsten und besten Services für Einwanderer weltweit, war der Anstoß zur Entwicklung eines innovativen Serviceprogramms für ausländische BürgerInnen. Seit dem Jahr 2002 gibt es in Frankfurt die „Internationale Bibliothek“, die sich auf die Schwerpunkte „Deutsch lernen“ und „Alphabetisierung für Einwanderer in deutscher Sprache“ konzentriert. Der Vortrag stellt die Bestandteile, Entwicklung und Ziele des innerhalb und außerhalb der Fachwelt viel beachteten Erfolgsmodells der „Internationalen Bibliothek“ vor: 2002 wurde in der Stadtteilbibliothek Gallus die „Internationale Bibliothek“ eingerichtet und seither kontinuierlich weiterentwickelt. Dazu gehören:

- Medienbestand zum Thema „Deutsch lehren – Deutsch lernen“ und Selbstlernplätze
- Modellhafte Bibliothekseinführung für Migranten; entwickelt in Zusammenarbeit mit dem Amt für Multikulturelle Angelegenheiten
- Deutsch- und Alphabetisierungskurse unserer Partner finden in der Stadtteilbibliothek Gallus statt.
- Erweiterung der Zielgruppe auf lesenlernende Migranten; Aufbau eines Alphabetisierungsbestandes; Modifikation der Bibliothekseinführung
- 2005: Eröffnung des PC-Lernstudios zur Alphabetisierung: Es bietet 6 Computer mit Software zur Alphabetisierung, zum Deutsch Lernen sowie Schreibprogramme und einen multimedialen Medienbestand zur Alphabetisierung. Ziele der Internationalen Bibliothek bzw. des PC-Lernstudios:
- Ermöglichung und Förderung der aktiven Teilhabe und Teilnahme an der Gesellschaft über den Erwerb der deutschen Sprache bzw. der Schreib- und Lesefähigkeit, insbesondere für die Gruppe der Analphabeten unter den Migranten
- Verknüpfung des Deutsch- bzw. Lesenlernens mit der Vermittlung von Medienkompetenz
- Übung der selbständigen Mediennutzung anhand eines auf die Bedürfnisse der Zielgruppe zugeschnittenen Bestandes
- Bekämpfung des Digital Divide, des sog. „Onliner-Offliner-Gap“ durch die Verbindung von Deutsch- bzw. Lesenlernen mit der Computernutzung
- Abbau von Schwellenängsten zur Bibliotheksbenutzung
- Die Bibliothek als Lern- und Kommunikationsort, der auch nach dem Ende eines lehrergestützten Kurses weiter genutzt werden kann (lebenslanges Lernen)
- Durch Vernetzung der Bildungsarbeit unterschiedlicher Institutionen und Kooperationspartner erhalten die Lernenden Zugang zu den unterschiedlichsten Lernmöglichkeiten, die sie je nach individuellen Bedürfnissen nutzen können.



Interkulturelle Öffnung der Bibliothek und Einführung eines Interkulturellen Bibliotheksmanagements

Sibel Ulucan, Referentin für interkulturelle Bibliotheksarbeit, Mainz



Sibel Ulucan

Leitbild:

- Im Leitbild bekennt sich die Bibliothek zur kulturellen Vielfalt ihrer Nutzer und trifft klare Aussagen zur Interkulturelle Orientierung.
- Die Interkulturelle Öffnung ist als strategisches Ziel, das Interkulturelle Bibliotheksmanagement als Managementmethode und die Interkulturelle Bibliotheksarbeit als bibliothekarische Kernaufgabe formuliert.

Struktur und Kooperation:

- Die Bibliotheksleitung bekundet ihre feste Überzeugung, ihr persönliches Engagement und die volle Verantwortung für die Interkulturelle Öffnung.
- Es gibt Ansprechpersonen für die Querschnittsaufgabe Interkulturelle Öffnung – das ist u.a. die Pioniergruppe.
- Ein engmaschiges Netzwerk bestehend aus Bibliotheken, anderen Bildungsinstitutionen, Migrantenvereinen, Kulturträgerinstitutionen, Initiativen etc. ist aufgebaut und eine interne und externe Steuerungsgruppe gegründet.

Library Change Management

- Die Interkulturelle Öffnung und das Interkulturelle Bibliotheksmanagement werden als Library Change Management realisiert.
- Es werden u.a. eine Strategie-Steuerungsgruppe, eine Pioniergruppe und ein Arbeitskreis Interkulturelle Bibliotheksarbeit (interne Steuerungsgruppe) gegründet.

- Klare und messbare Ziele liegen vor. Es finden regelmäßig Zielkontrollen statt.
- In Schlüsselprozessen wurden Qualitätsstandards aus interkultureller Sicht gesetzt.
- Absolute Kundenorientierung und Kundenzufriedenheit bestimmt die Qualität der Interkulturellen Bibliotheksarbeit.

Kommunikation und Qualifikation

- Die Bibliotheksleitung sowie die Mitarbeiter/innen sind interkulturell kompetent, weil sie an interkulturellen Trainingsmaßnahmen erfolgreich teilgenommen haben. Sie verfügen über:
 1. eine grundsätzlich positive Haltung und Einstellung gegenüber interkulturellen Situationen,
 2. Handlungskompetenzen – das sind Grundkenntnisse in der interkulturellen Kommunikation und Grundwissen der verschiedenen Kulturdimensionen sowie Methoden, um diese Kenntnisse anzuwenden – sowie
 3. Reflexionskompetenz, d.h. die Fähigkeit zum Perspektivwechsel und Empathiefähigkeit.
- Die Mitarbeiter sind in der Lage, sich zumindest in einer Fremdsprache mit Nutzern zu verständigen und sind über Möglichkeiten und Verfahren von Sprachvermittler- und Dolmetschereinsatz informiert.

Personal

- Die Bibliothek fördert aktiv im Sinne eines Intercultural Mainstreaming die Einstellung, Ausbildung und Förderung von Mitarbeitern/innen mit Migrationshintergrund. Dies wird ebenfalls im Leitbild konstatiert.

Zielgruppe

- Die direkte Partnerschaft und Zusammenarbeit mit der Zielgruppe „Menschen mit Migrationshintergrund“ ist eines der Kernpunkte Interkultureller Bibliotheksarbeit und wird daher im Leitbild festgehalten.

- Es werden demographische Angaben zu Anzahl der Menschen mit Migrationshintergrund, Alters- und Familienstruktur, Bildung, Beschäftigung, Einkommen, Freizeitverhalten und Sprachkompetenzen aus dem Einzugsgebiet der Bibliothek zusammengetragen.
- Kundenbefragungen werden in regelmäßigen Abständen durchgeführt.
- Die zielgruppenspezifischen Medien- und Dienstleistungsangebote werden evaluiert und auf der Basis der demographischen Analysen und der Kundenbefragung aktualisiert und erweitert.

Dienstleistungsangebot

- Medienbestand, Programmarbeit, Veranstaltungsprogramm, Auskunft- und Information sind speziell am Bedarf und den Wünschen der kulturell vielfältigen Nutzer ausgerichtet.
- Interkulturelle Bibliotheksangebote und Dienstleistungen sind im Gesamtbudget integriert. Drittmittel z.B. in Form von Public-Private-Partnerships sollten zusätzlich zur dauerhaften Finanzierung erschlossen werden.

Öffentlichkeitsarbeit und äußere Gestaltung

- Das Angebotsprofil der Bibliothek ist in einfacher deutscher Sprache und kurzen Sätzen formuliert und zudem in mehrere Migrantensprachen übersetzt.
- Für die Interkulturelle Bibliotheksarbeit im Allgemeinen und die interkulturellen Bestandsangebote und Dienstleistungen im Speziellen wird regelmäßig in mehreren Sprachen geworben.
- Die äußere Gestaltung – z.B. Piktogramme als Leitsystem für Analphabeten oder Deutschunkundige – repräsentiert die Interkulturelle Orientierung der Bibliothek. Die fremdsprachige Bestandsrepräsentation ist klar, übersichtlich und in zentraler Lage.

Fachforum 6: (Inter-)Kulturelle Bildung

Was kann Kulturelle Bildung für Integration und eine verbesserte Teilhabe von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund leisten? Wie vermittelt sie interkulturelle Kompetenz? Welche speziellen Ansätze interkultureller Bildung gibt es in Rahmenkonzeptionen Kultureller Bildung? Welche Erfahrungen gibt es mit dem NRW-Landesprogramm Kultur und Schule und kommunalen Modellen?

Einführung und Moderation:

Eva Krings,
Kulturabteilung der Staatskanzlei
Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf

Beiträge:

Erika Beverungen-Gojdka,
Fachbereich Jugend, Schule und
Sport der Stadt Hattingen
Barbara Grupp, Kunstschule Filderstadt

Dolores Smith, Bundesverband
der Jugendkunstschulen und
kulturpädagogischen Einrichtungen
e.V., Unna

Einführung

Eva Krings, Kulturabteilung der Staatskanzlei Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf



Eva Krings

Die nordrhein-westfälische Landesregierung verdoppelt in dieser Legislaturperiode den Kulturförderetat. Dabei werden die wachsenden Mittel vor allem für neue kulturpolitische Schwerpunkte eingesetzt. Kulturelle Bildung steht dabei in der 1. Reihe. Dieser Politikbereich wird sowohl durch die Sparten (Musik, Bildende Kunst, Theater u.a.m.) wie durch spartenübergreifende Programme mit Priorität gefördert.

Insgesamt konnten die Fördermittel, die für Kulturarbeit mit Kindern und Jugendlichen aufgewendet werden, seit 2006 auf mehr als 12 Mio. € pro Jahr angehoben und gegenüber dem Jahr 2005 nahezu verdoppelt werden. Etwa jeder zehnte Euro des Kulturretats der

Staatskanzlei wurde 2007 in Kulturelle Bildung investiert. Zugleich wurden Informationsaustausch und Kooperation zwischen der Kulturabteilung der Staatskanzlei, dem Ministerium für Schule und Weiterbildung und dem Ministerium für Generationen, Familie, Frauen und Integration intensiviert, um die Weiterentwicklung der Kulturellen Bildung auch gemeinsam voranzubringen.

Im Schuljahr 2006/2007 wurde durch die Kulturabteilung der Staatskanzlei erstmals das neue Landesprogramm „Kultur und Schule“ ausgeschrieben. Ziel ist, junge Menschen – unabhängig von ihrer familiären Herkunft – möglichst früh mit Kunst und Kultur in Berührung zu bringen, um ergänzend zum Unterricht Interesse für Kunst und Kultur zu wecken.

Die Ausschreibung des Förderprogramms richtet sich an Künstlerinnen und Künstler sowie an Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus Kulturinstituten und Einrichtungen der künstlerisch-kulturellen Bildung. Sie können ihre Projektideen gemeinsam mit den Schulen bei ihren Kommunen oder ihrem Kreis einreichen. Dort werden die Projekte gebündelt, durch eine Jury bewertet und an die zuständige Bezirksregierung weitergeleitet.

Die Projekte sollen grundsätzlich regelmäßig einmal wöchentlich über ein ganzes Schuljahr stattfinden. Ein vom Land aufgestellter Orientierungsrahmen, der den Kommunen und Kreisen Fördermittel in einer bestimmten Höhe zuweist, gewährleistet eine breite regionale Verteilung der Projekte. Gefördert werden Projekte in allgemeinbildenden und in berufsbildenden Schulen mit bis zu 2.750 € (2.200 € vom Land, 550 € von der Kommune) pro Schuljahr. Das Programm holt nun schon im dritten Jahr Künstlerinnen und Künstler mit Projekten in die Schulen Nordrhein-Westfalens. In der Startphase auf eine Förderung von 500 Projekten ausgelegt, wurden angesichts der hohen Qualität der Bewerbungen schon im ersten Förderjahr mehr als 700 Vorhaben ausgewählt und finanziert. In der aktuellen ‚Runde‘ (Schuljahr 2008/2009) werden bereits fast doppelt so viele (1364) Projekte mit 3 Millionen Euro aus Mitteln der Landeskulturförderung unterstützt. Über 1000 Künstlerinnen und Künstler aus den Bereichen Bildende Kunst, Musik, Theater, Tanz, Literatur, Film, Medien und Architektur sind inzwischen im Landesprogramm aktiv.

Fachforum 6: (Inter-)Kulturelle Bildung

Die Evaluation des Programms hat gezeigt, dass vor allem die persönliche Begegnung mit Künstlerinnen und Künstlern von den Kindern und Jugendlichen als Bereicherung erfahren wird. Dieser direkte Kontakt ist ein Schlüssel für die eigene Kreativität und die der anderen.

Künstlerische Projekte bieten die Möglichkeit, Verschiedenheit als Gewinn für alle Beteiligten zu erleben. Sie lassen Raum für Kommunikation und fördern die Auseinandersetzung. Die Qualität der Ergebnisse – einer Aufführung, Ausstellung oder eines Films, eines Buches – hängt wesentlich davon ab, wie die Einzelnen zusammenwirken. Künstlerinnen und Künstler begleiten die Kinder und Jugendlichen dabei, die eigene ‚Handschrift‘ zu entwickeln und zugleich zu erkennen, dass andere sich anders ausdrücken, ohne dass eine Lösung richtig und die andere falsch sein muss. ‚Interkulturalität‘ ist ein Ziel der kulturellen Bildungsarbeit, das im

künstlerischen Prozess aufmerksam, aber zugleich ‚beiläufig‘ verfolgt wird. Damit das Gelingen kann, muss die Qualität der Projekte gesichert werden.

Das Landesprogramm „Kultur und Schule“ setzt dabei auf nachhaltige Wirksamkeit. Es beschränkt sich nicht auf finanzielle Anreize, sondern ist verknüpft mit besonderen Instrumenten, die das Programm qualifizieren. So wurde ein spezielles Fortbildungsprogramm für die beteiligten Künstlerinnen und Künstler als integraler Bestandteil des Landesprogramms aufgelegt und die Teilnahme daran verbindlich gemacht. Ein Onlineportal zum Förderprogramm (www.kulturundschule.de), dient als Informations- und Kommunikationsforum dem Aufbau eines Netzwerks kulturell-ästhetischer Bildung in Nordrhein-Westfalen. Ein Künstlerpool, eine Projekt- und eine Schuldatenbank sind dabei die wichtigsten Stützen. Schließlich wird das Landesprogramm im Rahmen einer Evaluation seit Anfang 2007 durch das Zent-

rum für Kulturforschung in Bonn wissenschaftlich begleitet, um aus den Erfahrungen lernen und das Programm gezielt steuern zu können.

Die Initiierung und Finanzierung von künstlerischen Projekten an Schulen ist ein wichtiger Schritt, um die kulturelle Bildung zu stärken. Es geht aber auch darum, außerhalb der Schulen die kulturellen Interessen und Belange junger Menschen zu berücksichtigen. Dieser Gedanke liegt dem Landeswettbewerb „Kommunale Gesamtkonzepte“ zugrunde, der 2007 gestartet wurde.

Ausgezeichnet werden Kommunen und Kreise in Nordrhein-Westfalen, die zielorientiert, vernetzt und nachhaltig an der Qualität der kulturellen Bildungsprozesse ‚vor Ort‘ arbeiten. In einigen der ausgezeichneten Kommunen wird mit Unterstützung des Landes besonders an der kulturellen Bildung in Kindergärten und Kindertagesstätten gearbeitet. Ein Bericht dazu – aus Hattingen – wird im Folgenden vorgestellt.



Hattingen hat KulturKinder – Hattingen hat KinderKultur: Ein Projekt der Stadt Hattingen zur kulturellen Bildung im Elementarbereich

Erika Beverungen-Gojdka, Fachbereich Jugend, Schule und Sport der Stadt Hattingen



Erika Beverungen-Gojdka

Die Stadt Hattingen liegt im südlichen Ruhrgebiet und hat zur Zeit 57218 Einwohnerinnen und Einwohner. Sie ist ein ehemaliger Stahlstandort und hat aktuell eine Arbeitslosenquote von 7.9%. Migrantinnen und Migranten leben seit den 70iger Jahren in der Stadt. Bereits damals schon hat die Stadt die Initiative ergriffen und selbst strukturierte Angebote für ausländische Mitbürgerinnen und Mitbürger geschaffen. Dazu gehörten und gehören das Kulturfestival „Kemnade Internatonal“ und die internationale Begegnungsstätte „Haus Burgeck“. Seit Jahren ist das Thema Interkultur neben dem demografischen Wandel ein zentrales.

Das Landesprogramm „Kultur und Schule“ wurde zum Beginn des neuen Schuljahres 2008/2009 auf den Elementarbereich ausgeweitet. Als eine von sechs Pilotstädten in Nordrhein-Westfalen entwickelte Hattingen ein eigenes Konzept zur kulturellen Bildung für Kinder im Elementarbereich. Das Projekt dauert vom 1.8.2008 bis zum 30.09.2009. Beteiligt sind 8 Kindertageseinrichtungen in städtischer und konfessioneller Trägerschaft mit ca. 600 Kindern. Teilweise haben bis zu 80 % der Kinder in den beteiligten Einrichtungen einen Migrationshintergrund. In der Projektentwicklung wurden folgende künstlerischen Schwer-

punkte der Arbeit mit den interessierten Kitas entwickelt:

- Tanz
- Kunst
- Literatur
- Theater

Jeweils zwei Einrichtungen arbeiten zum selben künstlerischen Schwerpunkt. Zum Teil arbeiten diese schon sozialräumlich vernetzt miteinander.

Für uns in Hattingen bedeutet kulturelle Bildung im Elementarbereich:

- Förderung des Selbstvertrauens und der emotionalen Kompetenz
- Stärkung von Kreativität und sozialer Kompetenz
- Entwicklung von Toleranz
- Kulturelle Vielfalt erfahrbar und nutzbar zu machen

Wir vertreten den Ansatz des ganzheitlichen Lernens: „Ganzheitliches Lernen ist Lernen mit allen Sinnen, Lernen mit Verstand, Gemüt und Körper“ (Frederike Klippel, 2000) Die Grundstruktur des Projektes sieht wie folgt aus:

- Projektarbeit mit allen Kindern der Einrichtung
- Qualifikationsmaßnahmen für die Erzieherinnen
- Elternangebote
- Verknüpfung zu den städtischen Kultureinrichtungen
- Abschlussworkshop als Angebot für alle Kindertageseinrichtungen in Hattingen
- Nachhaltigkeit

Eckpunkte des Projekts:

1. Die Künstlerinnen kommen in die Kitas und die Erzieherinnen sind aktiv an der Realisierung beteiligt. Sie entwickeln gemeinsam mit den Künstlerinnen das Thema des jeweiligen Schwerpunktes: Tanz: „Die Weltreise“ Kunst: „Heissa hopsa bunte Meute, Kinder sind die coolsten Leute“ Literatur, Lyrik: „Wortgepurzel“ Theater: „Die Arche Noah – Figurenprojekt für den Elementarbereich“

2. Die Künstlerinnen sind neben der Arbeit mit den Kindern auch Ansprech- und Lernpartnerinnen für die Erzieherinnen.

3. Besonderes Augenmerk wird auf die Elternangebote gelegt, da diese sich als aktive Partner in der kulturellen Bildung erkennen sollen. Sie werden ermutigt und fachlich begleitet, das Projekt zu unterstützen und gemeinsam mit ihren Kindern „das Wohnzimmer zum Tanzpalast“ zu machen. Erste Elternangebote wurden in Kooperation mit aktiven Migrantinnen und Migranten bereits entwickelt.

4. Die städtischen Kultureinrichtungen bieten Beratung und andere Hilfestellungen an. Sie sollen nach Projektende bei der Zusammenstellung und der Aktualisierung der Arbeitsmaterialien mit ihrem Know how behilflich sein.

5. Der Abschlussworkshop ist geplant:

- als Angebot für alle Kindertageseinrichtungen in Hattingen
- zur Vermittlung professionellen Wissens durch die beteiligten Künstlerinnen
- zur Darstellung der im Projekt gemachten Erfahrungen der beteiligten Erzieherinnen
- zur Vermittlung von Kontakten zu den städtischen Kultureinrichtungen
- zur Vorstellung der Netzwerkstruktur in der Stadt Hattingen

6. Um Nachhaltigkeit garantieren zu können, wird zu jedem künstlerischen Schwerpunkt eine KinderKulturBox mit folgendem Inhalt zusammengestellt:

- den Arbeitsmaterialien der einzelnen Schwerpunkte
- den Ergebnissen des Workshops
- den Adressen des kulturellen Netzwerkes vor Ort

Für die Stadt Hattingen ist interkulturelle Bildung der Schlüssel zur interkulturellen Normalität.

Erfahrungen aus dem Bundesprojekt „Kunst-Code“

**Barbara Grupp, Kunstschule Filderstadt/
Dolores Smith, Bundesverband der Jugendkunstschulen
und kulturpädagogischen Einrichtungen e.V., Unna**

Teilhabegerechtigkeit

Was kann Kulturelle Bildung für Integration und eine verbesserte Teilhabe von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund leisten? Wie vermittelt sie interkulturelle Kompetenz? Unser Auftrag für den 2. Bundesfachkongress Interkultur lautete, diese Fragen mit Fokus auf dem Vorschulbereich anhand von Projektbeispielen aus dem bundesweiten Forschungs- und Entwicklungsprojekt „Der Kunst-Code. Jugendkunstschulen im interkulturellen Dialog“ zu beantworten.

Doch was ist gemeint mit einem Ziel „Teilhabegerechtigkeit“? Geht es darum, aus Gründen der Chancengleichheit allen Kindern und Jugendlichen das Malen, Zeichnen, Tanzen, Theaterspielen oder Musizieren zu ermöglichen im Vertrauen darauf, dass dies langfristig Bildungswirkungen entfalten wird? Oder will man künstlerisch-kulturelle Angebote machen, die konzeptionell gezielt darauf ausgerichtet sind, ihre Chancen auf ein „gutes Leben“ zu verbessern? Und welche Kinder sind davon ausgeschlossen? Ist es der Migrationshintergrund oder die soziale Lage, die die Teilhabe von Kindern und Jugendlichen behindern?

Der Rahmen: Das Forschungs- und Entwicklungsprojekt „Kunst-Code“

Das nachfolgend vorgestellte Kindergarten-Kooperationsprojekt wurde im Rahmen des bundesweiten, vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderten Forschungs- und Entwicklungsprojekts „Der Kunst-Code. Jugendkunstschulen im interkulturellen Dialog“ durchgeführt. Mit dem „Kunst-Code“ erhielten die teilnehmenden Einrichtungen, Künstler und Kulturpädagogen zwischen Oktober 2005 und Mai 2008 die Möglichkeit, die Theorie interkultureller Forschung mit der Praxis kultureller Bildung zu

verknüpfen, um so auf experimentellen Wegen auch solche Kinder und Jugendlichen zu erreichen, die sonst von den Angeboten künstlerisch-kultureller Bildung ausgeschlossen bleiben.

Das für das Forschungsprojekt entwickelte Forschungsdesign basierte auf einer anthropologisch-symboltheoretisch begründeten Kulturtheorie und ging von sozial-konstruktivistischen Annahmen aus. Es berücksichtigte damit ein verändertes Verständnis des Wissensanspruchs der Wissenschaften und eine stärkere Reflexion der Subjektivität des Forschers als Bestandteil des Beobachtungs- und Erkenntnisprozesses. Eine der sozial-konstruktivistischen Beobachtungstheorie entsprechende Konsequenz war die Anlage des Forschungsprozesses als Aktions- und Teamforschung. Das heißt, dass alle an den Projekten beteiligten Akteure als Forschende eingebunden waren und Untersuchungsgegenstände und Forschungsfragen gemeinsam mit ihnen unter Berücksichtigung der je spezifischen Bedingungen der Standorte entwickelt wurden.

Kindergarten-Kooperationsprojekt am Standort Filderstadt

Im Vorschul-Projekt „Ich male so, wie bastelst Du?“ verband sich die Frage, wie künstlerisch-kulturelle Bildungsangebote für möglichst alle Kinder möglichst früh erreichbar gemacht werden können mit derjenigen nach den Bedingungen guter Kooperationen mit Einrichtungen der frühen Bildung wie Kindergärten und Grundschulen. Da die Forschung zeigt, dass es vor allem die Übergänge von einer Bildungsinstitution in die nächste sind, an denen gerade Kinder und Jugendliche aus bildungsbenachteiligten Familien oder aus Familien mit Zuwanderungsgeschichte besonders häufig scheitern, sollte es ein Anliegen

des Projekts sein, einen solchen Übergang konkret mitzugestalten. Dabei ging es darum herauszufinden, wo überall Einrichtungen der kulturellen Bildung Möglichkeiten hätten, mit ihren Mitteln unterstützend zu wirken. Es gab drei Bereiche, in denen dies sinnvoll erschien:

1. Die Kunstschule agiert als „Vernetzungsagentur“, d.h. als Initiator und Moderator einer Kooperation zwischen Kindergarten und Grundschule und schafft
2. Bildungs-, Begegnungs- und Kommunikationsanlässe für alle beteiligten Akteure (Kinder, Eltern, Erzieher, Lehrer) und untersucht
3. auf welche Prozesse der Weltaneignung und auf welche spezifischen Bildungsbedürfnisse der Kinder sie mit ihren Mitteln und Möglichkeiten in besonderer Weise zu reagieren imstande ist oder wo sie umgekehrt für sich selbst Fortbildungsbedarfe sieht.

Im Projekt kooperierte die Kunstschule Filderstadt mit einem Filderstädter Kindergarten, der städtischen Kindergarten-Fachberatung und einer Grundschule. Der Kooperationspartner der Kunstschule, der „Kindergarten Auf der Burg“, wurde zum Zeitpunkt des Projektstarts zu 95 Prozent von Kindern mit Migrationsgeschichte besucht, für deren Eltern das Kindergartenpersonal in vielen Fällen den einzigen Integrationsbezug darstellte. Für das Projekt ausgewählt wurden die 19 Kinder des Kindergartens, deren Schuleintritt nach den Sommerferien bevorstand. Da der Kindergarten Auf der Burg für die 41 zu betreuenden Kinder über eine sehr geringe Raumkapazität verfügte, wurden diese aufgeteilt in drei Gruppen jeweils einmal wöchentlich von drei Künstlerinnen



Barbara Grupp und Dolores Smith

zu einem eineinhalbstündigen Ausflug in die Kunstschule abgeholt. Dort konnten sie zwischen Februar und Juni 2007 Erfahrungen mit verschiedensten Materialien und künstlerischen Techniken machen. Eine wichtige Beobachtung war hier, dass für die Kinder elementare sinnliche Erfahrungen mit den Händen und den Augen weit wichtiger waren als die von den Künstlerinnen ursprünglich geplanten inhaltlichen Aspekte. Das große Mitteilungsbedürfnis der Kinder nach einem Ausflug in die Kunstschule sollte von der Sprachförderung des Kindergartens genutzt werden, um ihren Wortschatz zu erweitern. Die Brücke in die Schule sollte das Kunstprojekt den Kindergartenkindern bauen, indem die Erstklässler der Grundschule „Lotsen“ bzw. „Paten“ der Vorschulkinder wurden, die sie über Bilderbriefe und eine gemeinsame Kunstaktion

kennenlernten (Schul- und Vorschulkinder modellierten sich gegenseitig). Die Eltern wurden über ein eigenes Kunstangebot sowie die Organisation der Abschlussfeier miteinander, mit den Künstlerinnen sowie den Erzieherinnen ins Gespräch gebracht.

Bedingungen guter Kooperationen auf der Ebene der Akteure

Eine wichtige Voraussetzung für erfolgreiche Zusammenarbeit auf der Ebene der beteiligten Akteure war Kontinuität. Die Aussicht auf Langfristigkeit der Kooperation war/ist wesentlich für die Motivation der beteiligten Akteure, sich an Austauschtreffen zu beteiligen, das Arbeitsfeld der Kooperationspartner näher kennen zu lernen und sich mit Ideen einzubringen. Um für eine gute Kommunikation aller Partner untereinander und mit den involvierten Eltern und Kindern zu sorgen sind regelmäßige Treffen der Kooperationspartner, Erfahrungsaustausch, gemeinsame, am besten von „Externen“ moderierte Auswertungsgespräche, aber auch gemeinsame Aktivitäten informeller Art wesentliche Faktoren.

Konzentration auf das Kooperationsgeschehen: Gefahren

Häufig steht am Anfang einer Kooperation die starke Beschäftigung mit dem Kooperationsgeschehen. Stark divergierende Situationsanalysen der Kooperationspartner oder ihre Sorge darüber, welche Rückschlüsse auf die „Erziehungsleistung“ der Kooperationspartner aus dem Verhalten der jeweiligen Kinder oder Jugendlichen ziehen könnte, lassen die Wahrnehmung der Bedürfnisse der Kinder oder Jugendlichen oft aus dem Blick geraten oder an die zweite Stelle treten.

Häufigster Konflikt in Kooperationsprojekten

Eine häufige Konfliktursache zwischen Pädagogik und Kunst dreht sich um die Implementierung und Einhaltung von Regeln oder deren Vernachlässigung. In Kooperationsprojekten haben Pädagogen oft das Gefühl, für das mühevollen Alltagsgeschäft zuständig zu sein, während die Künstler auf die Faszination des Neuen, Spielerischen und Außer-

alltäglichen bauen können und darüber leichter Zugang zu den Kindern und Jugendlichen finden.

Umgekehrt haben besonders die freiberuflich tätigen Künstler oft das Gefühl, ohne die existenzielle Absicherung der fest angestellten Pädagogen ihre eigenen Spielräume preisgeben und deren Alltagsgeschäft übernehmen zu sollen.

Sach- und Beziehungsebene in der Kommunikation beachten

Es steht außer Frage, dass Kooperationen sich für die beteiligten Kinder und Jugendlichen erst dann nachhaltig förderlich auswirken können, wenn solche Konflikte ausgetragen und aufgearbeitet werden. Kommunikationstheoretikern zufolge müssten hier zur Lösung des Konfliktes zwei Ebenen angesprochen werden, die Sachebene und die Beziehungsebene der Kommunikation. Wenn sich der Konflikt auf der Beziehungsebene lösen lässt, kann auf der Sachebene über die unterschiedlichen Pädagogiken und Methoden und möglicherweise berechnete Kritik auf beiden Seiten ganz anders gestritten werden.

Integrationsbezüge schaffen mit Kunst und Kultur

Da oft Informationsdefizite bezüglich der familiären Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen mit Zuwanderungsgeschichte bestehen, ist die Kooperation mit den Eltern unerlässlich. Um sie oder ggf. auch die Großeltern für eine kontinuierliche Zusammenarbeit zu gewinnen ist persönliche Ansprache trotz ggf. vorhandener Sprachbarrieren ein wichtiger Faktor. Als sehr erfolgreich hat sich erwiesen, Bildungs-, Begegnungs- und Kommunikationsanlässe für alle beteiligten Akteure (Kinder, Eltern, Erzieher, Lehrer) über künstlerisch-kulturelle Angebote zu schaffen. Im Falle des Filderstädter Kindergartenprojekts brachte ein Filzworkshop für die Mütter der Vorschulkinder diese „an einen Tisch“. Dabei kamen auf zwanglose Art und Weise sehr ergiebige Gespräche zustande, bei denen die Künstlerinnen viel über die Kinder und ihre Eltern, deren Erziehungsstile und -ziele erfahren konnten.

Ergebnisse: Faktoren, die Nachhaltigkeit begünstigen

Dass das Projekt auf vielen Ebenen sehr erfolgreich war, ist nicht zuletzt einer guten Ausgangskonstellation zu verdanken. Hierzu hatte Barbara Grupp die Kindergarten-Fachberaterin der Stadt für das Projekt interessiert, die dann ihrerseits die Mitarbeit eines Supervisors finanzierte, der das Projekt mit den Beteiligten im Hinblick auf die Bildungs- und Erziehungsziele des gerade erschienenen Orientierungsplans für baden-württembergischen Kindergärten auswertete. Die Einbindung lokaler Akteure schon in der Planungsphase des Projekts hat dafür gesorgt, dass es über das Rahmenprojekt „Kunst-Code“ hinaus fortgeführt und dabei weiter optimiert werden konnte. Zeit- und Raumgestaltung, aber auch die Elternarbeit des Kindergartens sind inzwischen in vielen Punkten verändert worden. Darüber hinaus hat ein ähnliches wie das hier geschilderte Projekt im Folgejahr nicht in der Kunstschule, sondern im Kindergarten stattgefunden. Dort ist inzwischen – auch mit Unterstützung der Kunstschule – ein Kunstatelier eingerichtet worden. Erkenntnisse, wie die Nachhaltigkeit solcher Projekte gewährleistet werden kann, gehörten zu den wichtigsten im Kindergarten-Kooperationsprojekt der Kunstschule Filderstadt. In Ergänzung dazu sollen im Folgenden einige weitere aus dem Bundesprojekt „Kunst-Code“ abgeleitete Empfehlungen vorgestellt werden.

Projektkonzeption: Ziele, Motive, Bedarf

Dass nicht unspezifisch „Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund“ als Zielgruppe angesprochen, sondern nach Gemeinsamkeiten in der sozialen und Interessenslage gefragt werden sollte, ist die wichtigste Empfehlung, die allem Weiteren vorangehen muss. Ob es um die Konzeption eines Projekts oder um interkulturelle Entwicklungsentwicklung geht, prinzipiell zu empfehlen sind

1. die Präzisierung von Zielen und

- Möglichkeiten,
2. die Klärung von Motiven,
3. die Beschäftigung mit den Lebenswelten der Kinder und Jugendlichen, um auf Bedürfnisse adäquat antworten zu können. Dazu gehört die Auseinandersetzung mit Einflussfaktoren, die eine wichtige Rolle in ihren Umwelten spielen und zwar
 - a) Fragen von Inklusion und Exklusion
 - b) zunehmende Auswirkungen von Armut
 - c) Migration, Pluralisierung der Alltagswelt und
 - d) Fragen einer zeitgemäßen orientierenden (Allgemein)-Bildung

Identitätszumutungen

Viele „interkulturell motivierte“ Kulturprojekte, die auf Integration bisher nicht erreichter Zielgruppen setzen, laufen Gefahr, Identitätszumutungen, die ihren Teilnehmern bereits an anderer Stelle begegnen, fortzusetzen. Wenn beispielsweise Eltern wissen wollen, ob die Fotos, die im Rahmen eines Kulturprojekts gemacht werden, „Soziale-Brennpunkt-Geschichten“ bebildern werden, ist ein Integrationsziel wie „Begegnung auf Augenhöhe“ bereits verfehlt. Auch wenn aus dem Kaleidoskop der individuellen Identitätsmerkmale von Kindern und Jugendlichen immer wieder nur ihre ethnisch-nationale Herkunftskultur oder ihr religiöser Hintergrund betont werden, wird einer reduzierten Wahrnehmung Vorschub geleistet.

Visuelle Exklusion: Visuelle Klischees unterlaufen

Zu Letzterem trägt in erheblichem Maße auch die visuelle Komponente von Exklusion bei. So kommen im Bild- und Werbematerial vieler Einrichtungen Kinder und Jugendliche mit erkennbarem Migrationshintergrund oft nicht oder lediglich im Zusammenhang mit HipHop, interkulturellen Projekten oder Stadtteilen mit besonderem Erneuerungsbedarf vor. Die Frage ist, ob gesellschaftlich verbreitete visuelle Klischees hier ihre Fortsetzung finden, oder ob das ausgewählte Bildmaterial Kinder und Jugendliche aus benachteiligten

Milieus oder solche mit Migrationshintergrund auch in anderen Kontexten zeigt.

Zwar bietet gerade die Kunst sehr gute Möglichkeiten, um Wahrnehmung produktiv zu irritieren, Klischees zu dekonstruieren und für Ausgrenzungsphänomene zu sensibilisieren. Diese Möglichkeit können jedoch nur solche Dozenten und Künstler nutzen, die selbst ein Bewusstsein dafür entwickelt haben, wie und wo überall auf der persönlichen, der Einrichtung- oder Verbandsebene Exklusion, Abwertung und Diskriminierung produziert werden und in welcher Weise sie ggf. daran beteiligt sind. Umgekehrt könnten Künstler und Kulturpädagogen gesellschaftlich verbreitete visuelle Klischees in ihren Angeboten auf vielfältige Weise unterlaufen.

Rollenmodelle jenseits von HipHop und Rap

Kinder und Jugendliche mit Zuwanderungsgeschichte müssen erfahren, dass es auch in Deutschland inzwischen nicht wenige Studierende, Wissenschaftler, Künstler oder Unternehmer mit Migrationshintergrund gibt. Ihnen hier Vorbilder jenseits von HipHop und MTV als selbstverständlichen Bestandteil des öffentlichen Lebens anzubieten, heißt auch, sie zu ermutigen, sich auf neuen Gebieten auszuprobieren und damit mentale Zugangsbarrieren zu beseitigen.

Einflussfaktor Migration und die Frage zeitgemäßer Allgemeinbildung

Die Relevanz kultureller Angebote für Lernen und Lebenswelt der Kinder und Jugendlichen spielt ebenfalls eine große Rolle bei der Frage nach Teilhabegerechtigkeit. Neben Ökonomie und Medien hat heute Migration mit all ihren Implikationen den größten Einfluss auf jugendliche Lebenswelten. Auch Kinder und Jugendliche ohne Migrationshintergrund wachsen unter Bedingungen von Globalisierung, Internationalisierung und Migration auf. Dieser Tatsache müssen zeitgemäße Angebote Kultureller Bildung Rechnung tragen, ohne sich in klischeehafter Weise auf Herkunfts-

kulturen zu beziehen, deren jeweiliger Einfluss und Stellenwert in der Lebenswelt konkreter Kinder und Jugendlicher mit Zuwanderungsgeschichte in jedem Einzelfall erst einmal in Erfahrung zu bringen wäre.

Auseinandersetzung mit dem Literatur-, Theater- und Filmschaffen, mit Musik und Kunst der Herkunftsländer Zugewanderter wäre dann nicht so sehr als Konzession an „ihre“ Kultur zu verstehen. Vielmehr wäre sie als Teil einer zeitgemäßen kosmopolitischen Allgemeinbildung für *alle* Kinder und Jugendlichen aufzufassen, für die sich auch Kulturelle Bildung zuständig fühlen sollte.

Authentische Vermittler

Letztlich kommt es darauf an, Kinder und Jugendliche beim Eintritt in eine Welt zu unterstützen, in der der Umgang mit Heterogenität und zunehmender Komplexität eine Basiskompetenz darstellt.

Das aber braucht Menschen, die Orientierung anbieten wollen und können. Was die Erfahrungen aus dem „Kunst-Code“ mit schwer zu erreichenden Zielgruppen betrifft, so hat sich eine Konstante herauskristallisiert, die immer wieder ausschlaggebend dafür war, ob Kinder aber vor allem Jugendliche nach einem ersten Einstieg in Angebote Kultureller Bildung dabei blieben oder nicht: Zugewandte, an ihnen interessierte Vermittlerinnen und Vermittler, die selbst von dem überzeugt waren, was sie vermittelten. Wichtig waren dabei zwar ihre Professionalität, ihr Ansehen, wichtig konnten auch das Alter und die Nähe zum Milieu sein, dem sich die Jugendlichen zugehörig fühlten. Letztendlich waren sie aber nicht ausschlaggebend. Sie konnten „Türöffner“ sein, aber das reichte nicht aus, um vor allem Jugendliche, die bisher Einrichtungen der kulturellen Bildung nicht besucht und erstmals an entsprechenden

Angeboten teilgenommen hatten, dauerhaft zu binden. Umgekehrt konnte es sein, dass Kinder und Jugendliche bei einem Angebot blieben, obwohl es ihnen streckenweise wenig zuzusagen oder zuviel abzuverlangen schien. Sie blieben oder kamen wieder, weil sie das Interesse der Dozenten, ihren Wunsch, sie zu fördern, wahrnahmen, weil sie merkten: in diesem gemeinsamen Projekt geht es wirklich um mich und es ist nicht gleichgültig, ob ich komme oder wegbleibe. Dass es entgegen aufwändiger Analysen so relativ einfach sein kann, Kinder und Jugendliche für Bildungsprojekte zu gewinnen ist eine gute Nachricht. Es sagt aber auch sehr viel über Prioritätensetzungen, wenn so viele Kinder und Jugendliche trotzdem noch darauf warten, an den in der Gesellschaft reichlich vorhandenen Entwicklungsmöglichkeiten beteiligt zu werden.



Fachforum 7: Bürgerschaftliches Engagement von Migrantenorganisationen und -vereinen

Welche Ansätze bürgerschaftlichen Engagements gibt es bei Migrantenorganisationen und -vereinen? Was sind die Voraussetzungen für eine bessere Förderung und den Ausbau von Potentialen und Möglichkeiten des Engagements? Inwieweit müssen sich einerseits die Strukturen und Ziele der Vereine und andererseits die Rahmenbedingungen auf kommunaler bzw. Landesebene ändern?

Einführung:

Benjamin Wösten,

INBAS-Sozialforschung GmbH,
Frankfurt am Main

Moderation:

Svetlana Acevic und **Rolf Graser,**
Forum der Kulturen Stuttgart e.V.

Beiträge:

Jean Bizimana,

Afrikanischer Elternverein e. V.,
Aachen

Jama Maqsudi,

Deutsch-Afghanischer Flüchtlings-
hilfe Verein (DAFV) e.V., Stuttgart

Friedemann Walther,

Bürgerstiftung Neukölln, Berlin-
Neukölln

Florin Zaheu,

Deutsch-Rumänisches Forum e. V.,
Stuttgart

Integration durch freiwilliges Engagement

Benjamin Wösten, INBAS-Sozialforschung GmbH, Frankfurt am Main

1. Einleitung und Begriffsklärungen

Die Leitfrage, der ich in meinem Vortrag nachgehe, lautet: Welche Ansätze bürgerschaftlichen Engagements gibt es bei Migrantenorganisationen und welche Förderbedarfe bestehen hinsichtlich Rahmenbedingungen und Vernetzung? Als Grundlage dazu dienen die Ergebnisse der Machbarkeitsstudie „Migrant(inn)en handeln und lernen im sozialen Umfeld – Kompetenzentwicklung, Partizipation und Integration durch interkulturelles Lernen“, die in den Jahren 2004 – 2006 in unserem Hause im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung und Forschung durchgeführt wurde.

Bevor ich in Medias Res gehe, möchte ich zwei Begriffsklärungen vorweg schicken: Die erste betrifft den vieldiskutierten und facettenreichen Begriff der „Integration“. Ich möchte ihn in Anlehnung an die Konzeption der Landesregierung Brandenburg verstanden wissen als chancengleiche Teilhabe in allen Bereichen der Gesamtgesellschaft, unter Wahrung des pluralistischen Leitprinzips der Demokratie. Auch

das „Bürgerschaftliche Engagement“ ist ein Begriff, der mit verschiedenen Bedeutungen aufgeladen ist. Ich möchte ihn wie die Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages breit auffassen als freiwilliges, unentgeltliches und gemeinwohlorientiertes Handeln. Dazu gehört auch Engagement in informellen, zeitlich begrenzten Kontexten. Auch das Leisten einer Unterschrift gehört demnach dazu.

2. Ausmaß und Besonderheiten bürgerschaftlichen Engagements von Migrant(inn)en

Diese breite Auffassung von Engagement zu betonen ist wichtig, wenn man der gesellschaftlichen Beteiligung von Eingewanderten gerecht werden will. Denn in der öffentlichen Wahrnehmung des Begriffs herrscht oft noch eine Fixierung auf formelle Zusammenhänge in Vereinskontexten, auf das Ehrenamt vor. Dies ist mit der Prägung des Konzepts durch eine westeuropäische Sichtweise zu erklären. Migrantinnen und Migranten bringen aber ihre eigenen Traditionen von Engagement mit, in denen

Formen der Vergemeinschaftung in Vereinen und Verbänden, wie sie in den westlichen Industriestaaten mit der Industrialisierung vor allem seit Beginn des 19. Jahrhunderts entstanden sind, sowie die Ausübung von unbezahlter, freiwilliger Tätigkeit keine bedeutende Rolle spielen. Was ist nun genau zur Ausprägung des bürgerschaftlichen Engagements von Migrant(inn)en in Deutschland zu sagen? Zunächst einmal: Es gibt signifikante Unterschiede. So ist zum Beispiel davon auszugehen, dass die Engagementquote in dieser Gruppe niedriger liegt als in der Mehrheitsbevölkerung. Dies suggerieren die bisher einzigen repräsentativen Zahlen zu diesem Thema, die uns in der Studie „Freiwilliges Engagement von Türkinnen und Türken in Deutschland“ der Stiftung Zentrum für Türkeistudien vorliegen (BMFSF: 2005). Die Ergebnisse dieser Untersuchung zeigen, dass annähernd zwei Drittel (64%) der türkeistämmigen Migrant(inn)en sich aktiv in Vereinen, Verbänden, Gruppen oder Initiativen beteiligen. Dieser Anteil entspricht in etwa der Größenordnung des Aktivitätsgrades in der deut-



Benjamin Wösten

schen Bevölkerung (70%). Allerdings sind nur 10% der Migrant(inn)en darüber hinaus auch ehrenamtlich oder freiwillig engagiert; in der deutschen Bevölkerung ist dieser Anteil mit über einem Drittel deutlich höher. Zudem sind Menschen mit Migrationshintergrund in vielen formellen Engagementbereichen unterrepräsentiert, sei es im Rettungswesen und bei der Freiwilligen Feuerwehr, im Umwelt- und Jugendbereich oder bei den Wohlfahrtsverbänden. Stattdessen betätigen sich Migrant(inn)en eher informell in Bereichen der gegenseitigen Hilfe und Selbsthilfe und in ihren ethnischen Gemeinschaften. Sie treten also zunächst vorrangig als Vertreter/innen ihrer eigenen ethnischen Gruppen auf und es ist nachvollziehbar, dass bei diesem Engagement vor allem die Verantwortung für die Bewältigung der eigenen Situation bzw. der Situation der eigenen Gruppe in der Migration im Mittelpunkt steht.

Was sind nun die Gründe für diese Besonderheiten des migrantischen Engagements?

Ein Erklärungsansatz für das spezifische Engagementverhalten von Migrant(inn)en ergibt sich daraus, dass im Allgemeinen soziostrukturelle Merkmale und Lebensstile für die Beteiligungs- und Engagementpotenziale und -formen verschiedener gesellschaftlicher Gruppen ausschlaggebend sind (Gensicke/Picot/Geiss 2006, Jost 2007). Man kann sagen: Je höher die Bildung und der soziale Status, desto

eher engagiert man sich. Da die soziale Positionierung von Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland vor allem hinsichtlich ihres Bildungsstatus und ihrer Arbeitsmarktbeteiligung durchschnittlich schlechter ist als die der deutschen Bevölkerung, ist ihr Engagementpotenzial und -verhalten auch anders und zum Teil weniger ausgeprägt als dies in der Gesamtbevölkerung der Fall ist. Es lässt sich vermuten, dass das spezifisch „Migrantische“ an ihrem Engagementpotenzial und -verhalten und die spezifischen Zugangswege von Migrant/innen zum bürgerschaftlichen Engagement darüber hinaus wesentlich bestimmt werden durch das Ausmaß der

- kulturellen Integration (hinsichtlich der Sprache und Kenntnis kultureller Verhaltensweisen und Regeln),
- sozialen Integration (hinsichtlich der Interaktionsbeziehungen zur deutschen Bevölkerung) und
- emotionalen Integration (hinsichtlich ihres Zugehörigkeitsgefühls zur Aufnahmegesellschaft).

Die Erklärung des Engagements von Migrant(inn)en durch herkunftskulturelle Prägungen greift demnach zu kurz. Es ist vielmehr das Ausmaß der Integration in den verschiedenen Dimensionen, welches das Engagementverhalten und –potenzial wesentlich bestimmt.

3. Ergebnisse der Machbarkeitsstudie

Nun möchte ich zur Präsentation der Ergebnisse unserer Studie übergehen, die wir in Stadt und Kreis Offenbach durchgeführt und auf den Ebenen (a) des Individuums, (b) der Organisation und (c) des Netzwerks angesiedelt haben.

3.1 Anlässe, Zugangswege und Barrieren

Die Ergebnisse dieser Studie zeigen, dass es für Migrant(inn)en spezifische Anlässe zur Aufnahme eines Engagements gibt. Es wurde deutlich, dass für die Aufnahme eines Engagements vor allem

- Bedarfe aufgrund fehlender Angebote
- Übernahme von Verantwortung

für die Bildung und Erziehung von Kindern und Jugendlichen

- Ausübung von Religion
- Suche nach Geselligkeit und einem Stück Heimat
- Schaffung von Begegnungsmöglichkeiten für Frauen
- Erweiterung von gesellschaftlichen Beteiligungschancen für Migrant(inn)en sowie
- Interessenvertretung, die mit der eigenen Migrationssituation zusammenhängt

von großer Bedeutung sind, wobei der Migrant(en)status häufig Form und Inhalt des Engagements bestimmt.

Aus diesen Anlässen wird deutlich, dass viele ihr Engagement gerade aus der Motivation heraus aufnehmen, die Lebenslagen von Zugewanderten zu verbessern und ihre gesellschaftliche Teilhabe zu fördern. Darüber hinaus ergeben sich aus diesen Befunden Anhaltspunkte für eine geeignete Ansprache und Motivation von Migrant(inn)en. Hinsichtlich des Zugangs zum Engagement konnte ein „Königsweg“ identifiziert werden. Es hat sich gezeigt, dass der Weg der persönlichen Ansprache der geeignetste ist und dass diese am besten gelingt, wenn sie durch Bekannte der eigenen ethnischen Community oder Ausländervertretungen in den Kommunen oder Betrieben geschieht. Auch wo die Ansprache stattfindet, ist nicht unerheblich: Optimalerweise an Orten, an denen Migrant(inn)en zu einem Engagement durch die eigene Betroffenheit aktiviert werden können, wie Schulen und Kindergärten. Es gibt jedoch nicht nur Zugangswege, sondern auch massive Barrieren und Hemmnisse für Zugewanderte, sich zu engagieren. Diese betreffen hauptsächlich das Engagement in mehrheitsgesellschaftlichen Zusammenhängen und bestehen vor allem in den folgenden Punkten:

- Unkenntnis der Angebote, ein Grund hierfür ist:
- Eine fehlgerichtete Öffentlichkeitsarbeit, die die Migrant(inn)en kaum erreicht, zum Beispiel aufgrund fehlender herkunftssprachlicher Informationen.

- Darüber hinaus nehmen Migrant(inn)en deutsche Vereine häufig als „geschlossene Gemeinschaft“ wahr, in der sie sich unerwünscht fühlen.
- Viele deutsche Vereine wiederum fühlen sich von der Problematik nicht angesprochen, sehen sich selbst als offen für neue Mitglieder und halten daher neue Ansprachewege für unnötig.

Zudem ist Engagement in vielen Bereichen geprägt von bestimmten, soziokulturell eher homogenen Milieus, zu denen Migrant(inn)en nicht leicht Zugang finden. Als Beispiel sei hier das Engagement in freiwilligen Feuerwehren angeführt, in dem auch ein Akademiker schwer Fuß fassen könnte, obwohl seine soziokulturellen Merkmale für die Aufnahme eines Engagements „stimmen“.

3.2 Engagement – Kompetenzerwerb – Integration

Um die Bedeutung des freiwilligen Engagements für Integration zu erfassen, muss zunächst gefragt werden, was machen die Leute eigentlich im Rahmen des bürgerschaftlichen Engagements? Hier ein paar Antworten:

- freizeit-gestalterische und soziale Tätigkeiten (sonntägliches Frühstück, Ausflüge)
- kulturelle Tätigkeiten (Tanz, Musik, Literatur)
- informatorische Tätigkeiten (Informationsveranstaltungen)
- organisatorische Tätigkeiten (Veranstaltungsplanung und Festivitäten)
- politische Tätigkeiten (Interessenvertretung)
- Vermittlungstätigkeiten, Übersetzungen, Begleitungen
- Projektkonzeption

Diese breite Palette an Tätigkeiten ermöglicht es den Engagierten, eine Vielzahl von Kompetenzen in den fachlich-methodischen, sozialen und personalen Kompetenzdimensionen zu erlangen, wie beispielsweise

- Selbstbewusstsein
- Kommunikationsfähigkeit
- Interkulturelle Kompetenz
- Institutionenkenntnisse
- rechtliches Wissen

- politisches Wissen
 - Organisationsfähigkeit
- Wichtig ist dabei, dass die Engagierten diese Kompetenzen in Form eines handelnden Lernens erwerben, des „Learning by Doing“. Diese Lernform stellt eine wichtige Alternative zu schulischem Lernen oder dem Lernen am Arbeitsplatz dar.

Der Kompetenzerwerb lässt sich sehr gut in den vier Integrationsdimensionen abbilden:

- Hinsichtlich der kulturellen Dimension bietet Engagement Gelegenheiten für den Erwerb des nötigen (Alltags)Wissens, das Kennenlernen kultureller Konventionen, von Regeln und Fertigkeiten sowie zum Spracherwerb.
- Was die strukturelle Dimension angeht, kann das Erlernte ins Erwerbsleben transferiert werden und sich hier auf Ausbildung und berufliche Positionierung auswirken.
- In Bezug auf die soziale Integration liegt es auf der Hand, dass im Rahmen des Engagements Gelegenheiten für soziale Kontakte und Interaktionen mit Deutschen geschaffen werden.
- Für die emotionale Integration ist festzuhalten, dass durch die Übernahme von Verantwortung und der damit einhergehenden Anerkennung und Selbstwahrnehmung als Träger von nützlichen Ressourcen Zugehörigkeitsgefühle gestiftet werden können.

3.3 Rahmenbedingungen von Migrantenselbstorganisationen

Bisher habe ich mich der Rolle von Organisationen für den Einzelnen gewidmet, nun möchte ich mich mit den Organisationen an sich befassen. Hier hat unsere Studie in vielen Fällen unzufriedenstellende Rahmenbedingungen identifiziert, die sich wie eine veritable Mängelliste lesen. So leiden Migrantenselbstorganisationen häufig unter geringen finanziellen, personellen, räumlichen und Ausstattungsressourcen, was die Vereinsarbeit behindert und die Kommunikation sowohl innerhalb der Organisationen als auch zwischen ihnen und der Umwelt erschweren.

Das ist ein Grund dafür, dass hier große Schwierigkeiten bestehen, Mitglieder zu gewinnen. So äußerten denn auch viele Befragte große Schwierigkeiten hinsichtlich der Aufrechterhaltung bzw. des Ausbaus der Vereinsarbeit, da sie rein ehrenamtlich mit großem Zeitaufwand von wenigen Personen getragen wird. Diesen „Sisyphossen“ steht nur in den seltensten Fällen hauptamtliches Personal zur Seite. Damit fehlt es auch an den notwendigen Kompetenzen um Aktivitäten anzuschließen und durchzuführen. Für viele Migrantenselbstorganisationen gilt daher: Qualifizierung und Professionalisierung sind dringend notwendig, schlicht und einfach um die Läden am Laufen zu halten.

3.4 Vernetzung und Kooperation

Damit wären wir bei der Bedeutung von Vernetzung und Kooperation angelangt. Unsere Netzwerkanalyse konnte deutlich machen, dass Kontakte, Kooperationen und Netzwerkbeziehungen eine bedeutende Rolle im bürgerschaftlichen Engagement von Migrant(inn)en spielen. Durch solche Vernetzungsstrukturen können Migrantenselbstorganisationen u.a. auf vielfältige Ressourcen zugreifen: Vor allem Informationen, Zugang zu Räumlichkeiten, Hilfestellungen bei Vereinsgründung und -management, Zugang zu Projektgeldern, Hilfen bei der Planung und Durchführung von (gemeinsamen) Aktivitäten, Veranstaltungen und Festen. Leider bestehen für die Nutzung dieses wertvollen sozialen Kapitals oft erhebliche Barrieren. Insgesamt scheint dafür das Problem der sozialen Anerkennung verantwortlich, denn gegenüber einer besseren Vernetzung und insbesondere gegenüber der Öffnung hin zu deutschen Organisationen bestehen teilweise deutliche Barrieren, die vor allem auf gegenseitiger Unkenntnis und Vorurteilen und damit mangelnder Anerkennung beruhen.

Die Initiierung interkultureller Austauschprozesse zwischen Migrantenselbstorganisationen und -gruppen und aufnahmegesellschaftlichen Einrichtungen und Organisationen, die zu Vernetzungen und der Bündelung von Ressourcen führen,

ist daher dringend angezeigt. Für die Kooperation mit Migrantenorganisationen gilt es insbesondere, so hat sich im Rahmen unserer Forschungspraxis immer wieder gezeigt, folgende Aspekte bzw. Fragen zu berücksichtigen:

- Wozu soll die Kooperation genau dienen? Welches Ziel soll sie haben? Wer kann hierzu welche Ressourcen einbringen und was nützt es wem?
- Welche Ressourcen benötigen Migrantenorganisationen für die Kooperation (z. B. an Räumlichkeiten, Personal, Weiterbildung, ...)?

Noch wichtiger als diese konkrete Ziel- und Projektorientierung ist wahrscheinlich, dass die Kooperation von Anfang an auf Augenhöhe stattfinden muss. Die Migrantenorganisationen müssen also als gleichberechtigte Partner schon bei der Projektplanung, -konzeption und -antragstellung eingebunden sein.

4. Zusammenfassung

Es sollte bis hierher deutlich geworden sein, dass das Interesse, die eigenen Verhältnisse zu verbessern, bei der Bevölkerung mit Migrationshintergrund vorhanden ist. Genauso deutlich sollte aber

geworden sein, dass Förderung unerlässlich ist! Aus den Ergebnissen unserer Studie geht hervor, dass man hierbei auf drei Ebenen ansetzen muss:

- Auf der Ebene des Einzelnen durch eine gezielte und geeignete Ansprache,
- Auf der Ebene der Vereine und Organisationen durch die Schaffung geeigneter Rahmenbedingungen und
- Auf der Ebene der Vernetzung und des interkulturellen Austauschs durch die Schaffung von Begegnungsmöglichkeiten und soziale Anerkennung.

Vor allem für den letzten Punkt kommt den Kommunen eine wichtige Bedeutung zu. Sie verfügen über einen Überblick über bestehende Vereine und Netzwerke und können über geeignete Maßnahmen Vernetzung und Kontakte initiieren, beispielsweise Tandemprojekte zwischen mehrheitsgesellschaftlichen und Migrantenselbstorganisationen. Über diese drei Ebenen hinaus ist es wichtig, im Auge zu behalten, dass Förderung immer auf einen konkreten Rahmen bezogen und passgenau auf spezifische Menschen mit spezifischen Bedürfnissen abgestimmt sein muss.

Ideallösungen gibt es in diesem Bereich nicht. Das bürgerschaftliche Engagement von Migranten hat ein enormes Potential, wichtige Kompetenzen zu entwickeln, die die Grundlage für nachhaltige Integration darstellen. Um dieses Potential zu nutzen, kommt es darauf an, sich die aktuelle symbolische Aufladung zu Nutze zu machen, um genannte Strukturprobleme anzugehen. Es gilt also anzupacken.

Die vorgestellte Studie ist Bestandteil des Programmbereiches Lernen im sozialen Umfeld (LisU) im Forschungs- und Entwicklungsprogramm „Lernkultur Kompetenzentwicklung“. Das Programm wird gefördert aus Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung sowie aus Mitteln des Europäischen Sozialfonds. Der Arbeitsgemeinschaft Betriebliche Weiterbildungsforschung e.V. (ABWF)/Projekt Qualifikations-Entwicklungs-Management (QUEM) ist die Durchführung des komplexen Programmmanagements übertragen worden. Der Download der Studie ist unter www.inbas-sozialforschung.de möglich

Vorstellung des Afrikanischen Elternvereins Aachen

Jean Bizimana, Afrikanischer Elternverein, Aachen



Jean Bizimana

Der Afrikanische Elternverein e.V. ist ein gemeinnütziger eingetragener Verein zur Unterstützung und Integration afrikanischer Kinder, Jugendlicher und deren Familien. Neben den satzungsmäßigen Vereinsorganen (Mitgliederversammlung und Vorstand) hat der AEV e.V. einen Beirat eingerichtet, der den Verein fachlich unterstützt. Die Motivation für die Gründung des Vereins war hauptsächlich die Suche nach einer Verbesserung der damals beunruhigenden sozialen und schulischen Situation der afrikanischen Kinder. Darüber hinaus war die Pflege der Herkunftskultur ein wichtiges Anliegen des Vereins.

Die Handlungsfelder des Afrikanischen Elternvereins e.V. lassen sich in folgenden Bereichen einordnen: Elternarbeit, Schule, Ausbildung und Beruf, Freizeitgestaltung, Sozialisation, Integrationsarbeit und interkulturelle Verständigung. Der Verein behandelt Themen der Kooperation Nord-Süd und fördert den Dialog zwischen den Kulturen. Er setzt sich gegen Gewalt und Diskriminierung jeder Art ein und fördert Gleichberechtigung von Mädchen und Jungen sowie von Frauen und Männern. Der Verein berät staatliche Institutionen sowie nichtstaatliche Organisationen, private Unternehmen und Einzelpersonen im interkulturellen Bereich.

Die Aktivitäten des Vereins/ Bürgerschaftliches Engagement

Die Aktivitäten des Vereins in den oben genannten Arbeitsfeldern werden hauptsächlich auf ehrenamtlicher Basis durchgeführt. Über Projekte werden Integrationsmaßnahmen, interkulturelle Begegnung oder eine Jugendwerkstatt durchgeführt. Gefördert werden diese Projekte vom Ministerium für Generationen, Familien, Frauen und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen. Die ausführliche Beschreibung einzelner Maßnahmen ist auf der offiziellen Website des Vereins zu finden: www.afrikanischer-elternverein.org/ Es geht u.a. um Orientierung und Hilfeleistung zur Bewältigung von Alltagsproblemen von MigrantInnen unterschiedlicher Nationalitäten, interkulturelle Veranstaltungen, Qualifizierungsmaßnahmen im EDV-Bereich und Sprach- und Bewerbungstraining. Kinderbetreuung und Hausaufgabenhilfe werden ebenfalls angeboten. Im Rahmen des vor kurzem gestarteten Projektes werden Organisationen von MigrantInnen dabei unterstützt, ihre Arbeit professioneller zu gestalten und sich zu vernetzen. Die Arbeit mit Eltern und ihre Sensibilisierung zum bürgerschaftlichen Engagement gehört ebenfalls zu den wichtigsten Themen.

Netzwerkarbeit und Partnerschaften

Der Afrikanische Elternverein (AEV) e.V. unterhält eine enge Zusammenarbeit mit dem Caritasverband Aachen, der die erforderliche Infrastruktur für die Projektarbeit zur Verfügung stellt. AEV e.V. ist Mitglied im Elternnetzwerk NRW und im Netzwerk „Integration Regio Aachen“. Er ist Mitgründer des Netzwerks „Migrantenselbstorganisationen Aachen“ und des AfrikaForums. Er stellt seine Erfahrung anderen Vereinen zur Verfügung und gewinnt durch die Netzwerkarbeit neue Partner. Der Afrikanische Elternverein e.V. ist ebenfalls Mitglied des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes NRW und genießt dadurch viele Vorteile für

seine Arbeit. Die Zusammenarbeit mit anderen Migrantenselbstorganisationen (zum Beispiel mit Eurotürk e.V. im Rahmen des Projektes „Sprachlotsen“) ist für AEV e.V. von großer Bedeutung.

Lage der Migrantenselbstorganisationen in Aachen hinsichtlich des bürgerschaftlichen/ehrenamtlichen Engagements:

Viele Migrantenselbstorganisationen wurden vor allem zur Pflege und Wahrung der eigenen Kultur und Identität sowie zur Anpassung bzw. Integration in der Mehrheitsgesellschaft gegründet. Die anderen Migrantenselbstorganisationen (MSO) in Aachen arbeiten alle ebenfalls ehrenamtlich. Das Ehrenamt stößt aber mit der Zeit aufgrund des Arbeitsumfangs und der qualitativen Erfordernisse an seine Grenzen. Die MSO brauchen Unterstützung, um professioneller und fachgerechter arbeiten zu können. Durch das bürgerschaftliche Engagement von MSO profitiert die gesamte Gesellschaft. Deshalb sollten Bund und Länder ihre Unterstützung erhöhen. In Aachen werden immer mehr Migrantenselbstorganisationen gegründet, jedoch weisen auch sie ähnliche Probleme und Defizite auf wie die älteren Organisationen. Der neue Trend in Aachen ist der Wille zum Zusammenschluss von MSO, um ihre Kräfte zu bündeln und Ressourcen sowie Potentiale auszubauen und nutzbar zu machen. So wurde im August diesen Jahres ein Netzwerk der MSO in Aachen und Umgebung gegründet. Kurz davor war das AfrikaForum gegründet worden, das mehreren afrikanischen Selbstorganisationen hilft, die Zusammenarbeit auf Lokal- und Landesebene zu stärken und eine Plattform für spezifische Entwicklungsprobleme einzurichten. Die beiden Netzwerke erarbeiten Grundlagen für eine bessere Zusammenarbeit und die Förderung durch die Kommunalverwaltung und die Landesregierung NRW. Bei diesem Prozess wirkt der Afrikanische Elternverein e.V. mit. Einige MSO haben eine Mitgliedschaft im Netzwerk „Integration Regio

Aachen“ erworben mit dem Ziel ihre Stimmen verständlicher und ihre Angebote besser bekannt zu machen.

Voraussetzungen für den Ausbau von Potentialen

Um beste Voraussetzungen für effektive Vereinsarbeit zu schaffen, sollten folgende Gesichtspunkte berücksichtigt werden:

- Die Qualifizierung von VereinsmitarbeiterInnen für eine professionelle Arbeit einschließlich Öffentlichkeits- und Lobbyarbeit
- Netzwerkarbeit um vorhandene Ressourcen und Potentiale nützlich zu machen sowie Kooperationspartner zu gewinnen
- Ausbildung von MultiplikatorInnen, um mehr hilfebedürftige Menschen zu erreichen und leichter Kenntnisse zu vermitteln
- Die Erneuerung bzw. Anpassung der Vereinsstrukturen und Zielsetzung sind für viele Vereine sehr notwendig. Zum Beispiel musste AEV e.V. seine Satzung neu formulieren, um den Zweck, die Ziele und die Vereinsorgane anzupassen.

Rahmenbedingungen

- Fast alle Migrantenselbstorganisationen verfügen über keine angemessene Infrastruktur für ihre Arbeit. Es ist notwendig, ihnen die Schaffung von Räumlichkeiten und adäquaten Ausstattungsgegenständen zu ermöglichen.
- Viele Migrantenselbstorganisationen sind nicht in der Lage hauptamtliche Mitarbeiter einzustellen. Ihnen fehlen die finanziellen Mittel um qualifiziertes Personal zu beschäftigen.
- Viele ehrenamtliche Arbeitskräfte, die in Vereinen tätig sind, müssen aufgrund ihrer Defizite weitergebildet werden.
- Es fällt sehr schwer, Kontakte mit hiesigen Organisationen herzustellen. Interkulturelle Öffnung von Organisationen und Institutionen der Mehrheitsgesellschaft ist deshalb eine unabdingbare Voraussetzung für den Erfolg der Arbeit der Migrantenselbstorganisationen.

Die Gründung des Deutsch-Afghanischen Flüchtlingshilfevereins (DAFV e.V.)

Jama Maqsudi, Deutsch-Afghanischer Flüchtlingshilfeverein (DAFV) e.V., Stuttgart



Jama Maqsudi

Die Frage der Migrantenselbstorganisation und die Motivation zu dieser Arbeit ist eine immer wiederkehrende Fragestellung. Eine Organisation zu gründen, geht oft auf eine emotionale Begegnung oder Betroffenheit oder auch auf ein in die Zukunft gerichtetes Ziel zurück. Die Gründung des DAFV geht auf eine emotionale Begegnung und Betroffenheit in Pakistan im Jahre 1994 zurück, als ich meine Geschwister, die als Flüchtlinge in der Nordwestprovinz von Pakistan in der Stadt Peshawar gelebt haben, besuchte. Beim Gang durch den Basar sah ich ein hungerndes afghanisches Kind auf der Straße. Dieses Kind nahm aus dem Abfalleimer eines Restaurants die Hühnerknochen heraus und kaute an den Knochen. Sehr lange hat dieses Erlebnis mich begleitet, nein geradezu verfolgt. In Deutschland war ich während des Studiums mit einigen Freunden und Kommilitonen an entwicklungspolitischen Themen sehr interessiert und in verschiedenen Arbeitsgruppen aktiv. Ich rief einen der guten Freunde an und schilderte meine schlimmen Erlebnisse in den Flüchtlingslagern Pakistans. So entstand der Gedanke, einen Verein zu gründen, damit wir eine nachhaltige Hilfe ermöglichen können. Um einen Verein zu gründen, braucht man einige Informationen über das

Vereinsrecht und die Gemeinnützigkeit im Sinne der Mildtätigkeit. Einfacher wird es, wenn man während des Studiums nicht nur studierte, sondern sich auch politisch und sozial engagiert hat. Dies war bei uns der Fall.

Anfang der 70-er Jahre kam ich nach Deutschland und bekam so die letzten Züge der 68-er Bewegung mit. Damals engagierte ich mich in verschiedenen studentischen Organisationen. Das war die erste Erfahrung für mich, sich in einem Land ohne Angst politisch engagieren zu können. Diese Möglichkeiten gab es in Afghanistan nicht. Ich fühlte mich wie ein Durstiger, der plötzlich Limonade zum Trinken bekam.

Engagement für Afghanistan

Die ersten Gedanken waren, etwas für die Ausbildung der Kinder zu tun, um dem Land auch für die Zukunft eine Perspektive zu geben. Die Realität hat uns allerdings gezeigt, dass der gute Wille einiger hoffnungsvoller Mitstreiter allein nicht ausreicht, um viele Menschen zu überzeugen, uns mit einer Spende zu helfen. Wir haben uns sehr bemüht, durch Kulturveranstaltungen und Vorträge zu Geld zu kommen, um eine Schule aufzubauen. Leider konnten wir nicht ausreichend Spenden sammeln, um dieses Vorhaben zu verwirklichen. Aus diesem Grund haben wir uns entschlossen, eine Gesundheitsstation in einem Flüchtlingslager in Peshawar aufzubauen. Die Kosten für eine ambulante medizinische Versorgung waren kalkulierbar.

Der Gründungsprozess des Vereins dauerte von 1995 bis 1996. 1997 bauten wir die Krankenstation in Peshawar auf, dort arbeiteten eine Ärztin und ein Arzt, ein Laborant und ein Hausmeister. Die Basisgesundheitsstation arbeitete bis zum Jahr 2004. Seit 2006 engagiert sich der DAFV in Afghanistan und hilft aktiv, den zivilen Aufbau des Landes mit zwei Kindergärten und einer Basisgesundheitsstation zu unterstützen.

Durch unsere Basisgesundheitsstation bekommen 15.000 Menschen eine medizinische Versorgung und in unseren beiden Kindergärten bekommen 100 Kinder nach einem vom DAFV entwickelten Konzept eine gute Erziehung und Betreuung. Die Arbeit läuft sehr gut und durch meine Reisen nach Afghanistan bekomme ich auch mit, wie diese Arbeit von den Betroffenen positiv wahrgenommen wird. Die Nachfrage nach mehr wird immer lauter.

Das ist die eine Seite der Medaille, die andere Seite ist die zunehmende Sorge um die finanzielle Situation. Jedes Jahr Tag für Tag den Spenden hinterher zu laufen ist sehr schwer. Es ist nicht einfach für einen kleinen Verein wie den unsrigen, im Jahr 20.000 Euro zu sammeln. Um eine institutionelle Unterstützung zu bekommen, müsste man erst jemanden einstellen, um Statistiken zu führen und Anträge zu stellen usw. Dies würde unser bescheidenes Budget zu sehr belasten. Die GTZ unterstützt keine laufenden Programme und Projekte, es müssen nach ihrer Definition neue oder zusätzliche Maßnahmen sein. Sie fördert auch die Weiter- und Fortbildung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Projekten. Zusammengefasst: Es ist wichtig, sich als Migrant zu organisieren und Menschen, die sich für die gleiche Sache interessieren, zu finden, um dadurch einen besseren Wirkungsgrad für die Arbeit zu erreichen. Wichtig ist auch die Vernetzung der Organisationen. Damit das Rad nicht neu erfunden werden muss und durch die gemachten Erfahrungen anderer die Arbeit leichter wird, ist eine Zusammenarbeit notwendig. Niemand konnte sich vor 25 Jahren vorstellen, dass wir uns heute über Zuwanderung und Integration bzw. Partizipation in dieser Form auseinandersetzen. Dies ist die unermüdliche Arbeit vieler in den 70-er bis 90-er Jahren gewesen. Die Karawane macht nicht halt. Langsam, aber stetig müssen wir einer gerechteren Gesellschaft und Welt näher kommen.

Bürgerschaftliches Engagement von Migrantenvereinen

Florin Zaheu, Deutsch-Rumänisches Forum e.V., Stuttgart



Florin Zaheu

Welche Änderungen sind seitens der Kommunen notwendig?

Allgemeine Anerkennung:

- Die Arbeit der Migrantenvereine als ehrenamtliche, wertvolle Sozial- und Integrationsarbeit anerkennen und dementsprechend auch fördern.
- Durch Anerkennung sollen die Akzeptanz bei den Mehrheitsgesellschaftsvereinen gefördert werden und Kooperationen ermöglicht werden.
- Durch Anerkennung soll die ehrenamtliche Arbeit der Migrantenvereine auch gegenüber den eigenen Landsleuten ins richtige Licht gerückt werden und somit die Community an die Vereine gebunden werden.

Ehrenamt:

- Ehrenamts-Institutionen sollen mehr Dialog/Kooperation mit Migrantenorganisationen pflegen.
- Migrantenvereine sollen in der „Ehrenamtskartei“ aufgenommen werden.
- Die Möglichkeiten der ehrenamtlichen Arbeit in Migrantenkreisen bekannt machen.
- Anerkennung für interkulturelle Migrantenvereinsarbeit pflegen.
- Wohlfahrtsverbände sollen gezielt Kooperation mit Migrantenvereinen suchen.

Änderung der Kulturförderung:

- Die Vereine sollen in der Lage sein, langfristig zu planen. Die Vereine sollen regelmäßig unterstützt werden, um dauerhafte Kooperationen mit Mehrheitsgesellschaftsvereinen zu ermöglichen.
- Qualifizierung von Vorständen im Vereinsmanagement fördern.
- Qualifikationskurse und Projekte der Migrantenvereine fördern.
- Die Migrantenvereine sind Lernort für den Erwerb vielfältiger Kompetenzen und auch ein Übungsort für die erworbenen Kompetenzen, die sehr oft, auch von Frauen und Jugendlichen, genutzt werden.

„Migranten-Mitbürgern“ Partizipation ermöglichen:

- Akzeptanz gegenüber „Migranten-Mitbürgern“, die sich in verschiedenen Gremien einsetzen möchten, um so die Partizipation an der Gesellschaft zu ermöglichen.
- Partizipation von Migranten fördern, unabhängig von der Staatsbürgerschaft, in Gremien, die den Haushalt der Kommune entscheiden.
- Förderung der Muttersprachen in verschiedenen Behördengängen, Broschüren usw. und kulturelle

Vielfalt als Chance sehen in Kommunen am Beispiel von Unternehmen.

- Ethnische Ökonomien (Lebenswelten) erforschen, nach Impulsen suchen und sie in der kommunalen Lebenswelt zielgerichtet und mit interkultureller Kompetenz einsetzen.

Engagement der einzelnen Gruppen:

Migrantenvereine sind nicht in dem Maße organisiert, so wie auch die politischen Parteien keine absolute Mehrheit in der Bevölkerung erreichen. Deswegen ist die Mitgliederzahl der Vereine oder die Größe der Community nicht wichtig, sondern das Engagement der einzelnen Gruppen.

- Kleine und große Vereine/Communities sollen je nach Bedarf und Verlangen gefördert werden.
- Förderung von Migrantenorganisations-Dachverbänden und sie als Kommunikations-Plattform im bundesweiten Dialog mit der jeweiligen Community nutzen.

Gemeinwesenwichtige Räume öffnen:

- Öffentliche Räume, die dem Gemeinwesen wichtig sind, für Interkulturvereine bereitstellen.
- Programme der Kulturinstitutionen





mit Einflüssen aus den Herkunftskulturen der Migranten-Communities bereichern.

- Interkulturelle Sensibilität in Förderung von Kunst- und Kulturprogrammen mit einbeziehen.

Medien:

- Medien sollen mehr berichten über die vielfältige, ehrenamtliche Arbeit von Migrantenvereinen, um die Mehrheitsgesellschaft bezüglich dieser wertvollen Selbstintegrationsarbeit zu sensibilisieren.
- Förderung von Medienprojekten, die die interkulturelle Arbeit regelmäßig präsentieren.

Welche Änderungen sind auf Seiten der Vereine notwendig?

Allgemein:

- Ziele der Vereine regelmäßig neu ordnen.
- Die Ziele der Vereine klar darstellen und an neueste Entwicklungen anpassen.
- Zielorientierte Aktionen durchführen.
- Interne Diskussionen in Vereinen führen über die Abkapselung der Vereinsarbeit gegenüber der Mehrheitsgesellschaft und auch

über die multiethnische Gesellschaft.

Verbindung mit der Heimat:

- Die Verbindung mit der Heimat aufbauen und intensivieren.
- Finanzielle Unterstützung aus der Heimat fördern z.B. via Konsulaten und Botschaften, und im Rahmen zwischenstaatlicher Kooperationen verwirklichen.
- Auch durch Verbindung mit der Heimat Kooperationen mit Hilfe europäischer Fonds für Projekte in Deutschland werben.

Bildung:

- Allgemeine Bildung in der eigenen Community fördern und die Angebote der Kommunen bekannt machen.
- Bildung von Gesamtvorständen und aktiver Mitglieder im Bereich Vereinsmanagement.
- Die Vereine als Lernort für den Erwerb vielfältiger Kompetenzen und auch als ein Testort für die erworbenen Kompetenzen nutzen und aufbauen.

Kulturelle Beziehungen mit den ansässigen Kultureinrichtungen.

- Kooperationen schaffen zwischen den Kultureinrichtungen, die die Migrantenkulturen vor Ort fördern.
- Die Community regelmäßig informieren über das Programm dieser Kultureinrichtungen und dessen Veranstaltungen als Multiplikatoren unterstützen, um es so zu weiteren Aktivitäten zu animieren.

Ehrenamt:

- Migrantenvereine sollen sich auch in traditionelle Ehrenamtsvereine einbeziehen lassen z.B. Feuerwehr, Rotes Kreuz usw. und dadurch auch Organisations- und Selbstverwaltungs-Kompetenzen gewinnen.
- Ermutigung in eigenen Kreisen, sich ehrenamtlich zu bilden und zu engagieren.

Generationsprobleme lösen:

- Generationswechsel in Vorständen vornehmen oder jüngere gut ausgebildete Migranten mit einbeziehen.
- Verkrustung in Vorständen sprengen und die Generationsprobleme im Vereinsvorstand lösen.
- Einführung von Jugend- und Frauenquoten in den Vorständen.

Fachforum 8: Interkulturelle Bildung im ländlichen Raum und in Regionen mit niedrigem Migrantenanteil

Die Auseinandersetzung mit integrationspolitischen Themen und interkulturellen Projekten geht meist von der Situation in größeren Städten und Ballungsräumen in den westlichen Bundesländern mit einem hohen Anteil von Migrantinnen und Migranten aus. Wie sieht erfolgreiche interkulturelle Bildung und Teilhabe in Regionen mit niedrigem Migrantenanteil aus? Welche Ansätze erfordert die Situation in den östlichen Bundesländern?

Einführung und Moderation:
Dr. Mehmet Albek,
Türkischer Bund Berlin-Brandenburg

Beiträge:
Susanne Theilmann,
RAA Mecklenburg-Vorpommern
Katja Worch,
RAA Brandenburg/Demokratie und
Integration Brandenburg e.V., Potsdam

Ursula Albuschkat,
Kreisjugendring Forchheim
Irina Holzmann,
Selbsthilfegruppe „Kontakt“ e.V.
Eberswalde

Interkulturelle Bildung in Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern – Ein Einblick

**Susanne Theilmann, RAA Mecklenburg-Vorpommern/Katja Worch, RAA
Brandenburg/Demokratie und Integration Brandenburg e.V., Potsdam**

Interkulturelle Bildung wird als pädagogische Reaktion und Notwendigkeit auf die gesellschaftlichen Entwicklungen in Deutschland verhandelt. Hinter dieser Argumentation steht die Tatsache einer heterogenen Gesellschaft, die als selbstverständlich für die gesamtdeutsche Gesellschaft angenommen wird. Der entsprechende Handlungsbedarf scheint am häufigsten im Kontext von Migration aufzutauchen und wird hauptsächlich auch aus diesem heraus argumentiert. Fachdiskurse, bildungspolitische Programme, aktuelle Gesellschaftspolitik, aber auch die für die fachpraktische Umsetzung verantwortlichen Organisationen haben dabei fast ausschließlich die Bedürfnisse in Regionen im Blick, in denen sich die Bevölkerungsstruktur u.a. durch die Tatsache von Migration und unterschiedlichen Lebensentwürfen verändert hat. Diese Argumentation und die vor diesem Hintergrund entwickelten Ansätze interkultureller Bildung und Kompetenzvermittlung greifen jedoch sehr häufig zu kurz in ländlichen und/oder ostdeutschen Regionen – Regionen also, in denen gesellschaftliche Heterogenität für die Menschen häufig nicht offenkundig oder als solche wahrnehmbar ist, die Lebensreali-

täten vordergründig kaum tangiert und als relevantes eigenes Thema kaum definiert wird. Dennoch: Interkulturelle Bildung findet unabhängig von diesen Bedingungen auch in ländlichen Regionen sowie in den ostdeutschen Bundesländern Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern statt. Die Spannweite der Ansprüche, Ansätze und Formen der Angebote sowie die Ansprüche und Erwartungshaltung der Nachfragen sind hierbei außerordentlich groß und unübersichtlich. Der Kern der meisten Anfragen besteht in der Problemorientierung bzw. der Erwartung einer Problemlösung oder dem Wunsch nach Begegnung mit „anderen Kulturen“. Dementsprechend wird interkulturelle Bildung häufig im Zusammenhang der Prävention und Krisenintervention gegen Rechtsextremismus oder bei vermeintlich oder realen interkulturellen Konflikten zwischen Lehrkräften und Schülerinnen oder Schülern mit Migrationshintergrund praktiziert. Es gibt aber auch vereinzelt das Interesse an Veranstaltungen, in denen die Auseinandersetzung mit eigenen Vorurteilen und der gesellschaftlichen Verantwortung im Vordergrund steht. Auf bildungspolitischer Ebene sind in Brandenburg und Mecklenburg-

Vorpommern zum Teil ambitionierte Richtlinien und Empfehlungen zu interkultureller Bildung in Bildungseinrichtungen zu finden, deren Qualität und Umsetzung in der Praxis jedoch in beiden Bundesländern noch zu prüfen ist. Tatsache ist, dass interkulturelle Bildung als Querschnittsaufgabe und damit integraler Bestandteil der pädagogischen Alltagspraxis bisher insbesondere von Fachkräften der (sozial-) pädagogischen Arbeit und Lehrkräften nur sehr unzureichend als solche wahrgenommen wird. Vor diesem Hintergrund ist die Thematik nur selten in den Konzeptionen der Bildungseinrichtungen verankert. Dementsprechend haben Angebote unter dem Titel interkultureller Bildung häufig Event-Charakter, besitzen keine Kontinuität und sind konzeptionell oftmals weder nachhaltig, noch ausgereift. Insgesamt wird die Thematik vor allem in kurzzeitigen Projekten und Aktionen aufgegriffen. Angebote haben darüber hinaus in ihrer inhaltlichen Ausrichtung häufig entweder zu hohe reflexive Ansprüche an eine Auseinandersetzung, die an den Bedürfnissen und Realitäten der Zielgruppe vorbei gehen oder sie entsprechen im Gegensatz dazu einer kulturalisierenden Praxis.



Susanne Theilmann und Katja Worch

Ausgehend von unserem Verständnis interkultureller Bildungsarbeit und den Erfahrungen unserer praktischen Arbeit, möchten wir im Folgenden einige Herausforderungen, vor denen bildungsbezogene Arbeit in den beiden Bundesländern gegenwärtig steht, aufzeigen und einige Konsequenzen hinsichtlich einer angemessenen Bildungsarbeit und pädagogischen Arbeit in den ostdeutschen Bundesländern, die vorwiegend ländlich geprägt sind, benennen. In den bisherigen Ausgangsüberlegungen und der kritischen Betrachtung der bestehenden Praxis, auch der eigenen, werden einige Dimensionen bereits angedeutet.

Interkulturelle Bildung verstehen wir insbesondere als reflexive Bildung, die den Anspruch formuliert, diversitäts- und vorurteilsbewusst zu sein, soziale und kulturelle Heterogenität thematisieren sowie gesellschaftliche Ungleichheits- und Machtverhältnisse hinterfragen muss. Sie soll gleichzeitig auch handlungsorientierte Reflexion bieten, wie mit Heterogenität sowie den Ungleichheitsverhältnissen auf individueller, institutioneller und gesellschaftlicher Ebene umgegangen werden kann.

Ausgangspunkt unserer konkreten Arbeit sind jedoch die Menschen vor Ort. Sie haben sehr unterschiedliche Ausgangspunkte, Erfahrungen und Einstellungen, aus denen sich ebenfalls sehr unterschiedliche Teilhabechancen und gesellschaftliche Handlungsräume ergeben. Das Einschließen der Alltagserfahrungen, das Eingehen auf die Lebensrealitäten und Bedarfe der Menschen ist trotz unserer Ansprüche das wichtigste Gebot. Damit stehen wir aber sehr schnell an den Grenzen einer komplizierten und mit Widersprüchen geladenen Praxis, die sich neben den strukturel-

len Bedingungen auch aus dem Unterschied zwischen Bedürfnislage und fachlichem Anspruch ergibt. Die Frage nach der Angemessenheit interkultureller Bildung und pädagogischer Arbeit muss deshalb immer auch mit der Betrachtung der (bildungs-) politischen und gesellschaftlichen Situation in den jeweiligen Regionen einhergehen. Besonders die ländlichen Regionen Mecklenburg-Vorpommerns und Brandenburgs, aber nicht nur sie, sind vom Strukturabbau der letzten Jahre, der Abwanderung von (jungen) Menschen und hoher Arbeitslosigkeit geprägt. Diese gesellschaftlichen Entwicklungen spiegeln sich auch im Bildungsbereich wider. Der Schulalltag ist seit Jahren von Schulschließungen, Zusammenlegungen von Schulen sowie der Auflösung von Kollegien geprägt. Damit verbunden ist eine Planungsunsicherheit und Diskontinuität im schulischen Personalbereich sowie die Unsicherheit und Frustration über das Bildungssystem. Der außerschulische pädagogische Bereich zeichnet sich entsprechend dem Strukturabbau durch immer weniger werdende Angebote und durch prekäre und schlecht bezahlte Beschäftigungsverhältnisse in der Jugend- und Sozialarbeit aus. Insbesondere dort wo Sport- und Freizeitangebote fehlen, versuchen mittlerweile die NPD oder rechtsextreme Gruppen Angebote vorzuhalten. Viele Biographien von Menschen und Familien sind seit der Wende von Wanderungsentscheidungen (freiwillig oder unfreiwillig, dauerhaft oder zeitweise) zum Zweck der Arbeitssuche geprägt oder aber von Lebensverhältnissen ohne Arbeit und Anerkennung. Gleichzeitig gibt es eine hohe Verbundenheit mit den Regionen und ein breites Engagement vie-

ler Menschen in Netzwerken gegen Rechtsextremismus. Als Vorreiter für die langjährige Entwicklung zivilgesellschaftlichen Engagements und Strukturen tut sich Brandenburg hervor. Daneben gibt es wenig oder kaum Migrantinnen und Migranten bei gleichzeitig hohen Ressentiments und rassistischen Einstellungspotenzialen. Die punktuelle Dominanz rechter Alltagskultur sowie des bürgerschaftlichen Engagements der NPD ist wiederum vor allem in ländlichen Regionen wahrnehmbar.

Vor diesem gesellschaftlichen Hintergrund stellt sich nicht nur die Frage der Relevanz von interkultureller Bildungsarbeit sondern grundsätzlich von Bildung und Chancengleichheit. Soll interkulturelle Arbeit nicht nur Symbolpädagogik sein, muss sie wie jegliche pädagogische Arbeit vor allem kontinuierlich und ergebnisorientiert erfolgen. D.h. sie kann nicht vorrangig Projektziele verfolgen und auf eine Funktion der Problemlösung verkürzt werden. Sie muss vor Ort durch verlässliche Partner stattfinden und den Fachkräften mit den strukturellen Bedingungen der Arbeit (Einbindung, Kontinuität, Bezahlung) sowohl eine fachliche als auch eine persönliche Perspektive bieten. Dafür sind grundsätzlich, strukturelle Entwicklungen nötig, die auf politischer Ebene eine entsprechende Willensbildung und -bekundung brauchen, die in verbindlichen Handlungszielen und ebenso verbindlichen Haushaltstiteln resultieren und damit nachhaltige Strukturen – nicht nur temporär begrenzte Modellprojekte – schaffen. Eine wesentliche Aufgabe kommt damit auch dem Fachdiskurs zu, der den Bedingungen und Lebensrealitäten in ostdeutschen Bundesländern und ländlichen Regionen Rechnung tragen sollte, um nicht nur fachlichen Hintergrund zu bieten, sondern einen Transfer zwischen Theorie, Praxis und Politik voranzutreiben. Unabdingbar liegt hier auch eine Verantwortung von Fachkräften interkultureller Bildung vor Ort, die Diskurse zurück in die Politik und Gesellschaft zu geben und anwaltlich für ihren professionellen Auftrag und die Bedingungen der Umsetzung einzustehen.

Das Fachforum gab die Empfehlung ab, dass der nächste Bundesfachkongress Interkultur in einem der ostdeutschen Bundesländer stattfinden sollte.

Fachforum 9: Interkulturelles Musikleben in Deutschland am Beispiel der Populären Musik

Welche Programme gibt es zur Förderung der Teilhabe von Migrantinnen und Migranten an der Populären Musik? Inwieweit hat die Musikpädagogenausbildung auf die veränderte Zusammensetzung der Schülerschaft reagiert? Spiegelt sich die kulturelle Vielfalt der Gesellschaft in den Angeboten der Musikschulen und bei öffentlich geförderten Konzerten? Welchen Stellenwert haben in Deutschland entstehende Crossover-Projekte?

Moderation:

Tobias Mayer,
Musikchef radiomultikulti, RBB

Beiträge:

Dr. Wolfgang Bender,
Geschäftsführer des Zentrums für
Weltmusik, Universität Hildesheim
Prof. Dr. Udo Dahmen,
Künstlerischer Leiter Popakademie

Baden Württemberg, Vizepräsident
des Deutschen Musikrates
Mehmet Ergin,
Musiker, Komponist und Produzent,
Hamburg

Zusammenfassung des Fachforums

Basti Hofmann, Arbeitsgemeinschaft creole – Weltmusik aus Deutschland, Berlin



Basti Hofmann

Das Fachforum hat sich grundsätzlich mit der Populären Musik beschäftigt und dabei eingangs auch kurz deren Definition thematisiert. Der Begriff Populäre Musik subsummiert alle Stilrichtungen von Mainstream Pop über Reggae und HipHop bis hin zu Hardcore und Deathmetal, in Abgrenzung zu Volksmusik und Kunstmusik (oftmals als Klassik oder Ernste Musik bezeichnet). Das gleiche, erfuhren wir von Prof. Dr. Dahmen, gilt auch für die Popakademie, wobei hier auch noch volkstümliche Musik und Schlager ausgeschlossen werden.

Während des Fachforums hat sich ein sehr starker Schwerpunkt auf die musikalische Bildungsarbeit ergeben. Als Resümee für diesen Bereich bleibt festzuhalten, dass die Situation in Deutschland sehr schlecht ist und die uneingeschränkte Dominanz der klassischen Musik, die nicht nur in den Schulen, sondern nach wie vor auch in der Pädagogenausbildung vorherrscht, völlig veraltet ist und an jeder gesellschaftlichen Realität vorbeigeht. Desweiteren wurde herausgearbeitet, dass die Teilhabe oder der Zugang zu eigener musikalischer Betätigung weniger ein Problem des Migrationshintergrundes ist als vielmehr ein Milieu- bzw. Schichtenproblem. Kinder aus den gleichen Milieus haben es in etwa gleich schwer oder leicht diesen Zugang zu erlangen, egal ob mit oder ohne Migrationshintergrund. Extrem erleichtert wird der Zugang im Allgemeinen durch die Beschäftigung mit Populärer Musik. Hieraus ergab sich die vielleicht wichtigste Feststellung, dass die Populäre Musik für die Kinder und Jugendlichen in Deutschland genau die gleiche ist, egal welchen Herkunftshintergrund sie haben. Udo Dahmen erzählte aus der Praxis, dass z.B. türkische Jugendliche an der Hauptschule in Mannheim mit einer Saz genauso

wenig zu tun haben wie ihre deutschen Kollegen mit einer Zither. Auch Mehmet Ergin, der mit 6 Jahren aus Istanbul nach Deutschland immigrierte, bestätigte aus seiner eigenen Erfahrung, dass in seiner Jugend und musikalischen Sozialisation die damals aktuelle Populäre Musik wie die Rolling Stones und Led Zeppelin wichtig waren und er sich keineswegs mit türkischer oder orientalischer Musik auseinandergesetzt hat.

Es lässt sich also die Entwicklung feststellen, dass die Kinder der zweiten, dritten und vierten Generation, die derzeit in den Schulen sind, bei der Populären Musik kaum Präferenzen bezüglich ihrer Herkunftskulturen haben und somit auch keine anderen Inhalte für Kinder mit Migrationshintergrund geschaffen werden müssen. Vielmehr muss die Populäre Musik an sich in den Musikschulen und den allgemeinbildenden Schulen massiv gestärkt werden, um einen Zugang zu einem künstlerisch-kreativen sowie integrierenden Inhalt für Kinder aller Schichten, Milieus und ganz automatisch auch Herkunftshintergründe zu schaffen. Genau mit diesem Thema beschäftigte sich das Inputreferat von Prof. Dr. Udo Dahmen, in dem er mit „School of Rock“ ein Projekt

vorstellte, das den Untertitel „Ein Integrationsmodell der Popakademie Baden Württemberg“ trägt. Bei „School of Rock“ geht die Popakademie in allgemeinbildende Schulen und arbeitet dort einen vollen Tag mit allen Schülern in unterschiedlichen Modulen praktisch zu verschiedenen Bereichen der Populären Musik. Von Bodypercussion und „Karaoke-Chor“ über verschiedene Bandangebote bis zu Texten, Freestylen und DJing ist das Programm dabei so breit gefächert, dass alle Schüler unabhängig von ihrer musikalischen Vorbildung aktiv teilnehmen können. Die oben resümierten Aspekte werden in der praktischen Erfahrung dieses Projektes voll bestätigt. Natürlich kann ein solches Projekt nur punktuelle Anreize geben und eine anschließende kontinuierliche Arbeit wäre im Sinne der Nachhaltigkeit nötig.

Fernab von Einrichtungen wie der Popakademie fehlt es in Deutschland dazu fast überall an qualifiziertem Personal. Gerade das aber ist der Schlüssel zum Erfolg von Projekten wie „School of Rock“, dass die Dozenten, in diesem Fall Studenten der Popakademie, richtige Profis auf ihrem Gebiet sind, aus der jeweiligen Szene kommen und so den Respekt der Schüler gewinnen können. Die Zusammenarbeit mit aktiven Musikern aus den verschiedenen Szenen ist dabei ein zentrales Element, das auch durch Pädagogenfortbildungen nicht ersetzt werden kann. Nichtsdestotrotz wäre der erste wichtige Schritt im Sinne einer nachhaltigen Auseinandersetzung mit Populärer Musik, flächendeckend die Pädagogen, die jetzt im Beruf stehen, weiterzubilden. Sie könnten dann immerhin mit dem benötigten Equipment umgehen und bei grundlegenden Fragen helfen, sowie entstandene Projekte moderierend begleiten.

Mit dem zweiten Schritt, der Ausbildung der Pädagogen von Morgen, also dem Studium, beschäftigte sich das zweite Inputreferat von Wolfgang Bender, der unter anderem den Studiengang „Interkulturelle Musikvermittlung“ der Universität Hildesheim vorstellte. Hier wird den Studenten ermöglicht, sich während ihres Studiums schwerpunktmäßig mit regionalen Musiktraditionen jenseits der Klassik auseinanderzusetzen und dementsprechend auch in der Praxis Instrumente wie Sitar, Saz oder Gamelan zu studieren. Damit, so die Idee hinter dem Konzept, werden die angehenden Musiklehrer in



ihrer musikalischen Weltsicht geweitet und lernen völlig andere musikalische Systeme und Traditionen kennen. Das erleichtert ihnen später die Arbeit mit und den Zugang zu ihren Schülern mit unterschiedlichen Herkunftshintergründen. Kritisch wurde im Fachforum hinterfragt, wie viel das in der praktischen Arbeit mit den Kindern tatsächlich bringt, wenn doch auch die Kinder senegalesischer oder indischer Einwanderer sich weniger mit den Musiktraditionen ihrer Herkunftsländer beschäftigen als vielmehr mit HipHop oder Punkrock etc. Allerdings wurde von allen der Gewinn bestätigt, den jeder spätere Musiklehrer von einer solchen Erweiterung seines Horizontes innerhalb eines solchen Studienangebotes hat.

Auf Seiten der professionellen Produktion wurde kurz angeschnitten, dass im Bereich der Populären Musik Musiker mit Migrationshintergrund eigentlich ähnliche Chancen und wenig wirkliche Nachteile haben. Mehmet Ergin betonte im dritten Inputreferat, dass es bei entsprechendem Willen und Können durchaus Wege gibt, egal ob man sich in seiner Musik nun mit der eigenen musikalischen Tradition auseinandersetzt oder nicht. Viele Beispiele wie z. B. Cartel zeigen, dass man durchaus Erfolg haben kann.

Tobias Maier warf die Frage auf, ob es nicht vielleicht so ist, dass im Mainstream-Pop Musiker mit Migrationshintergrund umso mehr Erfolg haben, je weniger sie ihre Traditionen in die Musik einfließen lassen. Provokierend blieb anschließend auch die Frage im Raum stehen, ob man im Mainstream-Pop überhaupt ein Problem für Menschen mit Migrationshintergrund konstatieren könne,

wenn in – letztlich als „Migrantenstadel“ bezeichneten Castingshows – beispielsweise die „Popstars“-Siegerband „Monrose“ einen Migrantenanteil von 100 Prozent hat.

Gegen Ende des Fachforums wurde das Thema der Teilhabe und Partizipationsmöglichkeit durch spezielle Inhalte angeschnitten, die auch heute noch jenseits der vielen Stile der Populären Musik der Jugend von den MigrantInnen der älteren Generation gewünscht sind. Sie haben häufig eine viel stärkere Bindung zu ihren Heimatkulturen und damit auch zur Populären Musik aus ihren Herkunftsländern. Dieses Bedürfnis reflektieren die Medien hierzulande in viel zu geringem Ausmaß. Auch in Städten wie Berlin, Mannheim oder Stuttgart sind entsprechende Angebote für Menschen mit Migrationshintergrund, die beträchtliche Anteile der Bevölkerung stellen, verschwindend gering.

Neben den Inhalten in den Medien werden natürlich ebenso spezielle Inhalte auf Konzerten und Festivals benötigt, wozu Wolfgang Bender aus seiner Erfahrung anmerkte, dass hier nach wie vor in einer Art Parallelwelt häufig gute Konzerte von Stars aus den Herkunftsländern veranstaltet werden, die aber fast ausschließlich von der jeweiligen Community abseits des breiten öffentlichen gesellschaftlichen Interesses wahrgenommen werden. Somit scheint es, dass auch beim öffentlichen Konzertleben noch viel optimiert werden kann, und bei der Repräsentanz in den Medien noch sehr viel geändert werden muss. Beides konnte im Fachforum aus Zeitmangel nicht mehr näher diskutiert werden.

Gedanken und Erfahrungen aus Musikersicht
Mehmet Ergin, Musiker, Hamburg

Als wir 1962 aus Istanbul nach Bremen kamen, gab es noch keine Migranten; es gab allenfalls so genannte Gastarbeiter. Die meisten, die ich wahrnahm, waren Italiener, Griechen, damals noch Jugoslawen und relativ wenige Türken. Heute, nach 46 Jahren assoziieren wir mit Migranten spontan erst mal Türken. Ich konnte damals jedenfalls kein Wort Deutsch, denn obwohl meine Mutter Deutsch konnte, sprachen wir in der Türkei ausschließlich Türkisch. Ich wurde direkt eingeschult und musste bei Null anfangen. In der 2.Klasse bekam ich einen Mitschüler mit Namen Deniz aus der Türkei. Der war auch dabei Deutsch zu lernen und so kamen wir gar nicht erst auf die Idee, Türkisch zu sprechen, was heute in den Schulen mit hohem Migrationsanteil anders ist: Die Schülerinnen und Schüler sprechen vor und nach der Schule und in den Pausen häufig untereinander „ihre“ Sprache. Übrigens war dieser Deniz bis zu unserem gemeinsamen Abitur mit mir der einzige türkische Junge in unserer Schule, ein immerhin vierzünftiges Gymnasium mit ca. 1.200 Schülerinnen und Schülern, also ein Anteil von unter 0,2 %! Heute sind 50% in unserem Stadtteil in Hamburg völlig normal.

Nach dem Abitur ging ich nach Kiel an die Pädagogische Hochschule, um das Lehramt für Mathematik und Musik zu studieren und war wieder sozusagen allein. Kein türkischer Mitstudent und auch sonst erinnere ich mich an keinen ausländischen Studenten. Gott sei Dank war ich nach sechs Semestern ein besserer Musiker geworden als Student und ich schmiss das Studium hin, um mich als Profi durchzuschlagen.

Das zufällige Zusammentreffen mit einer Sängerin aus dem Iran, die auch schon lange in Deutschland lebte und einen ähnlichen musikalischen Weg hinter sich hatte, brachte meine Musik in die richtige Richtung: Eine Symbiose aus westlicher und orientalischer Musik.

Wir produzierten einen Teil eines Albums und boten die Songs an. Nur – Dilemma: Keine Record-Company wollte sich daran die Finger verbrennen. „Tolle Songs- schlechte Sängerin“ – „Tolle Sängerin, miese Songs“ oder „Ist super, nur wie sollen wir das vermarkten?“... Wir haben das Projekt dann frustriert einschlafen lassen, mangels Aussicht auf Erfolg.

Ich suchte allein weiter, bis ich meine Musik fand: Gitarrenmusik mit Jazz, Klassik und Orient- Einflüssen. Worldmusic!! Meine Lieblingsmusik mit meinen Lieblingswurzeln ...

Eines Tages hörte ich von einer Jazz- und Fusion-Abteilung beim Label MCA/ Universal. Ich machte einen Termin mit dem Produktmanager der Abteilung, um mich als Produzent für Jazz vorzustellen. Das Gespräch war sehr fröhlich und entspannt. Es gab aber leider nichts, was ich an Jobs abgreifen konnte. Am Ende des Gesprächs fragte mich dann der Produktmanager, was ich denn gerade so mache. Ich hatte natürlich „rein zufällig“ eine Demo-CD dabei. Sechs Wochen später unterschrieb ich einen Vertrag. Der Erfolg war erstaunlich: Veröffentlichung in weiten Teilen der Welt: Japan, Australien, Südafrika, Philippinen, Korea, USA, fast ganz Europa und TÜRKIE! Wow! Türkei!

Klassik Radio: CD der Woche, Echo-Nominierung als beste Jazz- Produktion des Jahres, Einstieg in die Worldmusic- Charts der Musikwoche usw.

Meine nächste CD und die Filmmusik zu dem Kinofilm „Anam“ – ein Film der Wüste- Filmproduktion, die auch Fatih Akin entdeckt hat, Regie: Buket Alakuş – brachten nun einen ganz neuen Aspekt: Den einen war meine Musik zu türkisch und den anderen zu wenig türkisch, und das war nicht unbedingt die Meinung der Türken ...

So ist das wohl mit der Kunst: Sie braucht offenbar immer eine Schublade, ein Format. Wer das erfunden



Mehmet Ergin

hat, weiß ich nicht. Eine mögliche Quelle sind die Radio- und Fernsehsender und Presseleute, wobei ich ja noch Glück habe, da ich die Formate Jazz, Klassik und Worldmusic quasi gleichermaßen abdecke. Was machen aber die, die z.B. nur Worldmusic machen, oder die Musik ihres Kulturkreises, oder ihre mit der hiesigen mischen?

Ich habe einen türkischen Freund in Hamburg, einen Musikproduzenten, der mehrere CDs mit einem türkischen Sänger und auch mit einer kurdischen Sängerin produziert hat – Pop mit türkischen bzw. kurdischen Texten. Er regt sich regelmäßig darüber auf, dass es in Deutschland offenbar kaum Sender gibt, die solche Musik mal spielen mögen: WDR, Radio Bremen und Berlin nannte er. Beim NDR gibt es eine Sendung, die sonntags um 23:05 Uhr – sonntags um 23:05 Uhr!! – eine Stunde Musik anderer Kulturen vorstellt. Wenn jemand mehr weiß, wäre ich über Hinweise sehr dankbar.

Ich denke jedenfalls, dass schon allein aus Respekt vor den vielen Menschen mit Migrationshintergrund dringend eine Anpassung an die heutigen Musikkonsumenten stattfinden muss. Und sie hören nicht nur, sie machen auch Musik, und zwar viel. Da sie in den Sendern kaum gespielt werden, müssen

sie sich übers Internet verbreiten. Das ist aber eher etwas für die Kids. Ich habe relativ große Kinder, die hören absolut kein Radio, kennen aber immer die neuesten, angesagten Musiken. Mir fällt auf, dass sie neben der englischsprachigen Musik doch ziemlich viel Musik konsumieren, die von Musikern mit Migrationshintergrund gemacht wird. Hautsächlich Rap. So Leute wie „Kool Savas“, „Bushido“, „Ercandize“ usw. oder die Crossover-Kulturmix-Band „Culcha Candela“. Aber alles Musik, die der westlichen Musikkultur sehr angepasst ist, kein Rap mit türkischen Texten, kein Bucovina, kein Afrika-Pop oder so. Dabei hat die Grundschule in unserem Stadtteil, mit immerhin 50% Migrationsanteil, vorbildlich alles dafür getan, während der gesamten Schulzeit den Kindern Musik aus unterschiedlichsten Kulturen beizubringen. Sogar Hamburger Platt, das die türkischen Kinder genauso gelernt haben, wie die aus Ghana oder Afghanistan oder Südamerika. Und Musik ist das beste Medium, das Andere in seiner Andersartigkeit zu erfahren, weil sie den ganzen Menschen mit allen Sinnen berühren kann. Natürlich wurden auch die Feste anderer Kulturen gefeiert oder deren Religionen besprochen. Allerdings ist die Schule eher eine Ausnahme, denn in vielen anderen Schulen oder in Schulen

mit wenig Migrationsanteil wird so etwas nicht besonders aktiv gefördert. Als die Kinder aufs Gymnasium kamen, war damit leider auch Schluss- obwohl das Gymnasium in unserem Stadtteil einen genau so hohen Migrationsanteil hat wie die Grundschule.

Vielleicht müssen unsere Kinder auch nicht alles über andere Kulturen wissen, dennoch ist es gut, wenn sie sie kennen und wissen, dass nicht alle Menschen den gleichen kulturellen Hintergrund haben und schon deshalb zusammen eine unglaubliche Bereicherung für uns sein können, wenn wir bereit sind, von ihnen zu lernen. Und da denke ich sollte der Großteil der Förderung, über die wir hier sprechen, ansetzen: Im Bildungsbereich. Bei der Ausbildung von Musik-, Religions-, Gemeinschaftskunde- und Philosophielehren und Lehrerinnen.

Weiter im Medienbereich: Auch Türken, Griechen, Ghanaer, Koreaner, Afghanen zahlen meines Wissens nach GEZ. Zumindest die öffentlich-rechtlichen Sender könnten doch ihre Sendezeit analog zu der %-Zahl der Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland erhöhen, entsprechende Inhalte schaffen und damit einen erheblichen Beitrag zur kulturellen Vielfalt und Akzeptanz leisten und Migration als eine zentrale Kraft gesellschaftli-

cher Veränderung sichtbar machen. Eine direkte Förderung von Migrations- Kulturprojekten kann man ja gerne weiterhin betreiben, so dass sozusagen der Nachschub von der Basis aus gesichert wird.

Wenn dann noch die Förderprogramme öffentlicher betrieben werden, so dass man auch davon weiß, dass es sie gibt, könnten wir schon ziemlich zufrieden sein oder? Ich habe nämlich während meiner gesamten Musikerlaufbahn keinen Hinweis auf irgendwelche Förderprogramme erhalten. In der Vorbereitung auf diesen Kongress erfuhr ich erst, was wo gefördert wird. Doch immer noch relativ wenige Angebote und vor allem, wie ich erfuhr, kaum kontinuierliche Förderung von Projekten. Ich glaube, dass mit linearer Förderung für die Arbeit von interkulturellen Projekten und Einrichtungen mehr Planungs- und Handlungssicherheit geschaffen werden könnte und möchte mit einem Zitat „aus den zentralen Botschaften des Deutschen Musikrates“ (nmz von 2005) enden: „Dabei geht es um langfristige wirkende Maßnahmen und nicht um die mediale Befriedigung eventartiger Kurzschlüsse, die im Sinne einer Nachhaltigkeit eher kontraproduktiv wirken, aber leider in den Förderpraxen von der öffentlichen Hand und privaten Geldgebern gerne gesehen sind“.



Fachforum 10: Interkulturelle Lernanstöße zwischen Fußball, Kultur und Bildung

Beim Fußballspiel in Schulen und Vereinen und auf Wiesen im ganzen Land finden 'wie von selbst' interkulturelle Begegnungen statt. Wie kann die Fußballbegeisterung gerade bei Jugendlichen genutzt werden, um interkulturelle Lernanstöße zu geben und die Teilhabe von Migranten zu verbessern? Welche Beispiele gelungener Zusammenarbeit von Sport, Kultur-, Jugend- und Bildungseinrichtungen gibt es?

Einführung und Moderation:

Prof. Dr. Dieter H. Jütting,
Sportsoziologe an der
Westfälischen Wilhelms-Universität,
Münster

Beiträge:

Mehmet Matur,
Türkiyemspor Berlin, Berliner
Fußball-Verband
Rüdiger Heid,
„buntkicktgut!“, München

Steffi Biester,

KICKFAIR e.V., Stuttgart (*musste
wegen Erkrankung kurzfristig ab-
sagen*)

Einführung

Prof. Dr. Dieter H. Jütting, Sportsoziologe an der Westfälischen Wilhelms-Universität, Münster

Kultur und Bildung sind zwei Begriffe, die je für sich ein weites Feld bezeichnen, Begriffe mit einem weiten Bedeutungshorizont, ohne klare Grenzen und offen für sehr unterschiedliche Verständnisse, während der Begriff Fußball dem gegenüber sofort verständlich und eindeutig ist. Ich habe mich für diese Einführung so vorbereitet, dass ich zu den drei Begriffen jeweils in Frageform Anstöße geben mochte.

Meine erste Frage lautet: „Was können wir unter Kultur verstehen?“

Die vorsichtige Fragestellung deutet bereits an, dass wir darunter verschiedenes verstehen können. Ich möchte meinen Kulturbegriff mit einer biographischen Bemerkung verständlich machen. Ich bin im Haus meiner Großmutter väterlicherseits aufgewachsen, einem kleinen Dorf, Neermoor, am Oberlauf der Ems zwischen Leer und Emden, also im Ostfriesischen.

Meine Großmutter Grietje war eine Kriegerwitwe aus dem 1. Weltkrieg. Sie hatte zwei Kinder, zwei Söhne, von denen einer, mein Vater, im 2. Weltkrieg gefallen war und nur meine Schwester und mich als Enkelkinder. Es lässt sich leicht denken, dass ich angesichts einer solchen Konstellation von ihr auf

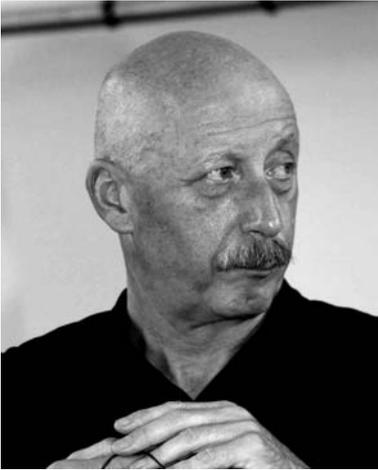
Händen getragen wurde. Gar nicht mal im Sinne von verwöhnen, sondern von Zuneigung und auch Sorge. Diese Jahre in Neermoor waren voll ungetrübter, beiderseitiger Freude. Es gab nur einen kleinen Schatten. Ich dürfte sonntags nicht Fußballspielen und auch nicht zum nahe gelegenen Fußballplatz gehen, um dort den Spielen von Concordia Neermoor gegen beispielsweise TuRa (Turn- und Rasensport) Westrauderfehn zuzusehen.

Ein solches Vergnügen widersprach ihrem reformierten Glaubensverständnis vom Einhalten der Sonntagsruhe. Unsere alltägliche Lebensführung wurde durch diese Zugehörigkeit zur reformierten Kirche sehr geprägt, ohne das ich dies als belastend empfunden habe. Umso erstaunter war ich, dass dies Gebot der Sonntagsruhe von ihr selbst nicht eingehalten wurde, wenn die Gräben und Kanäle zugefroren waren und auch sie sich die Schlittschuhe unterband. Und als ich sie beim ersten Mal erstaunt fragte (auf Ostfriesisch, versteht sich), ob wir das denn tun dürften, es sei doch Sonntag und das sei doch Sport, antwortete sie lachend, nein, das ist kein Sport: *schöffeln* ist ostfriesische Tradition. So lernte ich früh, dass eine Gesellschaft einerseits in Gruppen unterteilt ist,

andererseits aber auch was Einheitliches ist, Deutschland zum Beispiel. Lutheraner und Katholische spielten Fußball, Reformierte und Altreformierte nicht, alle waren aber Deutsche. Ich lernte, was Gruppen zusammenhält und unterscheidet. Und – später – dann auch eine ganze Gesellschaft: geteilte Werte und Normen, anerkannte Regeln, Rituale und Gesetze. Diesen Mix nennen wir Sozialwissenschaftler zusammenfassend *Kultur*.

Meine zweite Frage heißt: „Wodurch unterscheiden sich Kulturen?“

Kulturen im gerade skizzierten Sinne sind keine statischen Gebilde, keine festen Größen und somit unveränderlich, sondern unterliegen einem Wandel. Einen solchen Wandel erlebte ich selbst in Neermoor. Eines Tages wurde eine junge katholische Frau schwanger von einem reformierten Hoferben. Die Familien besuchten sich, man trank Tee miteinander, sprach miteinander und heiratete. Nach und nach wurden die Grenzen zwischen den Religionen durchlässiger und auch die religiösen Praktiken änderten sich, nicht bei allen, aber doch bei vielen. Und immer mehr reformierte Jungs spielten nun auch am Sonn-



Prof. Dr. Dieter H. Jütting

tag Fußball. Ein kultureller Wandel vollzog sich, der nicht die gesamte reformierte Kultur auf einmal erfasste, sondern einzelne Elemente. Häufig sind dies jahrzehntelange Prozesse. Wir haben doch alle gelernt, durch die weltweiten Migrationsbewegungen, dass politische Grenzen leichter zu überwinden sind als kulturelle. Kulturunterschiede lassen sich aus soziologischer Sicht in zwei Dimensionen beobachten und beschreiben, in einer räumlichen und in einer zeitlichen Dimension. In einer räumlichen Dimension kann die Verbreitung einer Kultur (Werte, Normen, Regeln, Rituale, etc.) zwischen den Polen universell vs. partiell bzw. global vs. lokal unterschieden werden. In einer zeitlichen Dimension kann zwischen traditionell vs. modern unterschieden werden. Kulturen sind selten homogen sondern ihre einzelnen Bausteine können teils universell teils partiell teils traditionell usw. sein. Nehmen wir zur Veranschaulichung Fußball als Beispiel. Die FIFA-Regeln gelten universell (wenn man das FIFA-Spiel spielen will). Die Regeln und die damit verbundenen Werte sind gegenüber traditionellen oder modernen, religiösen oder politischen Kulturen neutral. Fußball wie Sport überhaupt wird gespielt in kapitalistischen wie kommunistischen, religiösen wie atheistischen Gesellschaften usw. Immer wieder hört man den Spruch, Fußball bzw. Sport spricht alle Sprachen. Tatsächlich ist dieses Sprachbild irreführend, Fußball (als Fußballspielen) spricht nur eine Sprache. Die Sprache ist neutral gegenüber allen denkbaren Kulturen bzw. jede

Kultur kann Fußball für sich instrumentalisieren und sich so vom ungeliebten Nachbarn abgrenzen.

**Meine dritte Frage lautet:
„Was können wir unter Bildung verstehen?“**

Bildung ist gegenwärtig in aller Munde. Die Bundeskanzlerin, eine gut ausgebildete Physikerin, geschmückt mit einem der Adelstitel hochwertiger Bildung einem Dokortitel, war im Sommerloch auf einer Bildungsreise. Sie besuchte Kindertagesstätten, betriebliche Ausbildungsstätten, Schulen, Hochschulen.

Diese Reise veranschaulicht zwei Aspekte von Bildung. Bildung hat eine organisatorische Form, die in sich sehr differenziert sein kann, und Bildung hat eine individuelle Form. Am Beispiel der Bildungsreise von Frau Dr. Merkel werden uns beide Formen vor Augen gestellt, unterschiedliche Organisationsformen und individuelle Anstrengung. Individuelle Anstrengung, Mühe, Leistung, kurz Lernen und Bildung, hat etwas zu tun mit sich bewegen, im körperlichen wie geistigen Sinne, um etwas Neues kennen zu lernen oder besser, genauer, tiefer kennen zu lernen. Bildung hat immer etwas zu tun mit einer individuellen Anstrengung, einer individuellen Leistung und Bildung hat immer etwas zu tun mit der Erreichung eines Ziels. Diese Ziele können sehr unterschiedlich sein. Sie können sich auf Wissen; Fertigkeiten, Fähigkeiten, Kompetenzen, Qualifikationen usw. beziehen. Bildung ist etwas anderes als Unterhaltung, Therapie oder Heilung, sozialpädagogische Hilfe. Im Schlafwagen kommen frau/man nicht zu Bildungserfolgen.

Als Beispiel aus der Gegenwart möchte ich Feridun Zaimoğlu nennen, der mit einem Jahr (1965) mit seinen türkischen Eltern nach Deutschland kam. Unter der harten Hand seiner Mutter musste er als erstes und wichtigstes Deutsch lernen. Auf dem Gymnasium war er zunächst ein fauler Hund, schließlich machte er dann ein Einser-Abitur. Begann, logischerweise möchte man sagen, mit einem Medizinstudium (was auch seine Mutter wollte), das brach er ab, begann dann mit einem Kunst-Studium, schmiss auch das und wurde dann erfolgreicher Journalist und Schriftsteller. Sein erster Hit war die „Kanak Sprak“.

Er versteht sich als deutscher Autor mit türkischen Wurzeln. In Interviews betont er immer wieder die Rolle seiner strengen Mutter. An dieser Biographie wird auch deutlich, dass Bildung etwas zu tun hat, neben der individuellen Anstrengung, mit Begabung oder Begabungen. Ich selbst bin ein Anhänger der Auffassung, dass jeder auch begabt werden kann, das Individuum nicht determiniert ist durch sein biologisches Erbe oder seine Umwelt. Jeder Mensch kann begabt werden, er ist ein plastisches, lern- und bildungsfähiges Subjekt, mit der Kehrseite, dass er sich diesen Anstrengungen auch verweigern kann.

**Meine vierte Frage lautet:
„Wie ist Bildung möglich?“**

Ich war in diesem Jahr zum dritten Mal Vorsitzender der Jury für den Fußball-Bildungspreis der Deutschen Akademie für Fußballkultur, einer Akademie, die hier in Nürnberg ansässig ist. Der Preis wird in diesem Jahr an den Sportkreis Frankfurt am Main vergeben. Unter diesem organisatorischen Dach hatte sich eine Projektgruppe gebildet, aus Pädagogen, engagierten Ehrenamtlichen und Schülern, die sich mit der Frage beschäftigten „Was heißt bzw. bedeutet *Schlappe-kicker*?“ Und entgegen der nahe liegenden Assoziation, dass es sich dabei um Fußballspieler handele, die sich durch Schlappeit und Nichtkönnen hervortun, hat die Projektgruppe etwas ganz anderes zu Tage gefördert. Schlappe war der Firmename einer in Frankfurt am Main ansässigen Schuhfabrik, die der jüdischen Familie Schlappe gehörte. Der Inhaber der Firma war ein Fußballfreund und unterstützte die Frankfurter Eintracht, u. a. auch dadurch, dass er Spieler bei sich angestellt hatte. Dies waren eben die *Schlappe-Kicker*. Die Familie und die Firma wurden dann von den Nazis vertrieben. Ein populärer Begriff der Alltagssprache wurde zum Ausgangspunkt eines zeitgeschichtlichen Bildungsprojekts genommen. Bildung ist möglich, wenn das Individuum gebildet werden will. Und Bildung ist möglich, wenn andere (Pädagogen, Fachleute, Laien) durch besondere Arrangements Bildungsprozesse anregen und ermöglichen. Wir werden auf dieser Veranstaltung

drei Beispiele kennen lernen, die je auf unterschiedliche Weise Lern-, Bildungs- und Verständigungsprozesse mit Fußball in Gang setzen. Bei der Auswahl der drei Fußballbildungspreissträger der Deutschen Akademie für Fußballkultur haben wir sehr unterschiedliche Projekte bzw. sehr unterschiedliche Arrangements kennen gelernt, unterschiedlich in der inhaltlichen, organisatorischen und methodischen Dimension. Ich nenne exemplarisch die Preisträger der Jahre 2006, 2007 und 2008. Im Jahre 2006 wurde das Projekt Straßensport Stuttgart Ostfildern „Kick forward goes for Development“ ausgezeichnet und das Sonderpädagogische Förderzentrum Edith-Stein-Schule. Diese Schule hatte die WM 2006 zum Anlass genommen, eine Projektwoche rund um den Fußball zu organisieren, unter Einbeziehung aller Klassen und der Elternschaft. In 2007 wurde die Richard von Weizsäcker Schule aus Münster mit ihrem Projekt „Gemeinsam sind wir stark“ und das Lernzentrum vom FC Union Berlin ausgezeichnet. Die Richard von Weizäcker Schule hat es mit Kindern und Jugendlichen zu tun, die die Regelschule aufgrund von Verhaltensauffälligkeiten und emotionalen Störungen nicht mehr besuchen dürfen, das Lernzentrum des 1. FC Union Berlin wendet sich an Jugendliche von 13 bis 25 Jahren, die Schwierigkeiten haben den Ausbildungs- und Arbeitsmarkt zu betreten. Den Preisträger dieses Jahres hatte ich ja schon erwähnt.

Meine fünfte Frage lautet: „Was wollen wir unter Fußball verstehen?“

Die Antwort soll kurz und knapp lauten: Fußballspielen, Fußballschauen und Fußballorganisieren. Ich habe bisher Fußball immer im Sinne von spielen gebraucht und ich vermute, dass auch Sie es so verstanden haben. Dies Begriffsverständnis liegt immer als erstes nahe, aber genauso bedeutsam, quantitativ wie qualitativ, ist das Zuschauen. Fans, Hooligans, Ultras, spectator, supporter, Anhänger, Mitglieder, Stadionbesucher, Fernsehzuschauer, Stehplatzfan und Sitzplatzfan, groundhopper, allein die Vielfalt der Begriff zeigt schon an, dass es sich hierbei um ein komplexes Phänomen handelt. Quantitativ nicht so umfangreich,



Mehmet Matur, Prof. Dr. Dieter H. Jütting, Rüdiger Heid

aber inhaltlich auch differenziert in unterschiedliche Sozialfiguren ist das Fußballorganisieren. Auch hier will ich die einzelnen Sozialfiguren nur nennen: Trainer, Übungsleiter, Teammanager, Vorsitzender, Präsident, Abteilungsleiter. Auch diese beiden Formen des Fußballs könnten aus der Perspektive von Kultur und Bildung betrachtet werden, aber dies muss aus Zeitgründen unterbleiben.

Meine sechste Frage lautet: „Ist Fußballspielen ein pädagogisch wertvolles Mittel?“

Komische Frage, mögen viele denken. Ist das nicht die Voraussetzung dafür, dass wir hier darüber reden, ist Fußball nicht Sport und Sport ein Unterrichtsfach, also pädagogisch wertvoll. Fußball oder sagen wir allgemeiner Sport ist gesund, Sport ist Integration, Sport ist wertvoll oder? Wenn man diese Frage den Sportwissenschaftlern stellt, insbesondere auch den Sportpädagogen, fallen die Antworten nicht so eindeutig aus. Was das Sporttreiben, sprich in unserem Fall das Fußballspielen, an pädagogisch wertvollen Wirkungen hat, ist gar nicht so einfach zu sagen. Im Reden über den Sport wird ein Widerspruch zwischen denen der Politiker, Funktionäre, Pädagogen, Praktiker einerseits und den Wissen-

schaftlern andererseits erkennbar. Während für die ersteren die positiven Wirkungen fraglos gegeben erscheinen (und sie dafür auch viele überzeugende Beispiele nennen können), gehen die Wissenschaftler eher auf Distanz bzw. gebrauchen die bekannten „wenn- und aber-Formulierungen“. Die Wissenschaftler bestreiten dabei nicht die genannten positiven Beispiele (die sie zum Teil selbst auch erlebt haben oder mitgestaltet haben), was sie dagegen zweifeln lässt ist die Frage, worauf die vielfach beobachtbaren positiven Wirkungen ursächlich zurückzuführen sind. Um ein Beispiel zu nennen: In unseren empirischen Fußballstudien zu den Amateurfußballspielern und den Amateurfußballtrainern betonen diese in den Befragungen, was sie alles an Positivem gelernt und erlebt haben, Fairness, Pünktlichkeit, Teamgeist, Disziplin, Freundschaft usw., die Frage ist aber, ob dies auf den Fußball (das Trainieren, das Spielen, die Zugehörigkeit) zurückzuführen ist, oder ob sie diese Eigenschaft schon mitgebracht haben oder in anderen Kontexten gelernt haben. Vielleicht sind diese positiven Wirkungen nur bei diesen wenigen Aktiven zum Vorschein gekommen und nicht auf alle verallgemeinerbar.

Situation und Projekte im Berliner Fußball-Verband und bei Türkiyemspor Berlin

Mehmet Matur, Türkiyemspor Berlin, Berliner Fußball-Verband

1. Situation und Projekte im Berliner Fußball-Verband e.V.

Ausschuss für Integration und Migration (AfIM)

Seit dem ordentlichen Verbandstag vom 06.10.2007 ist der Ausschuss für Integration und Migration in der Satzung des Berliner Fußball-Verbandes verankert und bringt dadurch die Wichtigkeit der Integrationsarbeit im Verband deutlich zum Ausdruck. Die Mehrheit der Ausschussmitglieder hat einen Migrationshintergrund. Die Aufgaben des Ausschusses für Integration und Migration sind:

- Förderung von Maßnahmen zur Gleichstellung aller gesellschaftlichen Gruppen im Berliner Fußballsport
- Unterstützung von Vereinen mit überwiegend Migranten in Verbands-, Satzungs- und Rechtsfragen sowie in Fragen der Integration
- Durchführung von Projekten zur Integration
- Anerkennung zur Konfliktmediation in Zusammenarbeit mit der AG Fairplay
- Durchführung spezieller Fortbildungsangebote für Vereine mit überwiegend Migranten in Zusammenarbeit mit dem Ausschuss für Qualifizierung

Die abgeleiteten Ziele lauten wie folgt:

- Entwicklung des friedlichen Zusammenlebens der hier beheimateten unterschiedlichen Sportvereine
- Zusammenwachsen der unterschiedlichen Kulturen durch den Fußballsport
- Sicherheit im Umgang mit Satzungs- und Rechtsfragen für Vereine mit überwiegend Migranten
- Förderung des offenen Umgangs zwischen Verband und Vereinen mit überwiegend Migranten

Projekt „Integration durch Qualifizierung“

Die Integrationskraft des Sports, insbesondere des Fußballs, ist seit den Mitgliedschaften der ersten

Gastarbeiter in den Vereinen bekannt und wird in Diskussionen zur Integrationsarbeit stets herausgestellt. Allerdings reicht oftmals nicht die Teilnahme an dieser multikulturellen Sportgemeinschaft alleine, um eine verstärkte oder sogar vollständige Integration von Menschen und Sportlern mit Migrationsgeschichte in die Gesellschaft zu erreichen. Viele dieser Erfolge hängen auch mit dem Bildungsstand zusammen. Daher setzt der Berliner Fußball-Verband, der bereits seit 1990 organisiert in der Integrationsarbeit viele Erfolge erzielen konnte, seit Mai 2007 mit einem neuen Projekt genau auf diesen Ansatz. Durch die Qualifizierung von Vereinsfunktionären, Übungsleitern und Schiedsrichtern in den für sie wesentlichen Themen der Verbandsarbeit wird ihre Integration in und ihre Bindung an den Verband verbessert. Erst dann kann der Fußballsport durch den Dialog der Vereine, durch den gemeinsamen Wettkampf, durch das Kennenlernen der verschiedenen im Verband organisierten Kulturen zu einem Verständnis und damit zu einer verbesserten Integration, auch über das Verbandsleben hinaus, führen. Neben der Qualifizierung der genannten Zielgruppen sollen im Rahmen des Projektes, das im ersten Schritt auf drei Jahre konzipiert ist und vom Bundesamt für Migration und Flüchtlinge gefördert wird, auch die Angebote für Mädchen mit Migrationshintergrund verbessert werden, um auch ihnen den Einstieg in den organisierten Fußballsport zu erleichtern, da der soziokulturelle Hintergrund diesen Wunsch nicht immer fördert.

BFV-Integrationsfest

„Miteinander leben – miteinander spielen“, lautet das Motto des Berliner Fußball-Verbandes. Angelehnt an dieses Motto bekam das Integrationsfest des Berliner Fußballsports den Titel „Gemeinsam



Mehmet Matur

spielen – gemeinsam feiern“. Die Idee hinter diesem Fest ist die Verbesserung der Kommunikation zwischen den Vereinen verschiedener ethnischer Herkunft und das Kennenlernen der jeweils anderen Kulturen. Insgesamt spielen in Berlin 45 Vereine ethnischen Hintergrundes, fast die Hälfte aller Vereine in der Stadt hat mehr als 50% Mitglieder mit Migrantenherkunft. Oft kommt es in Spielen zwischen Mannschaften mit unterschiedlichen Wurzeln zu Differenzen, die sehr häufig im mangelnden Verständnis füreinander beruhen. Da der Wettkampfcharakter eines Fußballspiels durch die vorhandenen Emotionen nicht immer den geeigneten Rahmen für einen freundschaftlichen Austausch bietet, wurde die Idee dieser Veranstaltung umgesetzt.

BFV-Integrationspreis

Integrationsarbeit durch den Sport findet täglich auf vielen Fußballplätzen Berlins statt, viele Vereine leisten hier Vorbildliches und sorgen für ein verständnisvolles Miteinander der Kulturen in den einzelnen Mannschaften. Diese Arbeit kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Um diesen Vereinen und den vielen in der Integrationsarbeit tätigen Personen den ent-

sprechenden Dank und die wichtige Anerkennung entgegenzubringen und gleichzeitig ein Stück weit Unterstützung für die Arbeit zu leisten, hat der Berliner Fußball-Verband einen Integrationspreis ausgerufen. Der Berliner Fußball-Verband fasst den Begriff Integration bewusst weit und meint hier alle gesellschaftlichen Gruppen, denen der Sport durch die gemeinsame Begegnung helfen kann, sich in der Gesellschaft zu etablieren und zu recht zu finden. Genau dies soll auch im Integrationspreis zum Ausdruck gebracht werden. Betreut wird dieser Preis durch den Ausschuss für Integration und Migration.

2. Situation und Projekte bei Türkiyemspor Berlin e.V.

Im ehemaligen Westberlin mit seiner besonderen politischen und sozialen Situation entstand im sozialen Brennpunkt der eingemauerten Halbstadt, dem Bezirk Kreuzberg, der Vorläufer des heutigen Türkiyemspor Berlin. Der Verein ging 1978 aus der losen Spielervereinigung „Kreuzberg Gençler Birliği“ (Kreuzberger Junge Union) hervor, die sich bis dahin dem Hobbyfußball verschrieben hatte. Im Januar 1987 wurde der Verein in „Türkiyemspor Berlin e.V.“ umbenannt, der Verein wollte mit der Umbenennung dem Umstand Rechnung tragen, dass schon längst nicht mehr nur Migranten aus Izmir und Umgebung dem Verein angehörten, sondern er sich längst zu einem Verein aller türkischen Migranten entwickelt hatte. Somit war auch für die Fans ein neuer Name geboren, von nun an wurde der Verein kurz „Türkiyem“ (türk.: meine Türkei) genannt. Türkiyemspor bietet heute von der A- bis zur F-Jugend viele Möglichkeiten zur fußballerischen Betätigung von Kindern und Jugendlichen an und unterhält seit 2004 auch eine Mädchenabteilung. Für die gute Jugendarbeit wird Türkiyemspor regelmäßig von verschiedenen Stellen ausgezeichnet, allein 2007 wurde von der Stiftung für Demokratie das Projekt Avitall-Cup prämiert, vom Bezirksamt Kreuzberg das Mädchenteam mit dem 2. Preis des Innovationspreises geehrt und Türkiyemspor vom DFB als Sieger des

ersten Integrationswettbewerb mit dem Integrationspreis 2007 ausgezeichnet. Diese Auszeichnung ist Anerkennung für die Zusammenarbeit mit verschiedenen Einrichtungen und die Förderung des Mädchenfußballs. Neben den Jugendteams und der Oberligamannschaft unterhält der Verein eine zweite Herren- und zwei Senioren-Teams. Der Verein beteiligt sich regelmäßig an sozialen Projekten über den Sport hinaus, wie z.B. den friedlichen Feiern zum 1. Mai in Kreuzberg in Zusammenarbeit mit verschiedenen freien Trägern oder dem Projekt „SOJA“, in dem Jugendliche zu sportlicher Betätigung animiert werden sollen, ohne sich Vereinen anschließen zu müssen. Türkiyemspor unterhält Kooperationen zu Kindertagesstätten und Schulen in Kreuzberg. Türkiyemspor unterstützt die Kampagne „Nein zu Gewalt an Frauen“ anlässlich des gleichnamigen internationalen Aktionstages am 25. November jeden Jahres. Türkiyemspor ist Kooperationspartner der Respect Gaymes, einem vom LSVD ausgetragenen Sportfestival für Toleranz. Türkiyemspor ist zudem Co-Organisator des interreligiösen Turniers Avitall-Cup. Zusammen mit der Kreuzberger Polizei (Abschnitt 52) arbeitet Türkiyemspor an einer Kampagne „Stopp Tokat“ mit, die auf die gesellschaftliche Gefahr des „Abziehens“ hinweist.

Respect Gaymes

Bei den Respect Gaymes treten Teams aus Migrantenverbänden, Sportvereinen, Schulen, Jugendzentren und der schwul-lesbischen Community in den Sportarten Fußball und Streetball gegeneinander an, um ihre Fähigkeiten im Fairplay zu messen.

Avitall-Cup

Interreligiöses Fußballturnier mit Fußballern unterschiedlicher Religionsgemeinschaften:

- Abbauen von Vorurteilen unter den großen Religionsgemeinschaften
- Durch das Turnier soll der sozialverbindende Charakter des Fußballs betont werden, der Menschen unterschiedlicher Herkunft bzw. unterschiedlicher religiöser Weltanschauung zusammenbringt.

- Durch die Zusammenarbeit der jüdischen Kantorin mit dem als muslimisch wahrgenommenen Verein Türkiyemspor sollen festgefahrene gesellschaftliche Gruppenwahrnehmungen überwunden und Gemeinsamkeiten dargestellt und vermittelt werden.
- Erstauflage des Turniers im Jahr 2005 (4. Auflage in 2008)
- Das Turnier ist stetig gewachsen (steigende Teilnehmerzahl)
- Neben Religionsgemeinschaften nehmen auch Vertreter der Polizei, des Senats, von Homosexuellen und anderen sozialen Gruppen teil
- Das Turnier wird bewusst in die Sommerferien durchgeführt, um die öffentliche Wahrnehmung zu verstärken
- Ein Abbild des Turniers soll 2009 in Istanbul/Türkei durchgeführt werden

Stopp Tokat

Im Kreuzberger Bezirk passiert fast täglich eine Raubstrafat. Die Dunkelziffer dürfte weit höher sein. Dieser hohen Anzahl entgegenzuwirken, ist Ziel der Kreuzberger Netzwerkinitiative „Stopp Tokat“. „Tokat“ stammt aus dem türkischen und bedeutet „Ohrfeige“ aber auch „Abziehen“. Die Initiative wurde von Polizisten vom A 53 und A 52 ins Leben gerufen, die auf präventivem Weg Raub- und Gewaltstraftaten entgegenwirken wollen. Hierzu soll ein Netzwerk aus Betroffenen, Opfern, Tätern, aber auch engagierten Personen und Institutionen aus allen Bereichen des Lebens geschaffen werden, die für ein gewaltfreies Miteinander eintreten und arbeiten. Aufklärung soll der Verharmlosung und Bagatellisierung entgegenwirken. Raub ist eine schwere Straftat mit oft bleibenden Folgen für die Opfer. Dies soll sich stärker im Bewusstsein, aber auch in den Wertvorstellungen junger Menschen wieder finden. Dazu sollen Maßnahmen ergriffen werden, die mittel- und langfristig von Nachhaltigkeit und hohem gesellschaftlichem Konsens geprägt sind. Türkiyemspor unterstützt durch eigene Aktionen im Rahmen der Netzwerkinitiative „STOPP TOKAT“ die Bemühungen von Polizei und Bezirk, Jugendliche gar nicht erst zu Straftätern werden zu lassen.

Soziales Lernen, Konfliktmanagement und Gewaltprävention durch organisierten Straßenfußball: buntkicktgut! – Die Interkulturelle Straßenfußball-Liga in München

Rüdiger Heid, „buntkicktgut!“, München



Rüdiger Heid

Was ist „buntkicktgut!“?

buntkicktgut, die Münchner Straßenfußball-Liga, versteht sich als ein Projekt der interkulturellen Verständigung und ist in seiner bestehenden Form und Dimension ein bundes- und europaweit einzigartiges Beispiel des organisierten Straßenfußballs. Die Initiative hat sich zum Ziel gesetzt, jungen Menschen verschiedener kultureller und nationaler Herkunft eine sinnvolle und gesunde Freizeitbeschäftigung zu geben und Möglichkeiten von sozialem und kulturellem Miteinander zu eröffnen.

Aus einer punktuellen Betreuungsmaßnahme für Kinder und Jugendliche in Münchner Gemeinschaftsunterkünften für Bürgerkriegsflüchtlinge und Asylbewerber entwickelte sich seit 1997 allmählich und organisch die Idee des erfolgreichen und mehrfach ausgezeichneten Integrationsprojektes. Der von Beginn an betont gewaltpräventive Ansatz bildet inzwischen den konzeptionellen Schwerpunkt. Der Erfolg im ersten Jahr mit 10 Fußballteams war überwältigend, die Reaktionen aus den Unterkünften und Erfahrungen mit den Kindern und Jugendlichen so positiv, dass die Idee reifte, eine solche Straßenfußball-Liga für die ganze

Stadt zu organisieren. Während der letzten Jahre expandierte das Projekt fortlaufend und zählte in der Doppelsaison 09/2007 – 08/2008 über 150 teilnehmende Teams und mehr als 2000 Jugendlichen aus über 80 verschiedenen Herkunftsländern oder Kulturräumen.

Die ursprünglich vom Flüchtlingsamt der Stadt München und heute von der Initiativgruppe – Interkulturelle Begegnung und Bildung e.V. sowie dem Jugendamt der Landeshauptstadt gemeinsam getragene Liga hat mittlerweile ihren festen Platz im Sportgeschehen der Stadt München. Finanziert wird *buntkicktgut* vor allem durch öffentliche und private Zuschüsse sowie Geld- und Sachspenden, in geringem Umfang auch durch Startgelder der teilnehmenden Teams. Enge Kooperationen bestehen mit allen relevanten städtischen Referaten und Ämtern, verschiedenen Trägern der Jugend- und Sozialarbeit in München, dem Bayerischen Fußball-Verband und einzelnen Privatunternehmen.

Wie funktioniert „buntkicktgut!“?

buntkicktgut ist eine das gesamte Jahr über laufende multikulturelle Straßenfußball-Liga in München. Das Spieljahr ist eingeteilt in eine Sommer- und eine Wintersaison. An bis zu fünf Nachmittagen in der Woche und vielen Wochenenden finden auf verschiedenen Bezirks- und Schulsportanlagen pro Jahr über 1200 Ligaspiele statt. Damit sind auf das Jahr hochgerechnet an ca. 180 Spieltagen mehr als 150 Kleinfeld-Teams und über 2000 aktive Teilnehmer in fünf Altersgruppen zwischen 8 und 21 Jahren involviert. Die Teams, ob männlich oder weiblich, kommen aus Flüchtlings- und Notunterkünften, Tagesstätten, Freizeithäusern, aus der Schulsozialarbeit, von Sportvereinen oder einfach „von der Straße“. Grundsätzlich kann jeder Jugendliche ein eigenes Team anmelden. Mindestens sechs Spieler

oder Spielerinnen sind zur Anmeldung nötig, bis zu 12 können im Lauf der Saison insgesamt in die Spielerliste eines Teams aufgenommen werden. Streichungen oder Teamwechsel von Spielern während der Saison sind nur in Ausnahmefällen möglich, über die der „Ligarat“ entscheiden muss. Verbindlichkeit und sportliche Fairness sind dabei wesentlich kommunizierte Kategorien und Voraussetzung für einen funktionierenden Spielbetrieb.

Wie lässt sich der große Erfolg von „buntkicktgut!“ erklären?

buntkicktgut greift eine der aufregendsten Freizeitbeschäftigungen für Kinder und Jugendliche auf und macht sie zu einem organisierten und permanenten Angebot. Zum Fußball braucht man keine besondere Ausrüstung: Eine ballähnliche Kugel und zwei markierte Tore reichen meist schon aus. Fußball lässt sich also mit einfachsten Mitteln spielen ohne Überblick über komplizierte Regeln haben zu müssen. Kein Sport verlangt so wenig Ausrüstung bzw. Regel- „Know-how“. Gerade für Kinder und Jugendliche, die in schwierigen familiären oder wirtschaftlichen Verhältnissen und in der Regel in problematischen Stadtteilen aufwachsen, ist das Fußballspielen auf der Straße, der Wiese und auf Bolzplätzen oft die einzige aktive Freizeitbeschäftigung. Bei *buntkicktgut* erfahren die Kinder und Jugendlichen Anerkennung ihrer Person, unabhängig von ihrer Lebenslage und ihrer kulturellen Herkunft. Durch die familiäre und freundschaftlich-respektvolle Atmosphäre bei *buntkicktgut* wird den Kindern und Jugendlichen, die teilweise an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden (aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse, Bildungsabschlüsse, finanzieller Unsicherheit) eine Art Heimatgefühl und in einzelnen Fällen ein Familienerstgeboten bzw. vermittelt und schon allein dadurch die Gewaltbereitschaft entscheidend vermindert.

Fünf Thesen zum Erfolg und zur gewaltpräventiven Wirkung von buntkicktgut!

Die präventive Wirkung von *buntkicktgut* ist unter Pädagogen, Sozialarbeitern, Jugendpolizei, Justiz mittlerweile unbestritten. Da allerdings noch immer keine fundierte Untersuchung existiert und die Messbarkeit einer präventiven Wirkung von einzelnen Elementen und Instrumenten im Allgemeinen und bei *buntkicktgut* im Speziellen auf operationale Schwierigkeiten stößt, lassen sich die vermuteten Mechanismen der Prävention am Besten als Thesen formulieren und darstellen. Jede These impliziert gleichsam eine potentielle Ursache von Gewalt und stellt die implementierte Maßnahme bzw. ein zentrales konzeptionelles Element innerhalb des Projektes vor.

1. Wettbewerb und Wettbewerbsmodus

Der sportliche Wettkampf der Mannschaften ist zentrales Element der Straßenfußballliga. Kinder und Jugendliche wollen sich messen, testen dabei ihre Leistungsfähigkeit und ihre Grenzen aus und suchen ihren Platz in der Hierarchie der Gruppe oder gegenüber Individuen. Sehr oft findet sich hierin der Hintergrund für gewalttätige Auseinandersetzungen Einzelner oder von Stadtteil- und Straßengangs. Die Liga und der sportliche Wettbewerb schaffen hier eine spielerische Alternative. Kinder lernen ihre Aggressionen und gruppenbezogenen Kämpfe auf dem Platz konstruktiv und durch körperliche Leistung zu kompensieren. Durch das absolut akzeptierte Regelwerk wird gleichzeitig soziales Verhalten, Fairness und Gruppenfähigkeit geschult. Der auch bei *buntkicktgut* geltende olympische Leitsatz „Dabei sein ist alles!“ wird durch den sich über Jahre hin entwickelten Ligamodus unterstützt. Jedes Team erhält am Saisonende nicht nur einen Pokal, entscheidend für Moral und Durchhaltevermögen der Teams ist, dass Ziel nicht nur der 1. Platz sein muss, sondern jeder Platz in der Rangfolge der Tabelle eine Bedeutung besitzt. Individuelle Auszeichnungen am Saisonende, wie „sportliches Vorbild“, „Fairnesspokal“ oder „Beste Teamorganisation“ zementieren die gewaltpräventiven Grundsätze.

2. Identität, Identifizierung, Integration

Die Kinder und Jugendlichen in Flüchtlingsunterkünften, aber auch aus anderen nichtdeutschen Zuwandererfamilien, erleben täglich das Spannungsfeld eines Aufwachsens im bikulturellen Kontext. Die Konfrontation mit divergierenden Wertvorstellungen findet zudem oft statt vor dem Hintergrund einer Traumatisierung durch die Flüchtlingssituation und unter den Bedingungen wirtschaftlicher und sozialer Ausgrenzung. Die Phase der Identitätsfindung ist in der heutigen Gesellschaft erschwert. Eine Vielzahl von Lebensformen, Medieneinflüssen und Wertvorstellungen provozieren Entscheidungs- und Orientierungsprobleme. Schulischen Anforderungen sind die Jugendlichen immer weniger gewachsen, gesellschaftliche Anerkennung bleibt ihnen oft verwehrt. Das einzige Kapital für viele sozial benachteiligte Jugendliche ist ihr Körper, mit dem sie ihre Existenz, Präsenz und ihren sozialen Status etablieren können: eine der zentralen Ursachen von Gewalt und Gewaltbereitschaft. Die Identifikation mit einer Gruppe, wo das Individuum wieder „Teil eines Ganzen“ ist, schafft Identität und Sicherheit in dieser Zerrissenheit, stabilisiert das aus den erwähnten Gründen nicht sehr ausgeprägte Selbstwertgefühl. Eine Tatsache, die im Übrigen auch bei gewaltaktiven Gruppen und Gruppenprozessen zum Tragen kommt. Entscheidend ist nun, dass diese Gruppendynamik und Identitätsfindung widerstandsfähig macht gegenüber der Ausübung von Gewalt. Durch *buntkicktgut* wird dieser Prozess begleitet und in eine positive Richtung gelenkt. Kriminelle und gewaltprovozierende Energien werden durch das Fußballspielen abgeschwächt. Wichtig in diesem Kontext sind starke Persönlichkeiten und Vorbilder unter den Jugendlichen innerhalb einer Mannschaft, die positive Verhaltensweisen an den Tag legen und die Mannschaft (vor allem menschlich) führen und bei Rückschlägen wieder aufbauen. Wenn diese „Never-give-up-Mentalität“ die Kinder erreicht hat, überträgt sich dieses Gefühl auch auf außerhalb des Fußballplatzes, z.B. auf schulische Misserfolge oder familiäre Probleme der Kinder. Die somit ge-

steigerte Frustrationstoleranz verhindert das Auftreten von Gewalt seitens der beteiligten Kinder und Jugendlichen erheblich.

3. Kommunikation im interkulturellen Kontext

Der Ton macht die Musik! Die Durchführung eines kontinuierlichen Ligabetriebs mit bis zu fünf Spieltagen pro Woche verlangt ein ständiges Kommunizieren zwischen allen Beteiligten. Die Kommunikation zu und zwischen den Teams stellt gleichzeitig eine der wichtigsten gewaltreduzierenden Komponenten dar, erzeugt und pflegt eine persönliche Nähe zur Liga. Spielführer oder Betreuer von Teams werden beispielsweise telefonisch über Spielplanänderungen informiert oder an ihren nächsten Termin erinnert. Aber auch schon der regelmäßige Versand der Spielpläne per Post, per Fax oder in seltenen Fällen bereits per email stellt für viele Teilnehmer einen Aufmerksamkeitsgewinn und eine Akzeptanz dar, die sie so oft nicht gewohnt sind. Gerade Kinder und Jugendliche, die aus bildungs- und kommunikationsarmen Familienverhältnissen stammen, erfahren bei *buntkicktgut* neue Möglichkeiten sich auszutauschen ohne sich ihrer verbalen Kommunikationsschwäche schämen zu müssen. Dadurch wirkt *buntkicktgut* also auch als Forum für Diskussionen und Austausch. Durch das „Darüber-Reden“ werden Aggressionen und physische Gewalttendenzen abgeschwächt. Die Unsicherheit der Kinder und Jugendlichen, die für Gewalt häufig verantwortlich ist, sinkt.

4. Peer-Group und „Alpha-Team“

Kinder und vor allem Jugendliche sind primär peergroup-bezogen, d.h. sie leben und bewegen sich in ihrer Altersgruppe. Dort finden die Jugendlichen das, was sie in anderen formellen Gruppenbeziehungen vermissen, nämlich gleiche Interessen, Verständnis und Wertschätzung. Aus diesem Verständnis heraus besitzt ein Fußballteam Gleichaltriger einen hohen Attraktivitätswert, der zugleich ein besonders wertvolles soziales Lernfeld darstellt. Die überschaubare Teamgröße von sechs Spielern entspricht in etwa der adäquaten Gruppengröße, in der sich Jugendliche und Stadtteil-

„Gangs“ häufig organisieren. Gerade Kinder und Jugendliche, die sich gegen jede Art von Normen und Regeln stellen, können durch einen Mannschaftssport lernen, sich mit den anderen Gruppenmitgliedern auseinanderzusetzen. Es entstehen im Fußball viele Reibungsfelder (der Kampf um die Spielpositionen, das Zusammenspiel, Fouls, usw.), die es zu überwinden gilt, wenn die Gruppe, also die Mannschaft, erfolgreich sein will. Die Spieler müssen lernen, an einem „Strang zu ziehen“, da nur so ein Freude bringendes Miteinander und sportliche Erfolge zu erreichen sind. Mit der Pflege eines „Alpha-Teams“, eines erfolgreichen Gewinnerteams, das Herausforderung und Vorbild gleichzeitig sein soll („Harras Bulls“, „Fredl Fighters“), wird zudem eine wichtige Orientierungsmarke für den Gruppenbildungsprozess anderer Teams gesetzt.

5. Strukturierte Partizipation

Allen Partizipationsinstrumenten ist gleich, dass sie auf eine Stärkung des Selbstvertrauens der Jugendlichen mittels Übergabe von Verantwortung und einem ressourcenorientierten Arbeiten, d.h. Fördern der Stärken des Kindes und nicht primär ein Ausmerzen der Fehler, abzielen. Ferner lernen die Kinder durch die drei präventiven Instrumente fachliche und soziale Schlüsselqualifikationen, die sie außerhalb

des Projektes ebenfalls anwenden lernen. Somit werden sie sicherer im Umgang mit sich selber, lernen ihre Stärken kennen und forcieren sie. Aggressionen und somit Gewalt, die sich aus individuellen Unsicherheiten und Insuffizienzgefühlen ergeben, werden abgeschwächt.

a) Der Ligarat

Zentrales Element der Spielerpartizipation ist der Ligarat, eine ständige Institution bei Bunt Kickt Gut! Er besteht aus Spielern und Betreuern von sieben teilnehmenden Teams bzw. Einrichtungen, die sich mit mehreren Teams an der Liga beteiligen. Er behandelt in regelmäßigen Sitzungen die auftretenden Probleme in der Liga und gewährleistet damit einen reibungslosen Ablauf des Ligabetriebs.

Das unabhängige Kontrollgremium schaltet sich ein, wenn es beispielsweise zu verbalen oder physischen Verstößen und Konflikten kommt, wenn Spieler ihren Aufgaben nicht nachkommen oder Spielerwechsel zwischen zwei Teams beantragt wurden. Die Ursachen von Konflikten werden mit den Teilnehmern diskutiert und es werden Handlungsalternativen aufgezeigt. Der Ligarat wird dadurch häufig zum Forum, in dem Vorurteile und Aggressionen im interkulturellen Kontext thematisiert und aufgearbeitet werden.

Der Ligarat soll sowohl reaktiv geschehene Unsportlichkeiten,

die von Schiedsrichtern gemeldet wurden oder mit einer „rote Karte“ geahndet wurden, sanktionieren. Darunter fällt besonders Gewalt verbaler oder physischer Art. Der Ligarat soll durch seine Entscheidungen aber gleichzeitig präventiv wirken.

b) Der Schiedsrichterkurs

Dieser Kurs wird von ehemaligen Mitarbeitern und Hobby-Schiedsrichtern betreut. Der Kurs beinhaltet Vorbereitungsseminare und endet mit einer schriftlichen Abschlussprüfung. Wenn diese bestanden wird, dürfen die teilnehmenden Kinder Fußballspiele der Liga leiten, gemäß ihrem Alter, was große Vorteile bei Streitereien auf dem Fußballfeld haben kann, da viele der Spieler aus dem selben Milieu wie die entsprechenden Teams stammen und somit „die selbe Sprache“ sprechen.

c) Die Internet-Redaktion

Die Internet-Redaktion soll auch als Bildungsangebot an die Teilnehmer der Liga verstanden werden. Es ist ein Ziel dieses Angebotes, den Kindern und Jugendlichen Basis-Kompetenzen hinsichtlich des Arbeitens mit PC und Internet sowie multimediale Kenntnisse zu vermitteln. Die Teilnehmer steigern somit nicht nur ihr Wissen und ihre praktischen Fähigkeiten, sondern ebenso ihre sozialen Kompetenzen beim Arbeiten in einem Team.



Migration und Geschichte – Geschichtsaneignung in der deutschen Einwanderungsgesellschaft

Zur gesellschaftlichen Teilhabe und Identitätsbildung gehört auch die Beschäftigung mit Geschichte. Was bedeutet es für die Auseinandersetzung mit Nationalsozialismus, Holocaust und Antisemitismus, wenn ein immer größerer Anteil von jungen Menschen in Deutschland andere kulturelle Hintergründe hat, mit anderen Traditionen aufwächst? Welche Bilder von der jüngeren deutschen Geschichte haben junge Migrantinnen und Migranten? Wie können Projekte der Geschichtsvermittlung vor diesem Hintergrund aussehen?

Einführung:

Prof. Dr. Viola B. Georgi,
Freie Universität Berlin/Fachbereich
Erziehungswissenschaften und
Psychologie

Moderation:

Dr. Andreas Eberhardt, Gegen
Vergessen – Für Demokratie e.V., Berlin
Beiträge:
Thomas Heppener,
Anne Frank Zentrum, Berlin

Jutta Weduwen,

Aktion Sühnezeichen
Friedensdienste e.V./Projektbereich
Interkulturalität, Berlin
Elke Gryglewski,
Haus der Wannseekonferenz, Berlin

Geschichte in der deutschen Einwanderungsgesellschaft

**Prof. Dr. Viola B. Georgi, Freie Universität Berlin/Fachbereich
Erziehungswissenschaften und Psychologie**

Im Zuge von Migration und Globalisierung geraten Geschichte und Erinnerung stärker als je zuvor in den Sog von gesellschaftlichen Pluralisierungsprozessen. Die Zugänge zu bestimmten historischen Ereignissen sowie die damit verbundenen Geschichtsbilder und Erinnerungswelten verändern und vervielfältigen sich. Migration, demographischer Wandel und Generationswechsel transformieren die Dimensionen und Formen nationaler Geschichts- und Erinnerungskultur. In der Migrationsgesellschaft entstehen andere und neue historische Bezüge und Identitäten. Nicht selten wird Geschichte in diesem Zusammenhang zum Gegenstand der Verhandlung beziehungsweise zum Ort der Aushandlung von Identitäten. In solchen Aushandlungsprozessen, die zugleich auch Aneignungsprozesse von Geschichte sind, werden Zugehörigkeiten zu bestimmten historischen Bezugsgruppen konstruiert, in Frage gestellt oder auch zurückgewiesen. Dies geschieht freilich nicht im luftleeren Raum, sondern im Rahmen einer in der Regel nationalstaatlich geprägten Geschichts- und Erinnerungspolitik. Die hegemoniale Geschichte der Mehrheitsgesellschaft stellt aber in Einwanderungsgesellschaften nur eine

Dimension von Geschichte dar, weshalb die Gefahr besteht, die Geschichte(n) und die Erinnerung(en) anderer Gruppen auszugrenzen beziehungsweise andere Gruppen gar nicht erst an der Auswahl und der Interpretation nationalgeschichtlich bedeutsamer Ereignisse teilhaben zu lassen. Die Geschichte der Anderen und die vielfachen Verschränkungen von Geschichte werden nicht als Bestandteil der nationalen Erinnerungskultur anerkannt. (Georgi/Ohliger 2008: 12) Eine mögliche Teilhabe von Einwanderern am „kommunikativen oder gar kollektiven Gedächtnis“ (Assmann 1995: 52) der Mehrheitsgesellschaft wird weitgehend ignoriert. Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass sich jüngst erste Bestrebungen von Einwanderern abzeichnen, zumindest ihre Migrationsgeschichte zu einem Gegenstand des öffentlichen Gedächtnisses zu machen, etwa in Form eines Migrationsmuseums (Eryilmaz 2004). Zeitgleich nimmt auch in der Wissenschaft allmählich die Erkenntnis zu, dass man sich bisher nur unzureichend mit den kollektiven Gedächtnissen der Zuwanderer befasst hat: In dem drei Bände umfassenden

Werk „Deutsche Erinnerungsorte“ (2001) räumen die Herausgeber Etienne François und Hagen Schulze im Vorwort ein, dass sich das Neuentstehende, wie etwa das kollektive Gedächtnis der jungen Deutsch-Türken, der Spätaussiedler, der Kriegsflüchtlinge und Asylsuchenden, ihrem Blick entziehe, eben weil es noch im Entstehen begriffen sei. Wir stehen, so scheint es, in der deutschen Einwanderungsgesellschaft noch ganz am Anfang eines Erkenntnis- und Aushandlungsprozesses, der idealerweise vom Bestreben nach wechselseitiger Anerkennung, Verschmelzung und Inklusion getragen werden müsste. Derzeit werden Geschichte und Erinnerung aber zumeist noch als Trennungsmoment konstruiert und erlebt (Cil 2007). Die deutsche Erinnerungslandschaft ist eher durch „devided memories“ (getrennte Erinnerungen) als „shared memories“ (geteilte Erinnerungen) geprägt. (Ohliger/Motte 2004) Migrationsgeschichte, Herkunftsgeschichte, Familiengeschichte und die Geschichte der Mehrheitsgesellschaft werden nicht auf ihre Gemeinsamkeiten, Zusammenhänge und Interdependenzen hin untersucht, sondern verbleiben zumeist in einem unver-



Prof. Dr. Viola B. Giorgi

mittelten Nebeneinander. Die Geschichten der Menschen begegnen sich kaum, weder im Alltag noch in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit. Dabei darf nicht unterschlagen werden, dass es auch in Einwanderungsgesellschaften eine dominante Geschichte gibt, die in der Regel als Nationalgeschichte verfasst ist und an der sich die Neuhinzugekommenen abarbeiten müssen. Problematisch wird es, wenn diese Geschichte als ungebrochene, einzig geltende, identitätsstiftende und gemeinschaftsbildende konstruiert wird.

Auch der deutsche Nationalstaat ist gegenüber der Geschichte und der Kultur, der ihn konstituierenden Gruppen nicht neutral. In Deutschland steht es außer Frage, dass der Nationalsozialismus und die Erinnerung an ihn für das Geschichtsbewusstsein in Deutschland konstitutiv sind. Der Historiker Norbert Frei (1996) schreibt der Vergangenheitsbewältigung in Deutschland deshalb sogar eine normativ-einheitsstiftende Bedeutung zu. Es ist dieser Befund, der die Frage evoziert, ob eine solche nationalgeschichtlich fixierte Erinnerungsgemeinschaft Menschen aus anderen Traditionszusammenhängen, mit anderen Geschichten und Erinnerungen überhaupt integrieren kann. Kann man von Einwanderern auf der anderen Seite erwarten, dass sie – bezogen auf den Nationalsozialismus und den Holocaust – das „negative Erbe“ (Améry 1977) des Aufnahmelandes antreten?

Geschichtsbilder Jugendlicher aus Einwandererfamilien

Ausgangspunkt für meine Studie „Entliehene Erinnerung. Geschichtsbildern junger Migranten in Deutschland“ (2003) ist die Annahme, dass zur gesellschaftlichen Teilhabe auch die Selbstverortung durch Auseinandersetzung mit Geschichte gehört. Dabei muss das Individuum sich seiner Geschichte in mindestens zweierlei Hinsicht vergewissern: erstens mit Blick auf die je individuelle Lebensgeschichte und zweitens in Bezug auf die Geschichte der historischen Gruppen, denen man sich zugehörig fühlt. Individuelle und kollektive Geschichte(n) müssen in diesem Prozess der Selbstverortung wechselseitig integriert werden, d.h. Biographien müssen sich in den Kollektiverzählungen wieder finden können und kollektive Geschichte(n) müssen biographisch anschlussfähig gemacht werden. Im Rückgriff auf die Hypothesen meiner Studie (Giorgi 2003) lassen sich mindestens fünf Varianten der Aneignung von Geschichte in der deutschen Einwanderungsgesellschaft identifizieren.

- Jugendliche mit Migrationshintergrund orientieren sich an den historischen Traditionen ihres Herkunftslandes. Diese Orientierung bricht sich in der jeweiligen Gruppengeschichte/Familiengeschichte und der Position, die diese Gruppe im Herkunftsland hat(te) etwa als Angehöriger der Mehrheit oder einer Minderheit.
- Jugendliche mit Migrationshintergrund übernehmen und rezipieren kollektive Deutungen der Vergangenheit aus der Mehrheitsgesellschaft und „verstricken“ sich dabei in die dominanten Narrative der Aufnahmegesellschaft.
- Jugendliche mit Migrationshintergrund verorten sich ausschließlich in der Erinnerungskultur ihrer ethnischen community im Einwanderungsland. Sie haben teil an einem diasporischen Geschichtsbewusstsein, das sie mit konstituieren und tradieren.
- Jugendliche mit Migrationshintergrund bilden ein transnationa-

les oder auch hybrides, aus Elementen unterschiedlicher Kollektivgedächtnisse zusammengesetztes, Geschichtsbewusstsein aus.

- Jugendliche mit Migrationshintergrund laufen Gefahr, durch das Wegfallen der Bezugsrahmen tradierter, am Herkunftsland ausgerichteter historischer Erinnerungen und Erzählungen sowie durch den Ausschluss vom Geschichtsbewusstsein des Einwanderungslandes quasi geschichts- und erinnerungslos zu werden und damit in ein historisches Vakuum zu geraten.

Diese Hypothesen wurden im Forschungsprozess überprüft, variiert und differenziert. Den thematischen Fokus meiner Studie bildete die NS-Zeit und der Holocaust. So fragt die Studie nach der Bedeutung, die die Geschichte des Nationalsozialismus und des Holocaust für Jugendliche mit Migrationshintergrund in Deutschland hat: Wie positionieren sie sich im Verhältnis zur deutschen Geschichte und zur deutschen Gesellschaft? Wirkt sich die NS-Geschichte auf die Konstruktion ihrer Zugehörigkeit(en) aus? Kann eine Vergangenheit für Menschen relevant werden, auch wenn sie nicht im Bewusstsein der eigenen Gruppe verortet ist? Kann man sich das „kollektive Gedächtnis“ (Halbwachs 1991) anderer Gruppen zu Eigen machen? Wenn ja, wie geht ein solcher Aneignungsprozess vor sich, an welche Bedingungen ist er geknüpft und was geschieht dabei mit den vielfältigen Erinnerungen und unterschiedlichen historischen Bezügen? Für die von mir befragten Jugendlichen aus Einwandererfamilien lässt sich festhalten: Über die Aneignung, Annahme oder Abgrenzung von der Geschichte des Nationalsozialismus wird Zugehörigkeit zur Mehrheitsgesellschaft verhandelt, behauptet, in Frage gestellt oder zurückgewiesen. Dabei setzen sich die Jugendlichen zu unterschiedlichen historischen Bezugsgruppen in Beziehung. Insgesamt wurden vier Typen herausgearbeitet, die ich im Folgenden kurz skizzieren möchte:

Typ I

Typ 1 beschreibt Analogiebildungen: Selbsterfahrene Diskriminierung und Rassismus in der deutschen Aufnahmegesellschaft werden zu den Ausgrenzungs- und Verfolgungsmechanismen des NS-Regimes in Beziehung gesetzt. Die eigene Lebenssituation als Angehöriger einer Minderheit in Deutschland wird mit der Situation der Minderheiten im nationalsozialistischen Deutschland verglichen. Die Kenntnis der NS-Geschichte wird dabei nicht nur zu einem kritischen Maßstab der Beobachtung möglicher historischer Kontinuitäten in der Aufnahmegesellschaft, sondern auch eine sinnstiftende Folie für die Deutung der eigenen Gegenwart und Zukunft als in Deutschland lebender Einwanderer der zweiten und dritten Generation.

Typ II

Der zweite Typ beschreibt eine explizite Bezugnahme auf die Zuschauer-, Mitläufer- und Tätergesellschaft, deren Sozialperspektiven probeweise eingenommen werden. Es kommt dabei nicht selten auch zu einer Reproduktion von Mythen über den Nationalsozialismus. Es scheint, als diene die Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit und der Grad der (Selbst-)Verstrickung in diese Geschichte der Steigerung der Legitimation als deutscher Staatsbürger. An die Übernahme von Verantwortung oder gar von „Schuldgefühlen“ für die von Deutschen begangenen Verbrechen knüpft sich eine Integrationserwartung. Die Identifikation mit der NS-Geschichte wird zum Eintrittsbillet in die deutsche Gesellschaft.

Typ III

Bei diesem Typ dreht sich alles um das historische Schicksal der eigenen ethnischen community. Die Individuen sind eingebunden in eine ethnisch definierte Erinnerungsgemeinschaft und fühlen sich dieser verpflichtet. Die eigene Kollektivgeschichte ist so dominant, dass keine Bezüge zu anderen Geschichten hergestellt werden. Wenn dies doch geschieht, stößt man nicht selten auf die Strategie der Instrumentalisierung. Von Instrumentalisierung des Holocaust kann dann gesprochen werden, wenn eine Bezugnahme auf die Opfer des Nationalsozialismus ausschließlich der

Dramatisierung der Situation der „eigenen Gruppe“ dient. Dabei wird das Schicksal der eigenen Gruppe argumentativ mit dem Holocaust verknüpft. So nutzen Jugendliche aus Einwandererfamilien, die ihre eigene Verfolgungsgeschichte, die Leidensgeschichte ihrer Familie oder auch ihrer ethnischen Gruppe in der Aufnahmegesellschaft nicht repräsentiert beziehungsweise anerkannt sehen, die Erfahrungen der historischen Bezugsgruppe der NS-Opfer als Projektionsfläche für die Abbildung ihrer eigenen Geschichte. Es scheint, als ahnten die Betroffenen, dass ihre Geschichten nur dann gehört werden, wenn sie diese auf der Folie des Holocaust erzählen.

Typ IV

Bei diesem Typ spielt die ethnische beziehungsweise religiöse Herkunft keine Rolle. Eingenommen wird eine postnationale oder auch postethnische Perspektive. (Hollinger 1995) Die historische Bezugsgruppe dieses Typus ist die gesamte Menschheit. Diskutiert wird, wie Menschen unter bestimmten historischen, politischen und sozialen Bedingungen zu Opfern, Mitläufern oder Tätern werden konnten und werden. Die Geschehnisse während des Zweiten Weltkrieges werden mit aktuellen Phänomenen verglichen: mit Rassismus, Ausländerfeindlichkeit, Rechtsextremismus, Menschenrechtsverletzungen und Genozid. Diese Kontextualisierung und Aktualisierung der NS-Geschichte im Spiegel globalen Zeitgeschehens findet ihren Ausdruck in einer universalisierenden und handlungsorientierten Perspektive.

Geschichtslernen und Erinnerungsarbeit öffnen

Jenseits der dargestellten Typen, die sich auf eine Auseinandersetzung von Jugendlichen aus Einwandererfamilien mit dem Nationalsozialismus beziehen, möchte ich abschließend sechs Geschichts- und Erinnerungsdimensionen in der Migrationsgesellschaft benennen, die es gleichzeitig im Blick zu behalten gilt, wenn man die künftige Konzeption von Geschichtsunterricht und Erinnerungsarbeit stärker interkulturell ausrichten will (Georgi 2007, Georgi/Ohliger 2008):

- Die Geschichte des Aufnahme-landes beziehungsweise des

Einwanderungslandes, die als Nationalgeschichte verfasst ist (öffentliche Narrative der Mehrheit).

- Die familiär tradierten Geschichten und Erzählungen der Repräsentanten der Mehrheitsgesellschaft (private Narrative der Mehrheit).
- Die Geschichte der Herkunftsländer und Regionen der Migranten und Migrantinnen, die als Nationalgeschichten verfasst sind (öffentliche Narrative der Minderheit).
- Die familiär tradierten Geschichten und Erzählungen der Repräsentanten der ethnischen communities der Einwanderer (private Narrative der Minderheit).
- Die spezifischen Migrationsgeschichten der ethnischen communities der Einwanderer (Narrative der Migration).
- Die im doppelten Sinn geteilte – trennende und gemeinsame – Geschichte der Beziehungen von Einheimischen und Eingewanderten, zumeist als Integrationsbeziehungsweise In- oder Exklusionsgeschichte(n) konstruiert (geteilte Narrative).

In Einwanderungsgesellschaften geraten diese Dimensionen von Geschichte in Bewegung, werden Gegenstand von gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen im zeitlichen und kulturellen Wandel sowie unter dem Dach der intergenerationalen Tradierung. In Migrationsgesellschaften müssen sich vielfältige kollektive Erzählungen und Erinnerungswelten unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppen miteinander ins Benehmen setzen. Es ist die durch Migration stärker sichtbar werdende – eigentlich aber immer schon vorhandene – gesellschaftliche Pluralität, die die alt-hergebrachte Geschichtskultur, traditionell bemühte Geschichtsbilder und vermeintlich vertraute Formen des Geschichtsbewusstseins in Frage stellt beziehungsweise mit neuen Fragen herausfordert. *Eine ausführliche Fassung des Beitrages findet sich in: Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft (Hrsg.). Jahrbuch für Kulturpolitik 2009. Kulturelles Gedächtnis und Geschichtspolitik. Essen: Klartext Verlag, 2009*

Miteinander statt übereinander – Auseinandersetzungen mit Geschichte in der Einwanderungsgesellschaft

**Jutta Weduwen, Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V./
Projektbereich Interkulturalität, Berlin**



Jutta Weduwen

Seit mehreren Jahren beschäftigt sich Aktion Sühnezeichen Friedensdienste im Projektbereich Interkulturalität mit der Bedeutung von Geschichte in der Einwanderungsgesellschaft. Dabei geht es primär um die multiperspektivische Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und um Geschichtsbezüge, die im biografischen und kollektiven Kontext von EinwandererInnen präsent sind.

- Wie setzen MigrantInnen sich mit der Geschichte, insbesondere mit der Geschichte des Nationalsozialismus, auseinander? Wo wird ihre Perspektive auf Geschichte sichtbar?
- Wie werden MigrantInnen in der historisch-politischen Bildungsarbeit an gesellschaftlichen Diskursen beteiligt? Wo werden sie ausgeschlossen?
- Wie verändert sich ein historischer Diskurs in der Einwanderungsgesellschaft durch die Beteiligung von MigrantInnen?
- Inwiefern beeinflusst Geschichte die heterogenen interkulturellen Beziehungen der Menschen in der Einwanderungsgesellschaft?

In der historisch-politischen Bildungsarbeit werden MigrantInnen häufig nur als Zielgruppe wahrgenommen. Wir möchten zwei Projekte vorstellen, bei denen MigrantInnen selbst aktiv werden und Bildungsprozesse entwickeln und mitgestalten.

Stadtteilmütter auf den Spuren der Geschichte

Seit 2006 führt Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in Kooperation mit der

Diakonie Neukölln/Oberspree Seminarreihen mit Neuköllner Stadtteilmüttern durch. Die Stadtteilmütter sind Frauen mit migrantischem Hintergrund, die in sozialen Brennpunkten in Berlin-Neukölln Familien in ihrer Muttersprache beraten. In dem Kooperationsprojekt mit Aktion Sühnezeichen Friedensdienste setzen die Frauen sich in einer zehnwöchigen Seminarreihe mit der Geschichte des Nationalsozialismus bzw. mit der Beschäftigung mit der NS-Geschichte in Deutschland nach 1945 auseinander. Diese Seminarreihe entstand aus Eigeninitiative der Stadtteilmütter. Inhalte der Seminarreihe sind ZeitzeugInnengespräche mit Überlebenden unterschiedlicher Opfergruppen, Gedenkstätten- und Museenbesuche sowie selbstreflexive und interaktive Geschichtsbetrachtungen.

Historisch-Interkulturelle Studienfahrten

Seit einigen Jahren führt Aktion Sühnezeichen in Kooperation mit dem Allerweltshaus Köln einwöchige historisch-interkulturelle Studienfahrten in Berlin durch, die sich historischen Themen widmen, die in Deutschland präsent sind und die kollektiven Herkunft- und Beziehungsgeschichten der TeilnehmerInnen miteinbeziehen. Die TeilnehmerInnen haben migrantische und einheimische Hintergründe und gehören Gruppen an, bei denen es teilweise konfliktreiche kollektive Beziehungsgeschichten gibt. Die letzte Studienfahrt setzte sich aus TeilnehmerInnen mit griechischem, türkischem, armenischem und deutschem Hintergrund zusammen. Die Teilnehmenden beschäftigten sich mit unterschiedlichen Perspektiven ihrer Geschichte und der Geschichte des Aufnahmelandes: Spuren des Exils am Beispiel Ernst Reuters, der vor den Nazis in der Türkei Exil fand, sowie am Beispiel Talaat Paschas, des Hauptverantwortlichen des Völkermordes an den Armeniern, der in Berlin Exil fand und dort von einem armenischen Studenten ermordet wurde. Insbesondere ging es immer auch um die Beziehungsgeschichten die sich durch die biografischen, familiären und kollektiven Hintergründe der Teilnehmenden ergaben sowie die Geschichte des Nationalsozialismus, der Bundes-

republik Deutschland und der DDR. Zu beobachten ist hier, dass die Teilnehmenden, denen sonst traditionell untereinander konfliktreiche Beziehungen zugesprochen werden, im Rahmen der Studienfahrt sehr interessiert an den verschiedenen Geschichtsbezügen sind und im Rahmen des Seminars auch ihre konkurrierenden Bilder miteinander ins Gespräch bringen. Generell können wir bei unseren Seminarprogrammen ein sehr starkes Bildungsinteresse und eine hohe Empathiefähigkeit bei den Teilnehmenden beobachten. Die Empathie etwa mit Opfern der nationalsozialistischen Verfolgung funktioniert teilweise über eine Identifizierung und eine Übertragung auf eigene Ausgrenzungserfahrung in der Einwanderungsgesellschaft. Wenn wir von diesen Programmen der historisch-interkulturellen Bildung mit MigrantInnen berichten, stoßen wir häufig auf sehr großes Interesse, oft auch auf Verblüffung. Es verwundert Außenstehende immer wieder, dass sich MigrantInnen aus Eigeninitiative mit der Geschichte des Aufnahmelandes auseinandersetzen wollen. Häufig werden wir auch verwundert gefragt, wie man MigrantInnen die NS-Geschichte überhaupt vermitteln könne. Warum an dieser Stelle diese Unterscheidung zwischen Einheimischen und Zugezogenen, die häufig ja schon in der dritten Generation in Deutschland leben, gemacht wird, ist unklar. Dass dies auch die Funktion haben kann bzw. im Effekt hat, MigrantInnen von gesellschaftlichen Diskursen auszuschließen, ist vielen nicht bewusst. Einen ähnlichen Effekt hat auch die häufig beobachtete Reaktion bei Außenstehenden, die fragen, ob sich denn die türkischstämmigen TeilnehmerInnen auch mit ihrer eigenen Geschichte, insbesondere der Geschichte des Völkermordes an den Armeniern auseinandersetzen würden, bevor sie sich mit „unserer“ Geschichte beschäftigen. Auch dieser Reaktion liegt eine Trennung zwischen „ihrer“ und „unserer“ Geschichte zugrunde, die den Effekt eines Ausschlusses von gesellschaftlichen Diskursen in der Einwanderungsgesellschaft haben kann.

Pädagogische Angebote für multikulturelle Klassen in der Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz

Elke Gryglewski, Haus der Wannsee-Konferenz, Berlin



Elke Gryglewski

Als die Diskussion um die Frage, wie Erinnerung in der multikulturellen Gesellschaft aussehen könne bzw. auszusehen habe, vor etwa fünf Jahren auch für die Gedenkstätten an Relevanz gewann, nahmen wir einige organisatorische Veränderungen vor, die Jugendlichen nichtdeutscher Herkunft signalisieren sollten, dass wir sie als Besucher wahrnehmen und über ihre Anwesenheit in unserem Haus erfreut sind. So wurden z. B. die Informationsblätter, die im Foyer in zahlreichen europäischen Sprachen ausgestellt werden, auch ins Türkische und Arabische übersetzt. Bei Studientagen mit multikulturell zusammengesetzten Klassen wurde der Einstieg in den Tag z. B. dahingehend verändert, dass die Teilnehmenden zunächst anhand einer Collage, auf der viele unterschiedliche historische Ereignisse abgebildet sind, formulieren, welches das für sie wichtigste Ereignis ist. In einem zweiten Schritt wird dann geklärt, welche Bedeutung die Behandlung der Geschichte des Nationalsozialismus, insbesondere der Verfolgungsgeschichte der europäischen Juden, für die Jugendlichen hat. Inhaltlich wurde die Arbeit dahingehend verändert, dass Dokumente hinzugezogen wurden, die sich auf die Deportationsgeschichte türkischer Juden beziehen oder einen the-

matischen Zusammenhang zwischen dem Rassismus und dem Antisemitismus im Nationalsozialismus herstellen.

Alle Veränderungen können unter der Überschrift „Pädagogik der Anerkennung“ zusammengefasst werden, da sie vor allem das Ziel verfolgen, den Schülerinnen und Schülern nichtdeutscher Herkunft zu signalisieren, dass sie mit ihren Geschichten und möglichen Interessen wahrgenommen werden.

Aufgrund der positiven Erfahrungen mit multikulturell zusammengesetzten Gruppen, die im Haus der Wannsee-Konferenz gemacht wurden und die vielfach konträr zu Äußerungen von Pädagoginnen und Pädagogen zu Problemen bei der Behandlung der Verfolgungsgeschichte der europäischen Juden insbesondere mit muslimischen Jugendlichen standen, wurde ein Langzeitprojekt mit dem arabischen Jugendclub Karame e.V. initiiert, bei dem Berliner Jugendliche arabisch-palästinensischer Herkunft sich mehrere Monate mit der Verfolgungsgeschichte der europäischen Juden und mit der Geschichte der Palästinenser beschäftigten.

Im Rahmen dieses Projektes bestätigte sich, dass Jugendliche nichtdeutscher Herkunft, die sich mit ihrer Geschichte anerkannt fühlen, auch bereit sind, sich mit der Geschichte des Nationalsozialismus und der Verfolgungsgeschichte der europäischen Juden zu beschäftigen und Empathie mit den Opfern entwickeln können. Darüber hinaus wurde deutlich, dass problematische (z.B. antisemitische) Äußerungen weniger auf ein geschlossenes antisemitisches Weltbild hinweisen, sondern zum Beispiel in dem Wissen begründet sein können, dass solche Äußerungen ein hervorragendes Mittel der Provokation sind. Interessant war schließlich, dass die Bereitschaft, sich mit deutscher Geschichte zu befassen, bei den Jugendlichen offensichtlich sehr eng mit der Frage der eigenen Stellung in der Gesellschaft verknüpft ist. Das Gefühl, sich mit der

„eigenen“ oder „fremden“ Geschichte zu beschäftigen, wird vielfach von den Pädagoginnen und Pädagogen beeinflusst. In einer Gesellschaft, die den Jugendlichen mehrheitlich das Recht abspricht, Teil der deutschen Gesellschaft zu sein, rekurrieren sie auf ihre arabisch-palästinensische Identität.

Da im Laufe des Projekts immer wieder deutlich wurde, dass die Jugendlichen über keinerlei Kenntnis der Geschichte, Topographie und Bevölkerungszusammensetzung in Israel und den Palästinensischen Autonomiegebieten verfügten, ihr Bezug zu ‚Palästina‘ und der Geschichte der Palästinenser also rein emotionaler Natur zu sein schien, entstand die Überlegung, mit der Gruppe eine Reise in die Region zu unternehmen. Die Jugendlichen sollten die Grenze zwischen Israel und dem zukünftigen Palästina passieren, sie sollten die Orte, aus denen ihre Großeltern stammten, besuchen und in Begegnungen mit unterschiedlichen israelischen Gesprächspartnern feststellen können, dass es sich bei „den Juden“ oder „den Israelis“ um ein ausschließlich in ihrer Fantasie vorhandenes Konstrukt handelt. Die Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft stellte freundlicherweise die hierfür notwendigen Gelder zur Verfügung. Die wohl wichtigste Erfahrung, die die Jugendlichen im Rahmen der Reise machten, war die Irritation ihrer „Bilder im Kopf“. Nicht nur im Hinblick auf die Beurteilung der Region und der Menschen, auch in Bezug auf sich selber mussten die Jugendlichen erfahren, dass sie nicht als die „Palästinenser“ gesehen wurden, als die sie selbst sich bezeichnen. Mit ihrem Berliner Outfit wurden sie oft als typische Tel Aviver angesprochen ... So konstatierte die Kollegin von Karame e.V. am Ende der Reise: „Wir sind mit dreizehn Jugendlichen nichtdeutscher Herkunft gefahren und kommen mit dreizehn Berliner Jugendlichen zurück.“

Programm des 2. Bundesfachkongresses Interkultur

Nürnberg, 20.-22. Oktober 2008

Montag, 20. Oktober 2008

13.00 Uhr

Auftakt

Tatjana Maté - Musikalische Grenzgänge zwischen den Kulturen

13.15 Uhr

Begrüßung

Dr. Ulrich Maly, Oberbürgermeister der Stadt Nürnberg

13.30 Uhr

Grußwort

Andrea Balbach, Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend

13.45 Uhr

Eröffnungsvortrag

Ilija Trojanow, Schriftsteller, Wien: "Kulturen bekämpfen sich nicht, sie fließen zusammen"

anschl. Ilija Trojanow im Gespräch mit Dr. Rüdiger

Sareika, Evangelische Akademie Villigst

Vom Umgang mit kultureller Vielfalt in Deutschland

14.45 Uhr

Kultur- und integrationspolitische Entwicklungen der letzten Jahre im Überblick

Dr. Mark Terkessidis, Publizist, Köln/Berlin

anschl. Dr. Mark Terkessidis im Gespräch mit Dr. Bernd

Wagner, Kulturpolitische Gesellschaft e.V., Bonn

15.45 Uhr

Kaffeepause

16.15-18 Uhr

Kulturelle Vielfalt und Teilhabe in Deutschland – Die Sicht der Politik

Diskussionsrunde mit

- Prof. Dr. Karin von Welck, Senatorin für Kultur, Sport und Medien der Freien und Hansestadt Hamburg
 - Jörg Stüdemann, Beigeordneter für Kultur, Sport, Freizeit der Stadt Dortmund
 - Dr. Helga Trüpel, MdEP, Stellvertretende Vorsitzende des Ausschusses für Kultur und Bildung des Europäischen Parlaments
 - Dr. Dorothea Kolland, Leiterin des Kulturamts Berlin-Neukölln, Initiative Ratschlag Kulturelle Vielfalt
 - Moderation: Christine M. Merkel (Deutsche UNESCO Kommission)
- Mit Einspielung von Video-Statements verschiedener Künstler/innen

18.30-21.30 Uhr

Empfang der Stadt Nürnberg – Der Kongress feiert im Rathaus

Ort: Historischer Rathaussaal

Begrüßung: Prof. Dr. Julia Lehner, Kulturreferentin der

Stadt Nürnberg und Rainer Pröiß, Referent für Jugend,

Familie und Soziales der Stadt Nürnberg

Musik: Yara Linss, Stipendium des Preises für Kultur und Wissenschaft der Stadt Nürnberg 2008

Dienstag, 21. Oktober 2008

9.00 Uhr

Milieus und Lebenswelten von Migrantinnen und Migranten in Deutschland – Daten und Fakten

Vortrag von Meral Cerci, Landesamt für Datenverarbeitung und Statistik Nordrhein-Westfalen

10.30 Uhr

Kaffeepause

11.00 Uhr

Formen organisierten Handelns von Migrantinnen und Migranten – Wege zu gesellschaftlicher Teilhabe

Podiumsgespräch mit

- Ergun Can, Netzwerk türkeistämmiger Mandatsträger/innen, Stuttgart
- Dr. Karamba Diaby, Bundesausländerbeirat, Halle/Saale
- Dejan Perc, Serbischer Kulturverein Heiliger Sava, Forum der Kulturen Stuttgart e.V.
- Mitra Sharifi Neystanak, Arbeitsgemeinschaft der Ausländerbeiräte Bayerns
- Marcela Zuñiga, Verband binationaler Familien und Partnerschaften iaf Leipzig e. V.
- Einführung und Moderation: Prof. Dr. Karin Weiss, Integrationsbeauftragte Brandenburg

12.30-14 Uhr

Mittagspause

14.00-17.30 Uhr

Kulturelle Vielfalt und Teilhabe in verschiedenen Handlungsfeldern – Zwischenbilanz und Perspektiven in parallelen Fachforen

Wie sieht es mit der Teilhabe von Migrantinnen und Migranten als Nutzerinnen und Nutzer kommunaler Angebote, aber auch als Akteure und Anbieter/innen aus? Spiegeln die Angebote in ihren Themen und Inhalten die kulturelle Vielfalt der Gesellschaft? Wie kann Partizipation weiter gefördert und ausgebaut werden? In zehn parallelen Fachforen werden diese und ähnliche Fragen bezogen auf exemplarische Handlungsfelder und unter verschiedenen Themenstellungen diskutiert und Ansätze zur Weiterentwicklung erarbeitet.

Fachforum 1:

Strategien interkultureller Kulturpolitik

Wie können Chancen und Potentiale im Bereich von Kunst und Kultur für den interkulturellen Dialog und das transkulturelle Zusammenleben in der Einwanderungsgesellschaft gefördert und genutzt werden? Welche unterschiedlichen Ansätze in der interkulturellen Kunst- und Kulturpolitik gibt es? Welche Handlungsempfehlungen können aus den Erfahrungen in verschiedenen Städten gewonnen werden?

Programm

Einführung: **Ulla Harting**, Kulturabteilung der Staatskanzlei Nordrhein-Westfalen

Moderation: **Ana María Jurisch**, Büro für interkulturelle Kommunikation, Aachen

Beiträge:

Tayfun Demir, Referat für Integration der Stadt Duisburg

Tina Jerman, EXILE Kulturkoordination e.V., Essen

Elena Marburg, Bezirksamt Marzahn-Hellersdorf, Berlin

Jürgen Markwirth, Amt für Kultur und Freizeit der Stadt Nürnberg

Sabine Schirra, Kulturamt der Stadt Mannheim

Jörg Stüdemann, Dezernat für Kultur, Sport und Freizeit der Stadt Dortmund

Fachforum 2:

Partizipation in soziokulturellen Einrichtungen

Was bedeutet interkulturelle Öffnung für die Praxis soziokultureller Einrichtungen? Welche notwendigen Voraussetzungen und Erfolgskriterien lassen sich aus erfolgreichen Beteiligungsformen ableiten? Wie könnte ein eigenständiges Profil interkultureller Arbeit mit aktiver Beteiligung von Migrantinnen und Migranten in der Soziokultur aussehen?

Einführung:

Ingrid Wagemann,

Landesarbeitsgemeinschaft Soziokultur Niedersachsen, Hannover

Moderation: **Torsten Groß**, Institut für soziale und kulturelle Arbeit, Nürnberg

Beiträge:

Gülay Aybar-Emonds und **Peter Hautmann**, Amt für Kultur und Freizeit der Stadt Nürnberg

Dörte Redmann, SPÖKUSA e.V., Hannover

Hans-Joachim Ruile, Kulturhaus Kresslesmühle, Augsburg

Fachforum 3:

Museen und Geschichtsprojekte

Wie wird Migration in ihren vielfältigen Facetten zum Gegenstand der Sammlungen, Präsentation und Erforschung in historischen, kultur- und zeitgeschichtlichen Museen? Wie spiegeln Museen in ihren Angeboten und Sammlungen die kulturelle Vielfalt der Bevölkerung wider? Wie gelingt es, Besucher/innen aus Bevölkerungsschichten mit Migrationshintergrund zu gewinnen?

Einführung und Moderation:

Dr. Dorothea Kolland, Kulturamt Neukölln, Berlin

Beiträge:

Dr. Anja Dauschek, Stadtmuseum Stuttgart

Aytaç Eryilmaz, Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland e.V. (DOMID), Köln

Petra Zwaka, Kinder- und Jugendmuseum Schöneberg, Berlin

Fachforum 4:

Partizipation durch Empowerment – Jugendliche mit Migrationshintergrund in der Jugendarbeit

Jugendliche mit Migrationshintergrund stellen in vielen Städten mittlerweile die Mehrheit der „Kundinnen und Kunden“ der Jugendarbeit. Wie können sie besser in die Planungen und Aktivitäten der Jugendarbeit einbezogen und gezielt gestärkt werden? Empowerment, Qualifizierung als Jugendleiter, Änderung von Verbandsstrukturen und Vernetzungsarbeit sind dabei zentrale Inhalte des Forums.

Einführung und Moderation:

Dr. Stephan Bundschuh, Informations- und Dokumentationszentrum für Antirassismusbearbeitung (IDA) e.V., Düsseldorf und **Michaela Hillmeier/Jakob Ruster**, VIA Bayern – Verband für interkulturelle Arbeit e.V., München

Beiträge:

Serdar Akin, Bund der Alevitischen Jugendlichen in Deutschland e.V., Köln

Margarita Bergen, Institut für Migrations- und Aussiedlerfragen, Heimvolkshochschule St. Hedwigs-Haus e.V., Oerlinghausen

Halil Can, Projektinitiative HAKRA – Empowerment aus der „People of Colour“-Perspektive, Berlin

Christoph Leucht, Regionale Arbeitsstellen für Bildung, Integration und Demokratie (RAA) e.V., Berlin

Fachforum 5:

Interkulturelle Bibliotheksarbeit

Wie steht es um interkulturelle Öffnung und Teilhabe in öffentlichen Bibliotheken? Welche Rolle können Bibliotheken im Gesamtrahmen kommunaler Integrationspolitik spielen? Welchen Beitrag leisten sie zu Sprach- und Leseförderung? Wie sehen erfolgreiche Ansätze interkultureller Bibliotheksarbeit aus? Was macht ein effektives interkulturelles Bibliotheksmanagement aus?

Einführung und Moderation:

Susanne Schneeorst, Stadtbibliothek Nürnberg

Beiträge:

Birgit Lotz, Stadtteilbibliothek Gallus, Frankfurt am Main

Birgit Lange, Stadtbücherei Lahr

Sibel Ulucan, Referentin für interkulturelle Bibliotheksarbeit, Mainz

Fachforum 6:

(Inter-) Kulturelle Bildung

Was kann Kulturelle Bildung für Integration und eine verbesserte Teilhabe von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund leisten? Wie vermittelt sie interkulturelle Kompetenz? Welche speziellen Ansätze interkultureller Bildung gibt es in Rahmenkonzeptionen Kultureller Bildung? Welche Erfahrungen gibt es mit dem NRW-Landesprogramm Kultur und Schule und kommunalen Modellen?

Einführung und Moderation: **Eva Krings**, Kulturabteilung der Staatskanzlei Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf

Beiträge:

Erika Beverungen-Gojdka, Fachbereich Jugend, Schule und Sport der Stadt Hattingen

Barbara Grupp, Kunstschule Filderstadt

Dolores Smith, Bundesverband der Jugendkunstschulen und kulturpädagogischen Einrichtungen e.V., Unna

Fachforum 7:

Bürgerschaftliches Engagement von Migrantenorganisationen und -vereinen

Welche Ansätze bürgerschaftlichen Engagements gibt es bei Migrantenorganisationen und -vereinen? Was sind die Voraussetzungen für eine bessere Förderung und den Ausbau von Potentialen und Möglichkeiten des Engagements? Inwieweit müssen sich einerseits die Strukturen und Ziele der Vereine und andererseits die Rahmenbedingungen auf kommunaler bzw. Landesebene ändern?

Einführung: **Benjamin Wösten**, INBAS-Sozialforschung GmbH, Frankfurt am Main

Moderation: **Svetlana Acevic** und **Rolf Graser**, Forum der Kulturen Stuttgart e.V.

Beiträge:

Jean Bizimana, Afrikanischer Elternverein e. V., Aachen

Jama Maqsudi, Deutsch-Afghanischer Flüchtlingshilfe Verein (DAFV) e.V., Stuttgart

Friedemann Walther, Bürgerstiftung Neukölln, Berlin-Neukölln

Florin Zaheu, Deutsch-Rumänisches Forum e. V., Stuttgart

Fachforum 8:

Interkulturelle Bildung im ländlichen Raum und in Regionen mit niedrigem Migrantenanteil

Die Auseinandersetzung mit integrationspolitischen Themen und interkulturellen Projekten geht meist von der Situation in größeren Städten und Ballungsräumen in den westlichen Bundesländern mit einem hohen Anteil von Migrantinnen und Migranten aus. Wie sieht erfolgreiche interkulturelle Bildung und Teilhabe in Regionen mit niedrigem Migrantenanteil aus? Welche Ansätze erfordert die Situation in den östlichen Bundesländern?

Einführung und Moderation: **Dr. Mehmet Alpkek**, Türkischer Bund Berlin-Brandenburg

Beiträge:

Ursula Albuschkat, Kreisjugendring Forchheim

Irina Holzmann, Selbsthilfegruppe „Kontakt“ e.V., Eberswalde

Susanne Theilmann, RAA Mecklenburg-Vorpommern

Katja Worch, RAA Brandenburg/Demokratie und Integration Brandenburg e.V., Potsdam

Fachforum 9:

Interkulturelles Musikleben in Deutschland am Beispiel der Populären Musik

Welche Programme gibt es zur Förderung der Teilhabe von Migrantinnen und Migranten an der Populären Musik? Inwieweit hat die Musikpädagogenausbildung auf die veränderte Zusammensetzung der Schülerschaft reagiert? Spiegelt sich die kulturelle Vielfalt der Gesellschaft in den Angeboten der Musikschulen und bei öffentlich geförderten Konzerten? Welchen Stellenwert haben in Deutschland entstehende Cross-over-Projekte?

Einführung und Moderation: Tobias Maier, radiomultikulti/Rundfunk Berlin-Brandenburg, Berlin

Beiträge:

Mehmet Ergin, Musiker, Hamburg

Prof. Udo Dahmen, Künstlerischer Direktor und Geschäftsführer Popakademie Baden-Württemberg, Vizepräsident Deutscher Musikrat

Dr. Wolfgang Bender, Musikethnologe, Geschäftsführer des Zentrums für Weltmusik, Universität Hildesheim

Fachforum 10:

Interkulturelle Lernanstöße zwischen Fußball, Kultur und Bildung

Beim Fußballspiel in Schulen und Vereinen und auf Wiesen im ganzen Land finden 'wie von selbst' interkulturelle Begegnungen statt. Wie kann die Fußballbege-

sterung gerade bei Jugendlichen genutzt werden, um interkulturelle Lernanstöße zu geben und die Teilhabe von Migranten zu verbessern? Welche Beispiele gelungener Zusammenarbeit von Sport, Kultur-, Jugend- und Bildungseinrichtungen gibt es?

Einführung und Moderation: **Prof. Dr. Dieter H. Jütting**, Sportsoziologe an der Westfälischen Wilhelms-Universität, Münster

Beiträge:

Mehmet Matur, Türkiyemspor Berlin, Berliner Fußball-Verband

Rüdiger Heid, „Bunt kickt gut!“, München

Steffi Biester, KICKFAIR e.V., Stuttgart (*musste wegen Erkrankung kurzfristig absagen*)

15.45-16.15 Uhr

Kaffeepause nach Bedarf

17.45 Uhr

Interkultur vor Ort:

Möglichkeit zum Besuch verschiedener Nürnberger Einrichtungen

Ab 19.30 Uhr

Kongress-Treff – Gespräche, Begegnungen, Diskussionen im KunstKulturQuartier, Königstraße 93

Mittwoch, 22. Oktober 2008

9.00 Uhr

Migration und Geschichte – Geschichtsaneignung in der deutschen Einwanderungsgesellschaft

Zur gesellschaftlichen Teilhabe und Identitätsbildung gehört auch die Beschäftigung mit Geschichte. Was bedeutet es für die Auseinandersetzung mit Nationalsozialismus, Holocaust und Antisemitismus, wenn ein immer größerer Anteil von jungen Menschen in Deutschland andere kulturelle Hintergründe hat, mit anderen Traditionen aufwächst? Welche Bilder von der jüngeren deutschen Geschichte haben junge Migrantinnen und Migranten? Wie können Projekte der Geschichtsvermittlung vor diesem Hintergrund aussehen?

Einführung:

Prof. Dr. Viola B. Georgi, Freie Universität Berlin/ Fachbereich Erziehungswissenschaften und Psychologie

Moderation: **Dr. Andreas Eberhardt**, Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V., Berlin

Beiträge:

Thomas Heppener, Anne Frank Zentrum, Berlin

Jutta Weduwen, Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V./ Projektbereich Interkulturalität, Berlin

Elke Gryglewski, Haus der Wannsee-Konferenz, Berlin

11.00 Uhr

Kaffeepause

11.30 Uhr

Tagungsberichterstattung und Bilanz

Podiumsgespräch mit den Kongressbeobachterinnen und -beobachtern

13.00 Uhr

Verabschiedung/Ausklang

14.00 Uhr

Kongressende

Referentinnen und Referenten



Svetlana Acevic

M. A., geboren 1975 in Belgrad, lebt seit 1994 in Deutschland. Studium der Germanistik an der Universität Stuttgart und an der University of Tennessee, Knoxville, USA, wo sie als Assistentin für Deutsch als Fremdsprache arbeitete. Seit ihrer Rückkehr nach Deutschland arbeitet sie an verschiedenen Projekten im Kunst-, Kultur- und Migrationsbereich. Seit 2006 ist sie als Referentin für Kultur und Bildung beim Forum der Kulturen Stuttgart tätig. Seit 2008 Kuratoriumsmitglied des Fonds Soziokultur.



Serdar Akın

wurde geboren 1982 in Augsburg (seine Eltern stammen aus der Provinz Sivas in Ostanatolien) und ist seit Februar 2008 der Generalsekretär des Bundes der Alevitischen Jugendlichen in Deutschland e.V. (www.AAGB.net ist die Onlinepräsenz des Verbandes dessen Administration und inhaltliche Umsetzung ebenfalls zu seinem Tätigkeitsfeld gehören). Er befindet sich momentan im Masterstudium der Informatik und schreibt regelmäßig Artikel für die „Stimme der Aleviten“, der haus-eigenen Publikation der Alevitischen Gemeinde Deutschland e.V. (AABF).



Ursula Albuschkat

Jahrgang 1973, Studium der Sozialpädagogik (Dipl. Soz. Päd. FH) und des Socialmanagements (Master of Arts) an der Fachhochschule Münster. Seit September 2002 als kommunale Jugendpflegerin beim Kreisjugendring Forchheim tätig (www.kjr-forchheim.de). Neben der kommunalen Jugendpflege ist sie zuständig für den Bereich Bildung und Prävention. Seit Oktober 2007 übernimmt sie zusätzlich die Aufgaben der Lokalen Koordinierungsstelle für das „Bundesprogramm „Vielfalt tut gut“ Jugend für Vielfalt, Toleranz und Demokratie“.



Dr. Mehmet Alpök

Diplom Politologe. Studium an der Freien Universität Berlin, Promotion an der Humboldt Universität. Lebt seit 1969 in Deutschland. Er leitet das Projekt Elternlotsen Berlin Mitte des Türkischen Bund Berlin-Brandenburg. Seit langen Jahren arbeitet er im Bereich Migration, mit dem Schwerpunkt Elternbildung.



Gülay Aybar-Emonds

Jahrgang 1961, in Adana geboren, seit 1980 in Deutschland, Dipl. Psychologin, Mediatorin, seit 1986 bei der Stadt Nürnberg im Amt für Kultur und Freizeit beschäftigt. 1986-1990 im Kulturtreff Bleiweiss/Stadtteilereinrichtung, seit 1990 im Inter-Kultur-Büro des Amtes tätig.



Univ.-Doz. Dr. Wolfgang Bender

Geschäftsführer des Zentrums für Weltmusik an der Universität Hildesheim.



Margarita Bergen

geboren 1971 in Kirgistan. Seit 1999 Bildungsreferentin im Institut für Migrations- und Aussiedlerfragen in Oerlinghausen bei Bielefeld, Seminare der Politischen und Sozialen Bildung für Aussiedler und Migranten mit überwiegend russischsprachigem Hintergrund, interkulturelle Seminare und Projekte für Multiplikatoren in der Migrationsarbeit, EU-Projekte. 1997-1999 Jugendhof Vlotho, Bildungsstätte des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, Fachbereich Politische Bildung, Multikulturelle Gesellschaft. Deeskalationstrainerin. Konzeptentwicklung der Veranstaltungsreihe für junge Multiplikatoren mit und ohne Migrationshintergrund: „Ehrenamtliche Jugendarbeit im interkulturellen Kontext“, Schwerpunkt Förderung der Talente und Kompetenzen der Migranten und Aussiedler, Netzwerkarbeit.



Erika Beverungen-Gojdka

Jahrgang 1954, Sozialarbeiterin und Abteilungsleiterin der Abteilung Jugendförderung des Fachbereichs Jugend, Schule und Sport der Stadt Hattingen. Von 1975 bis 1981 Sozialarbeiterin in den Bereichen Jugendförderung und offene Jugendarbeit in den Berliner Bezirken Wedding und Neukölln. Seit 1981 Tätigkeit bei der Stadt Hattingen mit den Arbeitsgebieten: offene Kinder- und Jugendarbeit, Kinder- und Jugendkultur, Interkultur, Fachberatung für SGB II-Bezieher/Innen, Präventionsarbeit in den Bereichen Sucht, Gewalt, Missbrauch.



Steffi Biester

KICKFAIR e.V., Stuttgart
Entwicklung des Projekts KICK FORWARD: Straßenfußball als Zugang zu interkulturellem und sozialem Lernen; im Mai 2007 Gründung des KICKFAIR e.V. (www.kickfair.org). Arbeits- und

Interessenschwerpunkt: Wie kann man Sport als Motor sozialer Entwicklung nutzen? Wie kann Sport positiv zum gesellschaftlichen Miteinander beitragen? Mit dem Teilprojekt „Straßensport Ostfildern“ Preisträgerin des Fußball-Bildungspreises Lernanstoß 2006 der Deutschen Akademie für Fußball-Kultur.



Jean Bizimana

geb. 1953 in Rwanda absolvierte ein Ingenieurstudium an der FH Köln. Anschließend übernahm er die Projektleitung von Infrastrukturbauvorhaben in seinem Heimatland, wo er parallel dazu eine pädagogische Ausbildung absolvierte. Nach seiner Fortbildung des Projektmanagements an der RWTH Aachen arbeitete er für verschiedene Organisationen in Deutschland. Die Unterstützung von Migrantenorganisationen ist eines seiner Arbeitsfelder bei der Integrationsagentur der Caritas, in der er zur Zeit tätig ist.



Dr. Stephan Bundschuh

Dr. phil., geb. 1962, Studium der Philosophie, Geschichte und Soziologie in Stuttgart und Frankfurt am Main, Promotion in Philosophie über die theoretische Einordnung der anthropologischen Aspekte in der Sozialphilosophie Herbert Marcuses, 1999-2000 Referent für politische Bildung beim Bund Deutscher PfadfinderInnen und der Jugendbildungsstätte Alte Schule Anspach, seit 2000 beim Informations- und Dokumentationszentrum für Antirassismusbearbeitung (IDA) e.V. in Düsseldorf tätig, seit 2001 im Amt des Geschäftsführers. Mitglied im Gesamtbeirat der beiden Bundesprogramme „Vielfalt tut gut. Jugend für Vielfalt, Toleranz und Demokratie“ und „kompetent. für Demokratie-Beratungsnetzwerke gegen Rechtsextremismus“.



Ergun Can

1958 in Istanbul geboren und seit Januar 1964 in Deutschland. Studium an der FH Gießen zum Dipl. Ing. Maschinenbau. Ehrenamtliches Engagement und Mitgliedschaften: Gründungs- und Vorstandsmitglied der Deutsch-Türkischen Gesellschaft, Stuttgart, Bundesvorsitzender des Netzwerks türkischstämmiger Mandatsträgerinnen und Mandatsträger, Bonn/Hamburg, Kuratoriumsmitglied Deutsch-Türkisches Forum Stuttgart e.V. Sonstige Mitgliedschaften: Rotes Kreuz, AWO, Naturfreunde. Engagement in und für die SPD seit 2001. Ortsvereinsvorsitzender des Ortsvereins Stuttgart-Degerloch, davor Vorstandsmitglied, seit Sep. 2004 Mitglied des Stuttgarter Gemeinderats.

Halil Can

studierte Politikwissenschaft an der Freien Universität Berlin und ist zur Zeit Doktorand am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin. Er ist freiberuflich in der politischen Bildungsarbeit als Empowerment-Trainer und Dozent tätig. Seine Tätigkeits- und Forschungsschwerpunkte umfassen die Themenfelder Transnationale Migration, (Familien-)Biographie, Erinnerung, Identität, Generation, Rassismus, Diskriminierung und Empowerment (aus der People of Color-Perspektive).



Meral Cerci

M.A., leitet im LDS NRW Forschungsprojekte zum Thema Interkultur. Darüber hinaus ist sie Lehrbeauftragte am Institut für Medien und Kultur der Universität Düsseldorf und begleitet das Programm interkultur.pro (Professionalisierung des interkulturellen Kunst- und Kulturmanagements in NRW) wissenschaftlich.



Prof. Udo Dahmen

geb. 1951 in Aachen, Klass. Musikstudium mit Hauptfach Schlagzeug an der Musikhochschule Rheinland in Aachen und Köln und weitere Studien bei Dante Agostini - in Paris. Von 1980-2003 in Hamburg freiberuflicher Musiker. 1983-1993 Dozent an der Hochschule f. Musik und Theater, Hamburg. 1994-2003 Sprecher des Kontaktstudienganges Populärmusik an der Hochschule für Musik und Theater, Hamburg. 1994-2003 Leiter der Abt. Rock/Pop/Jazz an der Berufsfachschule f. Musik, Dinkelsbühl. Seit 2003 in Mannheim künstl. Direktor der Popakademie Baden - Württemberg in Mannheim. Funktionen als Vizepräsident und Ausschussvorsitzender Bundesfachausschuss Populäre Musik des Deutschen Musikrates, Kuratoriumsmitglied der Deutschen Phonoakademie und Präsident des deutschen Schlagzeugverbandes „Percussion Creativ“.



Dr. Anja Dauschek

Jahrgang 1966, Dr. phil., ist seit 2007 als Leiterin des Planungsstabs Stadtmuseum für den Aufbau eines Stadtmuseums in Stuttgart verantwortlich. Studium der Sozialwissenschaften an der Ludwig-Maximilians-Universität München und Museum Studies an der George Washington University, Washington D.C., Promotion im Fach Volkskunde. 2000-2006 Museumsberaterin bei der international arbeitenden Museumsberatung LORD Cultural Resources in Berlin. Lehraufträge im Bereich Museumsmanagement u. a. an der Universität Tübingen und der FU Berlin.



Tayfun Demir

geboren 1950 in Ahlat/Türkei war tätig als Journalist, Verleger und Herausgeber in Istanbul. 1977 Emigration nach Deutschland. Seit 1979 Mitarbeiter der Stadt Duisburg mit verschiedenen Aufgaben: Projektbetreuung, Kultur- und Bildungsarbeit; Kulturmanagement, Lektoratstätigkeiten in deutsch-türkischen Kontext. Mitarbeit beim DOMID, DBI (Deutsches Bibliotheksinstitut Berlin), NRW Kultursekretariat. Interkulturelle Kulturarbeit beim Referat für Integration. Veröffentlichungen von Bibliographien, Ausstellungskatalogen, Essays und literarischen Texten.



Dr. rer. nat. Karamba Diaby

Jahrgang 1961, ist promovierter Chemiker und zur Zeit Leiter des Projektpools „Migration und Integration“ der Jugendwerkstatt „Frohe Zukunft“ Halle-Saalkreis e.V./Begegnungszentrum für Ausländer und Deutsche. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Interkulturelle Bildung, Integration von MigrantInnen, Moderation sowie Training für Interkulturelle Kompetenz und Diversity. Desweiteren ist er in zahlreichen Gremien wie z. B. dem Ausländerbeirat der Stadt Halle/Saale (Vorsitzender) tätig.



Dr. Andreas Eberhardt

Dr. phil. M.A., geb. 1962, ist Geschäftsführer der bundesweiten Vereinigung Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V.; in verschiedenen Oral-History-Projekten mit Konzeption, Auswertung und Durchführung von Interviews mit Opfern des Nationalsozialismus und politisch Verfolgten der SBZ/DDR befasst, Projektentwicklungen in den Bereichen Erinnerungskultur, Zeitzeugen sowie Auseinandersetzung mit Rechtsextremismus, Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus, aktuell Aufbau eines online-Beratung-Portals; Mitglied im Beirat der Bundesprogramme „Vielfalt tut gut“ und „kompetent. Für Demokratie“; Veröffentlichungen zur Literatur von Gefangenen und zum biographischen Erzählen, zuletzt „Kinder über den Holocaust. Frühe Zeugnisse 1944-1948“ (als Herausgeber gemeinsam mit Feliks Tych, Alfons Kenkmann und Elisabeth Kohlhaas).



Mehmet Ergin

in Istanbul als Sohn einer Tänzerin und eines Musikers geboren, ist im Alter von 6 Jahren mit seinen Eltern nach Bremen eingewandert. Schon in seiner Jugend komponierte Mehmet erste Lieder, gründete seine erste Band und machte sich bald als Musiker einen Namen. Lebt als Musiker, Produzent und Komponist in Hamburg. Sein erstes Soloalbum erhielt eine Echo Nominierung für den Bereich „Beste Jazzproduktion“. Mehmet Ergin hat an



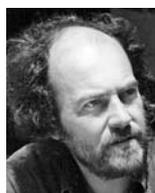
Aytaç Eryilmaz

wurde 1952 in der Türkei geboren. Er ist Geschäftsführer von „DOMiD- Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland e.V.“. Er war zusammen mit Dr. Mathilde Jamin Projektleiter der zweisprachigen Ausstellung „Fremde Heimat. Eine Geschichte der Einwanderung aus der Türkei“ 1998 im Ruhrlandmuseum Essen sowie der Fotoausstellung „So fing es an ...“ aus dem Jahr 2000. Außerdem leitete er 2001 die Ausstellung „40 Jahre Fremde Heimat“ im Historischen Rathaus Köln. Des Weiteren war er einer der Kuratoren des Initiativprojektes der Kulturstiftung des Bundes „Projekt Migration“ in Köln 2002-2006. Gemeinsam mit anderen Initiatoren setzt er sich seit Jahren für den Aufbau eines Migrationsmuseums in Deutschland als Zentrum für Geschichte, Kunst und Kultur der Migration ein.



Prof. Dr. Viola B. Georgi

ist Juniorprofessorin für Interkulturelle Erziehungswissenschaft an der Freien Universität Berlin. Sie studierte Erziehungswissenschaften und Soziologie an der Goethe-Universität Frankfurt, der University of Bristol (GB) und der Harvard University (USA). 1999-2003 arbeitete sie als wissenschaftliche Projektleiterin am Centrum für angewandte Politikforschung der Ludwig-Maximilians-Universität München. Zu ihren Arbeits- und Forschungsschwerpunkten gehören Geschichtsbewusstseinsforschung, Interkulturelle Bildung, Citizenship Education, Demokratiepädagogik, Migrationsforschung, politischer und religiöser Extremismus, Antisemitismus und Holocaust Education.



Rolf Graser

geb. 1954 in Stuttgart, gelernter Verlagsbuchhändler und über 20 Jahre lang im Kosmos-Verlag tätig, ist seit Gründung des Forums der Kulturen Stuttgart e. V. im Mai 1998 dessen Geschäftsführer. Ehrenamtlich ist Rolf Graser seit 26 Jahren Vorsitzender des soziokulturellen Zentrums „Laboratorium“ in Stuttgart und dort auch heute noch aktiv.



Torsten Groß

Jahrgang 1957; Diplom-Pädagoge; Nach Tätigkeiten in der Jugendkulturarbeit und Soziokultur seit 1998 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für soziale und kulturelle Arbeit Nürnberg (ISKA); Aktuelle Arbeitsschwerpunkte: Projekt „gemeinsam

engagiert“ in Kooperation mit der Arbeitsgemeinschaft der Ausländerbeiräte Bayerns (AGABY), Landesnetzwerk Bürgerschaftliches Engagement, Mitinitiator und -betreiber des Forums Interkultur (www.forum-interkultur.de). Ehrenamtlich tätig u. a. im Kuratorium des Fonds Soziokultur, in der Redaktionsgruppe des „Informationsdienst Soziokultur“ der Bundesvereinigung soziokultureller Zentren und im Sprecherrat der Landesgruppe Bayern der Kulturpolitischen Gesellschaft



Dipl. Pol. Elke Gryglewski

geboren in Berlin, seit 1995 in der Bildungsabteilung/Haus der Wannsee-Konferenz



Ulla Harting

Erziehungswissenschaftlerin, seit 1991 in der Landesregierung Nordrhein-Westfalen. Ab Januar 2002 in der Kulturabteilung, Referatsleiterin des Referates „Zielgruppenspezifische Kulturangelegenheiten, Interkulturelle Kunst- und Kulturarbeit, Kultur und Alter, Kultur von Frauen“. Seitdem konzeptioneller Aufbau des Referates; i.e. im Bereich Interkultur: Förderung von interkulturell ausgerichteten landesweit wirkenden Kunstprojekten, Initiierung von Grundlagenforschungen zum demografischen Wandel (Sinus-Studie, Forschungen zu Kunst- und Kulturerwartungen unterschiedlicher Zielgruppen, zur Angebotsentwicklung, Öffentlichkeitsarbeit und Publikumserweiterung), Entwicklung und Förderung von strukturbildenden Projekten zur kulturellen Vielfalt unserer Stadtgesellschaften („Kommunale Handlungskonzepte Interkultur“ und „Professionalisierung eines interkulturell orientierten kommunalen und freien Kunst- und Kulturmanagements“)



Peter Hautmann

Jahrgang 1955, Dipl. Soz.Päd. (FH) und seit 1981 im Amt für Kultur und Freizeit der Stadt Nürnberg beschäftigt. Aktuell als Abteilungsleiter der städtischen Kulturläden, den soziokulturellen Stadtteileinrichtungen des Amtes. Darüber hinaus langjährige Erfahrungen in der Organisationsentwicklung und Verwaltungsmodernisierung.



Rüdiger Heid

49 Jahre, hat Sozialgeographie, Völkerkunde und Regionalplanung in Toulouse und München studiert. Nach freiberuflichen Tätigkeiten in der Stadtplanung und der Stadtteilarbeit ist er seit 1996 Leiter von „buntkicktgut!“, der interkulturellen Straßenfußball-Liga, München.



Thomas Heppener

geboren 1966 in Berlin
Lehrer, Betriebswirt und Stiftungsmanager ist seit 18 Jahren in der Arbeit gegen Rechtsextremismus, Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus aktiv, Direktor des Anne Frank Zentrums und stellvertretender Vorsitzender der Stiftung Demokratische Jugend



Michaela Hillmeier

Ethnologin M.A., Master in Politik internationaler Migration (UBA/IOM), Studium der Interkulturellen Kommunikation und verschiedene Fortbildungen zum Thema Antirassismus, Diversity Management. Seit 2001 freie Interkulturelle Trainerin, Projektmanagement interkultureller Jugendprojekte, DaF-Lehrerin, TEFL-Teacher, Autorin bei PONS. Mitarbeiterin beim VIA Bayern e.V.: Projektkoordination „Fit für Vielfalt“, Konzeption von Trainings und Seminaren, Beratung in der Projektarbeit.



Irina Holzmann

1972 in Kasachstan geboren, studierte Geschichte und Pädagogik an der staatlichen Universität in Kustanaj (Kasachstan). Seit 2001 Gründerin der Initiative der Spätaussiedlerfamilien in Eberswalde und Leiterin des Modellprojekts zum Aufbau von ehrenamtlichen Strukturen der Spätaussiedler in Brandenburg. Seit 2005 Mitarbeiterin des Migrationsfachdienstes des Bundes der Vertriebenen. Mitglied in Arbeitsgruppe 1 des Nationalen Integrationsplans, Integrationsbeirat Land Brandenburg, Sprecherrat Soziale Stadt Eberswalde. Ehrenamtliche Vorsitzende der Migrantinnenorganisation „Kontakt Eberswalde e.V.“



Tina Jerman

M.A., Studium der Kunstgeschichte, Philosophie und Literaturwissenschaft in Bochum, Wien und Essen. Fachkoordinatorin für Kultur und Entwicklung im Eine-Welt-Netz NRW. Seit 1982 Geschäftsführerin der EXILE-Kulturkoordination, einer Agentur für interkulturelle und internationale Kunst- und Kulturprojekte. Lehrbeauftragte an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Gründungs- und Vorstandsmitglied des Eine Welt Netzes NRW. 2004 bis 2005 Eine-Welt-Beauftragte der Landesregierung NRW. Seit 2007 Projektleitung „Professionalisierung Interkulturelles Kunst- und Kulturmanagement“. Veröffentlichungen zum Thema Kulturelle Vielfalt, Kultur und Nachhaltigkeit.



Prof. Dr. Dieter H. Jütting

Sportsoziologe, Westfälische Wilhelms-Universität Münster, Institut für Sportwissenschaft, Leiter der Forschungsgruppe „Akademisches-Fußball-Team an der WWU“; seit 2006 Vorsitzender der Jury zum Fußball-Bildungspreis „Lernanstoß“ bei der Deutschen Akademie für Fußball-Kultur; Vorsitzender der Kommission Vereinsentwicklung. Arbeitsgebiete u.a.: Allgemeine Sportentwicklung (Spitzensport, Breitensport, Freizeitsport), Interkulturell-vergleichende Sportforschung, Soziologie der Sportarten



Ana María Jurisch

Geboren in Buenos Aires, Argentinien. Studium der Soziologie und Philosophie an der RWTH Aachen. Ausbildungen als Moderatorin und Mediatorin. 1983-1993 Referentin in der Deutschen Stiftung für Internationale Entwicklung, Bad Honnef, 1995 -2000 Referentin für Umwelt und Entwicklung im Welthaus Aachen, 2004 -2006 wissenschaftliche Mitarbeiterin bei EXILE Kulturkoordination, Essen. Seit 2002 freiberufliche Moderatorin und Beraterin beim Referat Kulturelle Integration der Staatskanzlei NRW. Seit 2007 Büro für interkulturelle Moderation, Beratung und Training in den Feldern Entwicklungspolitik, nachhaltige Entwicklung, Migration, Integration, Interkultur, Frauen, Gender & Diversity.



Dr. Dorothea Kolland

Geboren 1947. Studium von Gesang, Musikwissenschaften, Soziologie und Italienisch, 1978 bis 1981 Bildungsreferentin bei der Bundesvereinigung Kulturelle Jugendbildung. Seit 1981 Leiterin des Kulturamtes Berlin-Neukölln. Mitglied in Gremien und Beiräten, unter anderem im Rat für die Künste Berlin, Vorstandsmitglied der Kulturpolitischen Gesellschaft, Expertin beim Europarat. Publikationen zu musik-, kultur- und regionalgeschichtlichen Themen, Jugendkultur, Stadtentwicklung und kulturpolitischen Themen, insbesondere zu Interkultur/Diversity, Social Inclusion, Kulturelle Bildung und Stadtteilkulturentwicklung.



Eva Krings

geb. 1956, Dipl. Psych., Journalistin zu Themen der Kultur- und Medienpolitik, Geschäftsführerin des Deutschen Kulturrats, Beigeordnete der Stadt Solingen für Schule, Kultur, Sport, Bürgerbüro, Ausländerangelegenheiten, seit 2002 Gruppen- und Referatsleiterin (Grundsatzfragen, Kulturelle Bildung u.a.) der Kulturabteilung der Staatskanzlei Nordrhein-Westfalen.



Birgit Lange

Nach dem Abitur Studium zum Diplom-Bauingenieur, danach Wechsel ins bibliothekarische Fach, Tätigkeit als Bibliotheks-Assistentin, wegen Ausreise-Antrag aus der DDR keine Zulassung zum Studium erhalten. Sommer 1989 Ausreise, ab Frühjahr 1990 Tätigkeit bei der Stadtbücherei Stuttgart. 2000 Studium an der Humboldt-Universität Berlin mit dem Abschluss Wiss. Bibliothekar. Ab Frühjahr 2001 Leiterin der Stadtteil- und Schulbücherei Stuttgart-Neugereut. Seit 01.04.2008 Leiterin der Stadtbücherei Lahr. Seit 2006 in der Expertengruppe Interkulturelle Bibliotheksarbeit des DBV.



Christoph Leucht

geb. 1970, Diplomsoziologe, verh., 1 Tochter, spricht deutsch, englisch, serbisch und portugiesisch. Seit 1995 Theaterarbeit mit den Methoden des Theaters der Unterdrückten, 2003-2006 Mitarbeit am CTO Rio de Janeiro. 1997 -2001 Mitarbeiter der RAA Berlin, Projektleiter von Jugendprojekten und von Bildungsprojekten mit Flüchtlingen, Roma und mit Sinti. Seit 2002 freiberuflicher Projekt-evaluator und Consultant u.a. im Auftrag der Freudenberg Stiftung Weinheim, der Theodor-Heuss-Stiftung und der Amadeu Antonio Stiftung. Seit 2008 stell. Geschäftsführer der RAA Berlin, Projektleiter in den Bereichen Elternpartizipation und Sprachförderung, Jugendkulturlotsen und in Bildungsprojekten mit Roma und mit Sinti. Mitglied des Pakiv European Roma Network



Birgit Lotz

Leiterin der Abteilung Dezentrale Bibliotheken der Stadtbücherei Frankfurt am Main mit Arbeitsschwerpunkt Interkulturelle Bibliotheksangebote. Stipendiatin der Bertelsmann Stiftung, „Internationales Bibliotheksstipendium“; Best practice-Recherche in Queens, New York und Mitglied der Expertengruppe Interkulturelle Bibliotheksarbeit im Deutschen Bibliotheksverband (dbv)



Tobias Maier

Studierte Musikethnologie, Ethnologie und Politologie an der FU Berlin. Danach Freier Musikredakteur in Rundfunk und Print. Spezialisiert auf Weltmusik. Seit 1994 Musikredakteur, derzeit Musikchef bei RBB Radiomultikulti in Berlin.



Jama Maqsudi

Dipl. Sozialökonom, geboren in Afghanistan, Studium an der Universität Hohenheim Stuttgart. Beschäftigt bei der Arbeitsgemeinschaft Dritte Welt e.V. (Mitgliedsorganisation des DPWV) als Sozialarbeiter. Mitglied im Internationalen Ausschuss der Stadt

Stuttgart, Vorsitzender des Fachausschusses Migration des Paritätischen Landesverbands Baden-Württemberg, Gründer und Vorsitzender des Deutsch-Afghanischen Flüchtlingshilfevereins e.V.



Elena Marburg

Geboren 1950 in Sofia, Berlinerin seit 1975. Studium an der Hochschule für Chemietechnologie zu Sofia und an der Humboldt-Universität zu Berlin. Seit 1990 zunächst Ausländer-, später Migranten- und heute Integrationsbeauftragte des Bezirksamtes Marzahn-Hellersdorf von Berlin. Stabstelle des Bezirksamtes mit Querschnittsaufgaben. Entwickelt ressortübergreifend Strategien und Konzepte für die Verbesserung des Integrationsklimas für Eingewanderte im Bezirk. Trainerin für interkulturelle Kommunikation, Diversity-Trainerin.



Jürgen Markwirth

Jahrgang 1955, Diplom-Pädagoge, Leiter des Amtes für Kultur und Freizeit der Stadt Nürnberg, lange Jahre Leiter der Abteilung Interkultur-Büro, Mitglied der referatsübergreifenden „Koordinierungsgruppe Integration“ der Stadt Nürnberg, langjährige Erfahrungen in Kulturmanagement, interkultureller Arbeit und kommunaler Integrationspolitik, Referententätigkeit und Veröffentlichungen zu diesen Themenbereichen.



Mehmet Matur

1960 in der Türkei (Kirikhan) geboren, seit 1970 in Deutschland, verheiratet, drei Kinder ab 1985 im Verein Türkiyemspor Berlin ehrenamtlich in verschiedenen Bereichen aktiv, im Zeitraum 2002-2004 Vizepräsident bei Türkiyemspor Berlin und maßgebend daran beteiligt, dass der Verein mit seiner Bewerbung und seinem multikulturellen Hintergrund im Jahr 2007 den DFB-Integrationspreis in der Kategorie Verein gewann. Von 2004-2007 Mitglied im Vorstand des Berliner Fußball-Verbandes e.V., auf dem Verbandstag im Oktober 2007 in das Präsidium des Berliner Fußball-Verbandes e.V. gewählt. Seit Oktober 2007 ist er zudem Vorsitzender des Ausschusses für Integration und Migration des Berliner Fußball-Verbandes. Seit 2007 Mitglied in der Arbeitsgemeinschaft Integration & Qualifizierung des DFB.



Christine M. Merkel

Historikerin und Psychologin, Jahrgang 1955, Referentin für Kultur und Kommunikation (Memory of the World) der Deutschen UNESCO Kommission, Bonn. In dieser Funktion u.a. seit 2004 Koordination der bundesweiten Koalition Kulturelle Vielfalt. Vorstandsmitglied des Kulturausschusses des Europarats. Projektleitung der internatio-

nen Fachkonferenz „Kulturelle Vielfalt – Europas Reichtum“ im Rahmen der deutschen EU-Ratspräsidentschaft 2007. Tätig als Moderatorin und Publizistin. Zahlreiche Veröffentlichungen zu Demokratieentwicklung und Kulturpolitik. Wissenschaftliche Beiratstätigkeiten u.a. bei der Berghofstiftung/Berlin.



Dejan Perc

geb. in Deutschland, nach dem Abitur Studium der Kommunikationswissenschaft in Stuttgart-Hohenheim, danach und seitdem Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Fakultät für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften der Universität Hohenheim; u.a. Mitglied, Jugendleiter und später Vorsitzender des serbischen Kulturvereins „Heiliger Sava“ in Stuttgart; Mitglied des Verwaltungsausschusses des Stadtjugendrings; Vorstand des Stuttgarter Forums der Kulturen und seit 2004 Mitglied der gemeinderätlichen Gremien Internationaler Ausschuss und Jugendhilfeausschuss der Stadt Stuttgart.



Dörte Redmann

Dipl. Kulturpädagogin, entwickelt seit über zwanzig Jahren Projekte um Menschen in Kontakt miteinanderzubringen, der Mittler ist dabei die darstellende und bildende Kunst. Seit 2003 im interkulturellen Stadtteilkontext für den soziokulturellen „Verein für Sport, Kultur und soziale Arbeit – SPOKUSA“ in Hannover tätig.



Karin Reiser

Jahrgang 1958, Ministerialdirigentin, ist seit 2006 Leiterin der Abteilung „Teilhabe junger Menschen“ im Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Studium der Sozialpädagogik an der FH Regensburg (Diplom-Sozialpädagogin (FH)), Studium der Rechtswissenschaften an der Universität Regensburg; Abschluss 1. Staatsexamen. 1987-2006 Juristischer Vorbereitungsdienst und 2. Staatsexamen; Höhere Beamtin/Volljuristin bei der Bayerischen Staatsregierung, Schwerpunkt: Renten-, Sozial-, Familien-, Gleichstellungs- und Jugendpolitik; langjährige Referatsleiterin „Jugendpolitik/Jugendhilfe“ im Bayerischen Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie und Frauen. Ehrenamtlich aktiv bei der Deutschen Pfadfinderschaft St. Georg in Leitungsfunktion und weiteren diversen sozialen, caritativen und kulturellen Initiativen. U.a. Mitglied im Fachausschuss „Soziale und caritative Fragen“ im Landeskomitee der Katholiken in Bayern und Neuer Kunstverein Regensburg.



Hans-Joachim Ruile

geboren 1949 in Augsburg. Nach dem Abitur zunächst Studium der Tiermedizin, anschließend Studium der Pädagogik, Psychologie und Soziologie an der Philosophischen Fakultät I der Ludwig-Maximilians-Universität in München. Seit 1977 Geschäftsführer im Bürgerhaus Kresslesmühle. Zwischenzeitlich verantwortlich für Organisationen wie z. B. das Augsburger Altstadtfest, LA PIAZZA und Gründung der Interkulturellen Akademie Augsburg in Zusammenarbeit mit dem Mesopotamien Verein. Während der Jahre nationale und internationale Jury-Tätigkeiten für kulturelle Ereignisse und Erhalt vielfältiger Preise wie z. B. Verleihung des Kulturpreises 2006 der Kulturpolitischen Gesellschaft an das Kulturhaus Kresslesmühle.



Jakob Ruster

Geschäftsführer des Verbands für interkulturelle Arbeit Bayern e.V., Dipl. Volkswirt, Zusatzausbildung Organisationsentwicklung (TOPS), langjährige Berufserfahrung in der Migrations- und interkulturellen Arbeit, diverse Fortbildungen zum Thema Interkulturelle Verständigung. Tätigkeitsfelder: Projektmanagement und Beratung von Institutionen und Einrichtungen zur interkulturellen Öffnung, Konzeption und Evaluation der LIDIA Weiterbildung. Konzeption und Durchführung von Fachtagen und Seminaren, Projektentwicklung, Einführung von interkulturellem Qualitätsmanagement.



Dr. Rüdiger Sareika

Jahrgang 1949. Studium der Germanistik und Sozialwissenschaften. Seit 1981 Studienleiter an der Evangelischen Akademie Villigst (vorm. Iserlohn). Tagungen, Ausstellungen und Projekte; Vorträge und Veröffentlichungen im Bereich Kunst, Kultur und Interkultur. Kooperation mit regionalen, nationalen und internationalen Organisationen. Seit 2001 Beauftragter für Kunst und Kultur der Evangelischen Kirche von Westfalen.



Sabine Schirra

geboren 1955, Studium der Kunstwissenschaft und Romanistik in Bochum, Aachen, Dijon und Paris, seit 1992 Leiterin des Kulturamtes der Stadt Mannheim. Aktuelle Arbeitsschwerpunkte des Kulturamtes: Stadtteilkulturarbeit, interkulturelle Kulturarbeit, Kreativwirtschaft (Film, Musik und Popkultur), Qualitätsmanagement.



Susanne Schneeorst

Betreut seit 1987 bei der Stadtbibliothek Nürnberg das Arbeitsgebiet „Fremdsprachenlektorat – Multikulturelle Bibliotheksarbeit“. War in den 90er Jahren Mitglied der IFLA Section on Library Services to Multicultural Populations und hat verschiedene Artikel zum Thema veröffentlicht. Seit 2006 Mitglied der Expertengruppe Interkulturelle Bibliotheksarbeit der Sektion 1 des Deutschen Bibliotheksverbandes.



Dolores Smith

spanisch-britischer Herkunft, aufgewachsen in NRW. Studium der Erziehungs- und Sozialwissenschaften, Anglistik, Romanistik, Journalistisches und Kreatives Schreiben in NRW, England und den USA. Schwerpunkte Interkulturelle Pädagogik/ Interkulturelle Kommunikation, Kreativitäts-/Innovationsforschung und Wissenschaftstheorie. Zusatzausbildung in den Bereichen Film und Theaterpädagogik. Von Oktober 2005 bis Ende Mai 2008 wissenschaftliche Begleitung des vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderten Modellprojekts „Der KUNSTcode – Jugendkunstschulen im interkulturellen Dialog“ beim Bundesverband der Jugendkunstschulen und Kulturpädagogische Einrichtungen (bjke) e.V.



Jörg Stüdemann

Studium der Germanistik und Sozialwissenschaften an der Ruhruniversität Bochum. Beruflicher Werdegang: Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Germanistischen Institut der Ruhruniversität Bochum, Angestellter in der Initiative Zentrum Zeche Carl e.V., Essen, Leiter Film- und Kulturzentrum Pentacon, Dresden. 1994-2000 Beigeordneter für Kultur, Jugend und Sport der Stadt Dresden. Seit 2000 Beigeordneter für Kultur, Sport und Freizeit der Stadt Dortmund. Vorstandsmitglied der Kulturpolitischen Gesellschaft, Kuratorium Kunstsammlung NRW, Vorsitzender des Kulturausschusses Städtetag NRW.



Dr. Mark Terkessidis

Diplom-Psychologe, von 1992 bis 1994 Redakteur der Zeitschrift „Spex“. 2001 Gründung des „Institute for Studies in Visual Culture“ in Köln. Lebt als freier Autor in Köln und Berlin und veröffentlichte zuletzt: Die Banalität des Rassismus. Migranten zweiter Generation entwickeln eine neue Perspektive (Bielefeld: Transcript, 2004), Fliehkraft. Gesellschaft in Bewegung – Von Migranten und Touristen (Zusammen mit Tom Holert, Köln: Kiepenheuer & Witsch 2006).



Susanne Theilmann

Jahrgang 1979, aufgewachsen mit wachen Augen in Magdeburg vor und nach der Wende, Studium der Interkulturellen Pädagogik an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg; nach Migrationssozialarbeit und Täter-Opfer-Ausgleich seit 2006 Mitarbeiterin der RAA Mecklenburg-Vorpommern e.V. im Regionalzentrum für demokratische Kultur Westmecklenburg, Bereich mobile Beratung, Rechtsextremismus sowie Beratung von Vereinen und Trägern interkultureller Arbeit in Mecklenburg-Vorpommern. Parallel dazu seit 2005 als Mitglied im Kooperationsnetz bipad (Bildung, Partizipation und Diversität) engagiert, einer unabhängigen Arbeits- und Kommunikationsplattform interkultureller Theorie und Praxis. Publikation zur Arbeit mit unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen (bis-Verlag Oldenburg 2005) und Rechts-Extremismus.



Ilija Trojanow

1965 in Sofia geboren, aufgewachsen in Nairobi, studierte Jura, Ethnologie und Havarie in München. 1989 Gründung des Marino Verlags für Bücher über Afrika. Übersetzer, Autor und Publizist, vor allem für FAZ, NZZ und die taz. Lebte von 1998-2003 in Bombay, von 2003-2006 in Kapstadt. Seit 2007 in Wien zuhause.



Dr. Helga Trüpel

geboren 1958, ist Abgeordnete von BÜNDNIS 90/Die Grünen im Europa-Parlament und stellvertretende Vorsitzende des Kulturausschusses. Die promovierte Literaturwissenschaftlerin gehörte von 1991 bis 1995 dem Bremer Senat als Senatorin für Kultur und Ausländerintegration an. Von 1987 bis 2004 war sie Abgeordnete der Bremischen Bürgerschaft; zuletzt als Vizepräsidentin des Landtags.



Sibel Ulucan

geboren 1971 in Istanbul/Türkei, hat an den Universitäten Mainz, Göttingen, Salamanca/Spanien Romanistik und Ethnologie sowie an der Humboldt-Universität zu Berlin Bibliotheks- und Informationswissenschaft studiert. Sie hat u.a. als Wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Hispanistik und als Praktikantin im Pressestab der Bundesmigrationsbeauftragten gearbeitet. Ihre Interessenschwerpunkte liegen in der Interkulturellen Bibliotheksarbeit, Vermittlung von Informations- und Medienkompetenz sowie Leseförderung, Medienlinguistik, Sprachenpolitik und der aktuellen Frauenliteratur der Romania. Sie hat eine Studie zur Interkulturellen Bibliotheksarbeit in Berlins Öffentlichen Bibliotheken verfasst.



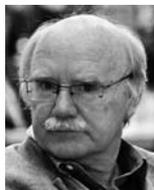
Ingrid Wagemann

Jg. 1957, Dipl. Sozialpädagogin und Supervisorin. 1988-2001 Aufbau und Geschäftsführung von Stadtteilkulturarbeit in der hannoverschen Nordstadt, seit 2001 Regionalberaterin der Landesarbeitsgemeinschaft Soziokultur in Niedersachsen, seit 2001 Kommunalpolitikerin in der Stadt Hannover (für Bündnis 90/die Grünen). In der Region Hannover zuständig als Beraterin für Kulturinitiativen und -vereine aller Kultursparten von ehrenamtlichen Initiativen bis zu großen Kulturzentren. Konzeptioneller Schwerpunkt der LAGS in der Entwicklung der interkulturellen Arbeit in der Soziokultur im Rahmen des Gesamtkonzeptes „Demographischer Wandel“.



Friedemann Walther

geboren 1966 in Karlsruhe, aufgewachsen im Schwarzwald und in Tansania, Studium der Politikwissenschaft in Freiburg und an der FU Berlin, 1994 Abschluss als Dipl.-Pol.; seit 1994 beruflich tätig beim Berliner Senat, derzeit als Referatsleiter in der Senatskanzlei. Seit vielen Jahren in unterschiedlichen Bereichen bürgerschaftlich engagiert, u. a. beim Aufbau der Bürgerstiftung Neukölln. Seit der Gründung im November 2005 Vorsitzender des Vorstands.



Dr. Bernd Wagner

geb. 1948, wissenschaftlicher Leiter des Instituts für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft, Bonn und verantwortlicher Redakteur der Kulturpolitischen Mitteilungen; wohnhaft in Frankfurt am Main; Studium der Sozialwissenschaften in Frankfurt/M.; langjährige Tätigkeit im Verlagsbereich und als kulturpolitischer Publizist; Durchführung zahlreicher kulturpolitischer Projekte sowie Buch- und Zeitschriftenbeiträge zu Fragen der Kulturpolitik und Kulturförderung, zur interkulturellen Kulturarbeit, zum ehrenamtlich-bürgerschaftlichen Engagement in der Kultur, zu Kunst, Kultur und Nachhaltigkeit und kultureller Globalisierung, u. a. „Jahrbücher für Kulturpolitik“, Essen 2000ff.



Jutta Weduwen

Studium der Soziologie in Hamburg, Jerusalem, Berlin. Seit 2001 Referentin bei Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, zuständig für den Projektbereich Interkulturalität und Internationale Freiwilligendienste. Arbeitsschwerpunkte: Geschichte(n) in der Einwanderungsgesellschaft, Israel, Antisemitismus.


Prof. Dr. Karin Weiss

geb. in Berlin, Studium der Erziehungswissenschaften an der FU Berlin, Promotion an der Universität Tel Aviv, 1993-2006 Professorin für Sozialpädagogik an der Fachhochschule Potsdam mit den Arbeitsschwerpunkten Sozio-kulturelle Jugendarbeit, Migration und Integration seit 2007 Integrationsbeauftragte des Landes Brandenburg


Prof. Dr. Karin v. Welck

geb. 1947 in Buir bei Köln, ist seit 2004 Senatorin der Behörde für Kultur, Sport und Medien der Freien und Hansestadt Hamburg. Seit Oktober 1998 ist sie zusätzlich als Generalsekretärin der Kulturstiftung der Länder tätig. Nach jahrelanger Erfahrung als Museumsdirektorin, erschienen zahlreiche Veröffentlichungen zu museologischen und ethnologischen sowie seit 1999 zu kultur- und stiftungspolitischen Fragestellungen in ihrem Namen.


Benjamin Wösten

Kulturanthropologe M.A, geb. 1980 in Krefeld. Studium der Kulturanthropologie, Orientalistik und Betriebswirtschaftslehre an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main (2001-2007). Seit Februar 2008 wissenschaftlicher Mitarbeiter der INBAS-Sozialforschung. Forschungsschwerpunkte: wissenschaftliche Begleitung im Bereich Migration/Integration, insb. freiwilliges Engagement; Aspekte und Faktoren kulturellen Wandels in modernen Gesellschaften. Aktuelles Forschungsprojekt: Evaluation des Bundesprogramms „Freiwilligendienste machen kompetent“ im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2007-2010)


Katja Worch

Jahrgang 1977; aufgewachsen in Wittenberge (heutiges Land Brandenburg); Studium der Interkulturellen Pädagogik an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg und Universität Groningen; im Juli 2005 Rückkehr ins Land Brandenburg als Mitarbeiterin der RAA Brandenburg (Demokratie und Integration Brandenburg e.V.); seitdem als Projektleiterin in Modellprojekten im Rahmen von „Equal“ und „Vielfalt tut gut“ tätig; Arbeitsschwerpunkte: interkulturelle/vorurteilsbewusste Bildung insbesondere in ländlichen Räumen und Land Brandenburg; Gründungsmitglied des Kooperationsnetzes bipad (Bildung, Partizipation und Diversität),



Publikation zu Ansätzen der Integration von Jugendlichen mit Migrationshintergrund in Bildungseinrichtungen im Land Brandenburg.

Florin Zaheu

Geboren 1968 in Bukarest, Rumänien. Nach dem Abitur 1990 zwecks Familienzusammenführung wohnhaft in Stuttgart. Vorstandsmitglied des „Forum der Kulturen e.V.“ Teilnahme an zahlreichen interkulturellen Projekten in Stuttgart, u.a. an dem Fortbildungsprogramm für Migrantenkulturvereine. Vorsitzender des „Deutsch-Rumänischen Forums Stuttgart e.V.“ Studie zu deutsch-rumänischen Kulturbeziehungen, Entwicklung des Projekts „Rumänien ANNO 2007“. Vorstandsmitglied des „Fördervereins des Freien Radios für Stuttgart e.V.“ Entwicklung des Projekts „Multicolor – alles außer hochdeutsch“. Gründungs- und Vorstandsmitglied des „Bund Rumänisch-Deutscher Vereine in Deutschland e.V.“


Marcela Zuñiga Medina

Sozialarbeiterin, geboren 1969 in Santiago de Chile. Seit 2006 wieder in Deutschland, Wohnort Leipzig. Seit Oktober 2007 Projektleiterin des Modellprojektes „Empowermenttrainings für Jugendliche mit Migrationshintergrund und Elternworkshops in Sachsen“ im Verband binationaler Familien und Partnerschaften iaf e.V. Diverse Fortbildung und Berufserfahrung in der interkulturellen Arbeit und diversity Management. Seit Januar 2008 Mitbegründerin des Instituts für psychosoziale Gesundheit Leipzig, mit den eigenen Arbeitsfeldern Hilfen zur Erziehung, Fort- und Weiterbildung, Diversitymanagement und Migration.


Petra Zwaka

geb. 1953 in Berlin ist Leiterin des Verbundes der regionalen Museen Tempelhof-Schöneberg in Berlin. Sie hat dort zahlreiche Ausstellungen und Publikationen zur Stadt- und Kulturgeschichte des Bezirks durchgeführt. 1994 gründete sie als integralen Bestandteil des Museums das Jugend Museum, in dem für junge Menschen kontinuierlich Projekte mit interkulturellem Ansatz entwickelt werden. Seit 2005 stellvertretende Vorsitzende des Bundesverbandes Deutscher Kinder- und Jugendmuseen und Mitglied des Vorstandes des europäischen Kindermuseumsverbandes 'Hands on! Europe'.

Stuttgarter Impulse zur kulturellen Vielfalt

Nichts von ihrer Gültigkeit verloren haben die „Stuttgarter Impulse zur kulturellen Vielfalt“, die auf Grundlage der Diskussionen des 1. Bundesfachkongresses Interkultur im Oktober 2006 vom Kongressbeirat, dem Initiativkreis „Bundesweiter Ratschlag Kulturelle Vielfalt“ im Herbst 2006 erarbeitet wurden. Die Impulse waren auch Ausgangsbasis des Nürnberger Kongresses und behalten weiter ihre Gültigkeit. Deshalb sollen sie an dieser Stelle nochmals publiziert werden.

Die Stuttgarter Impulse möchten politischen EntscheidungsträgerInnen und MultiplikatorInnen auf Bundes-, Landes- und kommunaler Ebene einige Leitlinien und praktische Handlungsempfehlungen vorschlagen. Zugleich sind sie Grundlage für eine weitere vertiefende Diskussion mit dem Ziel der Erarbeitung praktischer Handlungskonzepte auf dem 2. Bundeskongress Interkultur in Nürnberg.

PRÄAMBEL:

Nach langen Jahren oft unfruchtbarer Kontroversen über Einwanderung, Multikultur, Ausländergesetzgebung und Integration hat sich inzwischen als weitgehender Konsens herausgebildet: Deutschland ist ein Zuwanderungsland und bedarf entsprechender politischer, gesetzlicher und gesellschaftlicher Maßnahmen. Während in Teilen der Bevölkerung die Neigung zu Rechts extremismus und Rassismus besorgniserregend ansteigt, ist in der Öffentlichkeit und der Politik insgesamt eine wachsende Sensibilität für die Bedingungen eines friedlichen Miteinanders zu verzeichnen. Dies stellt eine Chance dar, vorliegende Erkenntnisse in politisches Handeln und in die Schaffung tragfähiger Strukturen umzumünzen, sowie wegweisende Ansätze und Projekte zu vernetzen, zu verstetigen und weiter zu qualifizieren. Im Sinne eines Intercultural Mainstreaming sollten die kulturelle Teilhabe und die Ausdrucksmöglichkeit aller in Deutschland lebenden Menschen zu einer gesamtgesellschaftlichen Aufgabe werden.

I. LEITLINIEN:

1. Für den Zusammenhalt und die Zukunft unserer multiethnischen Gesellschaft wie auch für ein friedliches Miteinander in der globalisierten Welt sind Toleranz, gegenseitige Ach-

tung und Anerkennung allgemeine Voraussetzungen. Daher ist der Erwerb interkultureller Kompetenz unverzichtbar. Die aktive Wertschätzung kultureller Vielfalt und des interkulturellen Dialogs stellt eine Herausforderung an unsere Lernfähigkeit dar. Gefordert ist eine Politik, die kulturelle Vielfalt als gesellschaftliche Ressource, nicht als Bedrohung begreift und entsprechende Rahmenbedingungen schafft.

2. Kulturelle Vielfalt ist kein Ressortthema, sondern immanenter Bestandteil von Kultur und damit eine Querschnittsaufgabe. Daher gilt es, bisher getrennte Diskurs- und Handlungsfelder zusammenzuführen. Wir brauchen disziplin- und ressortübergreifende Zuständigkeiten und Kooperationen insbesondere in den Bereichen Bildung, Jugend, Kultur, Soziales, im interreligiösen Dialog und in der Entwicklungszusammenarbeit.
3. Kulturelle Hierarchisierungen im Sinne eines eurozentristischen bzw. abgrenzenden Leitbildes sind unfruchtbar. Selbstverständlich müssen sich Gesellschaften auf einen gemeinsamen rechtlichen und politischen Rahmen einigen. Der individuelle und gruppenbezogene Ausdruck kultureller Diversität und selbstbestimmter Differenz steht jedoch nicht im Widerspruch dazu.
4. Die auf nationaler Ebene – im Bund, den Ländern, den Kommunen – verankerte Politik und Praxis profitiert davon, wenn sie verstärkt in Übereinstimmung mit internationalen Abkommen wie der „Agenda 21“, den „Millennium Development Goals“ oder dem „Übereinkommen über Schutz und Förderung der Vielfalt kultureller Ausdrucksformen“ geschieht und diese in konkrete Aktionsprogramme überführt.

II. HANDLUNGSEMPFEHLUNGEN:

1. Kulturelle Vielfalt in allen Konzepten der Kulturpolitik verankern.

In dem Maße wie der an aktuellen Daten zur Bevölkerungsentwicklung orientierte Aspekt Interkultur in die konzeptionellen Grundlagen der Kulturpolitik – in Kulturleitlinien des Bundes, in die Kulturentwicklungspläne der Länder und Kommunen etc. – einbezogen ist, wird erkennbar, dass kulturelle Vielfalt kein Nischenthema ist, sondern ein immanenter Bestandteil von Kultur.

2. Kulturelle Vielfalt in allen Bereichen medialer Öffentlichkeit zur Geltung bringen.

Die Medien sind unverzichtbar für Verständigungs-, Lern- und Orientierungsprozesse einer offenen demokratischen Gesellschaft. Das Themenfeld ist anspruchsvoll und gegenüber populistischer Stimmungsmache gefährdet. In Erfüllung ihrer demokratischen Verantwortung sind die Medien verpflichtet, entsprechende fachliche und journalistische Kompetenz zu entwickeln und die gesellschaftliche Veränderung durch interkulturelle Öffnung ihrer Institutionen und direkte Beteiligung von MigrantInnen an den Produktionen medialer Öffentlichkeit realitätsgerecht abzubilden.

3. Kommunale Ansätze mit internationalen Abkommen verbinden.

Wenn es zum Beispiel gelingt, das 2005 von der UNESCO verabschiedete „Übereinkommen über Schutz und Förderung der Vielfalt kultureller Ausdrucksformen“ durch einen nationalen Aktionsplan, der Strukturen und Ressourcen bereitstellt, mit Leben zu erfüllen, kann diese „Magna Charta der Internationalen Kulturpolitik“ hierzulande eine hohe politische Dynamik entfalten. Denn das Übereinkommen, das Vielfalt als Zukunftsressource verhandelt und letztendlich die „Spielregeln“ der Globalisierung neu definiert, liefert einen so nie da gewesenen Bezugsrahmen, um kommunale Ansätze mit internationalen Abkommen zu verbinden.

4. Internationalität als Standortfaktor ausbauen.

Kommunen, die es versäumen, sich mit Internationalität und Interkulturalität auseinanderzusetzen, verlieren an Bindekraft. Gefragt ist heute Weltoffenheit nicht mehr nur nach außen, sondern nach innen – in Nachbarschaften, die man sich oft nicht aussuchen kann. Hier zu einem Klima des Respekts und der Anerkennung beizutragen, gemeinsam nach zukunftsfähigen Lebensformen zu suchen, ist eine lohnende Herausforderung und stärkt die Innovationsfähigkeit einer Kommune – gerade in Krisenzeiten!

5. In allen Kultureinrichtungen, Programmen und Förderverfahren kulturelle Vielfalt berücksichtigen.

Alle Kultureinrichtungen sollten in ihren Programmen, ihrem Publikum und bei ihren MitarbeiterInnen die kulturelle Vielfalt der Gesellschaft widerspiegeln. Je mehr sich auch etablier-

te Kultureinrichtungen wie Konzert- und Theaterhäuser, Museen und Bibliotheken diesbezüglich öffnen, desto attraktiver werden sie, insbesondere für junges Publikum! Bei den Entscheidungen über die Vergabe öffentlicher Fördermittel können interkulturell besetzte Jurys zu mehr Sensibilität für kulturelle Vielfalt führen. Wo Förderprogramme entwickelt oder überarbeitet werden, ist es ratsam, gerade im Blick auf Interkultur verstärkt die jeweils spezifischen Verhältnisse vor Ort – Stadt/Land, hoher oder niedriger MigrantInnen-Anteil – zu berücksichtigen. Auch ist die Bildung neuer, teilweise hybrider kultureller Ausdrucksformen zu würdigen und zu fördern, denn Kulturen – und damit auch Herkunftskulturen – sind nicht statisch. Generell sollte die Förderung interkultureller Kulturarbeit nicht beim Integrationsbeauftragten oder ähnlichen Stellen, sondern im Kulturbereich angesiedelt sein. Und in allen Förderentscheidungen braucht es ein Höchstmaß an Transparenz.

6. Projektarbeit verstetigen.

Um wegweisende Praktiken zu verstetigen, kommt es darauf an, neben Projekten verstärkt Prozesse mit den notwendigen Ressourcen zu unterstützen. Das erfordert neue Förderformen und neue Kooperationsformen, auch mit neuen Partnern – einschließlich der Wirtschaft und ihren Verbänden. Die Parole: Quer denken, quer handeln, quer fördern.

7. Die MigrantInnen als Brückenbauer zwischen Ländern und Kulturen verstehen.

Die Diasporagruppen in der Bundesrepublik Deutschland und ihre zivilgesellschaftlichen Organisationen verfügen über ein Expertenwissen, das systematisch für die Optimierung der Entwicklungszusammenarbeit nutzbar gemacht werden kann. Die Stärkung der Diasporagruppen sowie ihre politische, kulturelle und ökonomische Partizipation und Integration in Deutschland sind die beste Voraussetzung dafür, dass ideelle und materielle Transferleistungen zur nachhaltigen Entwicklung der Heimatländer beitragen können. Derlei private Transferleistungen sollen nicht doppelt besteuert werden.

8. Die Herkunftssprachen von MigrantInnen wertschätzen.

Die Sprachen von MigrantInnen sind keine Defizite, sondern gesellschaftliche und ökonomische Ressourcen! Eine solche Wertschätzung bedeutet, vom Kindergarten an neben dem Erwerb der deutschen Sprache Mehrsprachigkeit zu pflegen und die Sprachen von MigrantInnen wie Englisch,

Französisch oder andere Weltsprachen zu behandeln. Der muttersprachliche Unterricht soll von hier ausgebildeten Lehrkräften erteilt werden.

9. Intercultural Mainstreaming im Bildungswesen verwirklichen.

Das beinhaltet zu allererst, in sämtlichen Lehrplänen – beginnend mit der Grundschule über die Berufsbildung bis zur Universität – den Erwerb von interkultureller Kompetenz, von Wissen über Kulturen sowie über Kultur als dynamischen Prozess zu integrieren. Hierzu ist es unverzichtbar, Personen mit Migrationshintergrund in die Lehrplanentwicklung einzubeziehen. Auch sollte das pädagogische Personal in den Bildungseinrichtungen selbst die demografische Entwicklung durch Zuwanderung widerspiegeln. Dazu gehört auch die interreligiöse Neustrukturierung der Lehrerbildung und die Einrichtung islamischer Lehrstühle. Und schließlich: Es ist an der Zeit, die Zusammenarbeit mit den Eltern jenseits reiner Elterninitiativen im Regelsystem zu verankern und die Lehrkräfte dafür zu schulen. Wo MigrantInnen und ihre Organisationen aktiv an der Konzeption und Umsetzung von Elternarbeit beteiligt sind, fördert das die Identifikation mit dem gesamten eigenen Lebensumfeld.

10. Schulen in die Kommunen hinein vernetzen.

Eine offene, unbürokratische Zusammenarbeit zwischen Schulen, Jugendämtern, Altenheimen, kommunalen Einrichtungen, Religionsgemeinden etc. unterstützt die gegenseitige Integration und trägt dazu bei, dass die gesamte Kommune sich als eine Lerngemeinschaft begreift.

11. Die Chancengleichheit in der Jugendarbeit verbessern.

Die interkulturelle Öffnung der Jugendarbeit ist eine Querschnittsaufgabe auf sämtlichen Ebenen. Sie muss aus zwei Dimensionen bestehen: der interkulturellen Öffnung von Strukturen und Angeboten der Jugendarbeit und dem Empowerment von MigrantInnen-Jugendorganisationen. Dabei darf dieses Empowerment nicht defizitorientiert sein und gesellschaftliche Vorurteile reproduzieren, sondern es muss Freiräume für Identitätsbildung und Partizipation schaffen. Unverzichtbar sind hier ein verbesserter Zugang von MigrantInnen-Organisationen zu Förderinstanzen und eine verstärkte Präsenz von MigrantInnen als stimmberechtigte VertreterInnen in sämtlichen politischen Gremien, auch in Führungspositionen.

12. Die aktive Teilhabe von Frauen am interkulturellen und interreligiösen Dialog stärken.

Das Verhältnis der Geschlechter zueinander ist fraglos kulturell determiniert und die Dominanz der Männer in allen Gesellschaften nachgewiesen. Das gilt auch dort, wo die Gleichberechtigung von Mann und Frau rechtswirksam festgeschrieben ist. Die Gleichberechtigung von Mann und Frau durchzusetzen ist eine der großen Herausforderungen im 21. Jahrhundert. Auf die Frage nach dem „Wie“ gibt es nicht eine Antwort; diese ist in vielfältigen Zusammenhängen zu suchen und praktisch zu gestalten. Änderungen brauchen den offenen Dialog, beruhend auf den Erfahrungen der Menschen mit unterschiedlichen kulturellen Biografien. Wie auf internationaler Ebene ist auch in nationalen und lokalen Zusammenhängen die angemessene Repräsentanz von Frauen – nicht zuletzt von Theologinnen und Frauenverbänden der Religionsgruppen und -gemeinschaften – auf allen Ebenen des interkulturellen und interreligiösen Dialogs unverzichtbar. Die Erfahrung der Frauenbewegung hat weltweit gezeigt: Der verstärkte Einfluss von Frauen ist nicht nur für Frauen gut, es profitiert vor allem die Gesellschaft.

13. Den Dialog zwischen den Religionen weiterentwickeln und dabei Geltungsansprüche anderer Denk- und Glaubenssysteme einbeziehen.

Auch Kommunikationsformen sind kulturell beeinflusst. Insbesondere im Blick auf den interreligiösen Austausch kommt es daher heute darauf an, systematisch Methoden und Strategien für eine angemessene Dialogkultur zu entwickeln. Zu deren Merkmalen zählen horizontale Dialogformen – alle lernen voneinander –, die Inszenierung eines kontinuierlichen Austauschs auf kommunaler und Länderebene, etwa in Form Runder Tische, sowie die Verankerung des Dialogs auf möglichst breiter gesellschaftlicher Basis – mit der Verwaltung, den Verbänden, im Bildungsbereich und nicht zuletzt auch mit den Medien. Der Austausch zwischen den Religionen sowie der Diskurs mit jenen gesellschaftlichen Gruppen, die sich keiner Religionsgemeinschaft zugehörig fühlen, muss im Sinne eines pluralistischen und demokratischen Gemeinwesens intensiviert werden. Geltungsansprüche unterschiedlicher Denk- und Glaubenssysteme bedürfen eines kontinuierlichen Diskurses mit dem Ziel gegenseitiger Anerkennung.

Der 2. Bundesfachkongress Interkultur wurde gefördert und durchgeführt im Rahmen des Programms "VIELFALT TUT GUT! - Jugend für Vielfalt, Toleranz und Demokratie" des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

Weiterer Förderer war die Stadt Nürnberg.

Konzeption und Organisation:
Amt für Kultur und Freizeit der Stadt Nürnberg und Forum der Kulturen Stuttgart e.V. in enger Zusammenarbeit mit dem Programmbeirat des Bundesprogramms „VIELFALT TUT GUT!“, dem Initiativkreis "Bundesweiter Ratschlag Kulturelle Vielfalt", der Kulturpolitischen Gesellschaft e.V. und der Deutschen UNESCO-Kommission e.V. sowie dem Institut für soziale und kulturelle Arbeit ISKA pgGmbH.

Programmplanung:
Jürgen Markwirth (Amt für Kultur und Freizeit der Stadt Nürnberg), Svetlana Acevic, Rolf Graser (Forum der Kulturen Stuttgart e.V.), Dr. Bernd Wagner (Kulturpolitische Gesellschaft e.V., Bonn), Torsten Groß (Institut für soziale und kulturelle Arbeit ISKA, Nürnberg) unter Mitwirkung von Dr. Mehmet Alpбек (Türkischer Bund Berlin-Brandenburg), Dr. Stephan Bundschuh und Birgit Jagusch (Informations- und Dokumentationszentrum für Antirassismuserbeit e.V., Düsseldorf), Dr. Andreas Eberhardt (Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V., Berlin), Ulla Harting (Staatskanzlei Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf), Andreas Freudenberg, Basti Hofmann (Arbeitsgemeinschaft creole – Weltmusik aus Deutschland, Berlin), Birgitt Glöckl und Günter Joschko (Deutsche Akademie für Fußball-Kultur, Nürnberg), Tina Jerman (Exile Kulturkoordination e.V., Essen), Ana María Jurisch (Büro für Interkulturelle Kommunikation, Aachen), Dr. Dorothea Kolland (Kulturamt Neukölln, Berlin), Christine M. Merkel (Deutsche UNESCO-Kommission, Bonn), Rosemarie Meyer-Behrendt (Staatskanzlei Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf), Ulrich Nitschke (Servicestelle Kommunen in der Einen Welt, InWEnt, Bonn), Jakob Ruster und Michaela

Hillmeier (VIA Bayern – Verband für interkulturelle Arbeit e.V., München), Dr. Rüdiger Sareika (Evangelische Akademie Villigst, Schwerte), Susanne Schneeorst (Stadtbibliothek Nürnberg)

Kongressorganisation:
Heidi Walter, Sevim Coşkun, Karin Schüch, Karin Engelhardt u.a. (Amt für Kultur und Freizeit der Stadt Nürnberg)

Der Initiativkreis „Bundesweiter Ratschlag Kulturelle Vielfalt“ ist ein Zusammenschluss von Persönlichkeiten aus unterschiedlichen Institutionen aus dem gesamten Bundesgebiet, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, den Diskurs zu Fragen des Umgangs mit kultureller Vielfalt in Deutschland bereichsübergreifend voranzubringen. Viele seiner Mitglieder waren an der Vorbereitung und Durchführung des 2. Bundesfachkongresses Interkultur beteiligt. In der Zeit zwischen den zweijährlich geplanten Bundesfachkongressen sind weitere Formen des fachlichen Austausches geplant.

Kontakt:
Kulturpolitische Gesellschaft e.V.,
Dr. Bernd Wagner,
Weberstr. 59 a, 53113 Bonn, T
0228/201 67-0,
F 0228/201 67 33,
wagner@kupoge.de

**Dokumentation des
2. Bundesfachkongresses Interkultur**

Herausgeber:

Forum der Kulturen Stuttgart e.V. in
Zusammenarbeit mit dem Amt für Kultur und
Freizeit der Stadt Nürnberg

Redaktion: Jürgen Markwirth, Sevim Coşkun

Fotos: Claus Felix

Druck: GuS-Druck GmbH, Stuttgart

Schutzgebühr: 10 Euro

Bezug:

Forum der Kulturen Stuttgart e.V.

Marktplatz 4, 70173 Stuttgart

Tel. 0711/24 84 80 8-0

Fax 0711/24 84 80 8-88

info@forum-der-kulturen.de

www.forum-der-kulturen.de

Stadt Nürnberg, Amt für Kultur und Freizeit

Gewerbemuseumsplatz 1

90403 Nürnberg

Tel. 0911/231-3325, Fax 0911/231-8166

kuf@stadt.nuernberg.de

www.kuf-kultur.de

www.bundesfachkongress-interkultur.de



Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend



Nürnberg

KUF:



Kulturpolitische Gesellschaft e.V.

